



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

28. JAHRGANG, DEZEMBER 1992, HEFT 4

KLAUS GIETINGER:

Nachtrag zu den Nachträgen

HUBERT VAN DEN BERG:

**„Frauen, besonders Frauenrechtlerinnen,
haben keinen Zutritt!“ Misogynie und
Antifeminismus bei Erich Mühsam**

WOLFGANG HAUG:

**Die Beziehung von Anarchismus und
Expressionismus am Beispiel Erich Mühsams**

BERND ROTHER:

**Otto Grotewohl (1894–1964). Biographische
Skizze seiner Braunschweiger Jahre**

**TAGUNGSBERICHTE • FORSCHUNGS- UND
PUBLIKATIONSVORHABEN • NEUE
LITERATUR • JAHRESREGISTER**

neu bei dietz

**Die Herausgabe der MEGA wird fortgesetzt!
Weitere Bände in Vorbereitung!**



**Karl Marx/Friedrich Engels
Gesamtausgabe (MEGA)**

*Erste Abteilung:
Werke · Artikel · Entwürfe*

**Band I/20 September 1864
bis September 1867**

Text und Apparat

2097 Seiten · 1 Karte, 35 Abbildungen
Kunstleder · 398,00 DM
ISBN 3-320-00012-8

Der Band umfaßt vor allem die Arbeit von Marx und Engels in der I. Internationale. Er widerspiegelt ihre Auseinandersetzung mit dem Lassalleanismus, Proudhonismus und Tradeunionismus sowie ihren Standpunkt zu außenpolitischen Prinzipien der Arbeiterklasse und der Bündnispolitik gegenüber den nationalen Befreiungsbewegungen. Der Band enthält die Gründungsdokumente der Internationale, die Protokolle und Beschlüsse der Londoner Konferenz 1865, die Protokolle und Dokumente des Generalrats von Oktober 1864 bis August 1867 und behandelt die Vorbereitung und den Verlauf des Genfer Kongresses 1866.

Als nächster Band befindet sich II/4.2 in Vorbereitung. Preis etwa 298,00 DM.

Bisher sind 45 MEGA-Bände erschienen:

I. Abteilung

Bände 1, 2, 3, 10, 11, 12, 13, 18, 22, 24, 25, 26, 27, 29

II. Abteilung

Bände 1/1, 1/2, 2, 3/1, 3/2, 3/3, 3/4, 3/5, 3/6, 4/1, 5, 6, 7, 8, 9, 10

III. Abteilung

Bände 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8

IV. Abteilung

Bände 1, 2, 4, 6, 7, 8, 9

Alle diese Bände sind weiterhin lieferbar.
Jeder Band kostet 248,- DM.

Dietz Verlag Berlin
Weydingerstraße 14/16
O - 1020 Berlin

dietz berlin



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	KLAUS GIETINGER: Nachtrag zu den Nachträgen.....	S. 478a
	HUBERT VAN DEN BERG: „Frauen, besonders Frauenrechtlerinnen, haben keinen Zutritt!“ Misogynie und Antifeminismus bei Erich Mühsam.....	S. 479
	WOLFGANG HAUG: Die Beziehung von Anarchismus und Expressionismus am Beispiel Erich Mühsams.....	S. 511
	BERND ROTHER: Otto Grotewohl (1894–1964). Biographische Skizze seiner Braunschweiger Jahre (1894–1933).....	S. 523
	HELMUT KONRAD: Die Linzer Konferenz der ITH diskutierte über Geschlecht und Klasse.....	S. 533
	BERTHOLD GRZYWATZ: Berlin 1932 — Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Anmerkungen zu einer Tagung in der Akademie der Künste, Berlin-Tiergarten.....	S. 537
	ERIKA BUCHOLTZ UND THOMAS FRANZ: DDR-Akten und Quellenkritik. Ein Tagungsbericht.....	S. 554
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (93). Bearbeitet von Franz Jean Frohn.....	S. 560
	NEUE LITERATUR	
	Klaus Bergmann, Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter, Opladen 1991 (Thomas Lindenberger).....	S. 572
	Frauengeschichte: Gesucht — gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung. Hrsg. von Beate Fieseler und Birgit Schulze, Köln, Weimar und Wien 1991 (Anna Köbberling).....	S. 573
	Klaus Reuter, Lebensgeschichte und religiöse Sozialisation. Aspekte der Subjektivität von Arbeiterautobiographien aus der Zeit der Industrialisierung bis 1914, Frankfurt a.M. u.a. (Michael Rudloff).....	S. 575
	Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hrsg. von Marcel van der Linden und Gottfried Mergner, Berlin 1991 (Otfried Scholz).....	S. 576
4/92 Dez.	Die Umwertung der sowjetischen Geschichte. Hrsg. von Dietrich Geyer, Göttingen 1991 (Theodor Bergmann).....	S. 577

Werner Hartung, *Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität*,
Hannover 1991 (*Beatrix Herlemann*)..... S. 578

Bernhard Hauptert und Josef Schäfer, *Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz.*
Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus,
Frankfurt a.M. 1991 (*Axel Ulrich*)..... S. 579

Erich Mühsam, *In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900–1934.*
Hrsg. von Gerd W. Jungblut, Vaduz/Liechtenstein 1984;
Heinz Hug und Gerd W. Jungblut, Erich Mühsam (1878–1934). *Bibliographie*,
Vaduz/Liechtenstein 1991 (*Hubert van den Berg*)..... S. 580

Josef Bernhard Siebert, *Die Lage der Arbeiterschaft in der Rheinischen*
Braunkohlenindustrie. Nachdruck der Ausg. Bonn 1910, Reinbek b. Hamburg 1991
(*Karin Hartewig*)..... S. 582

Gefangene des Zaren. *Das Tagebuch des Otto Stern 1914–1918.*
Hrsg. von Volker-Joachim Stern, Bremen 1991 (*Peter Jahn*)..... S. 583

Leo Trotzki, *Schriften 2. Über China. Bd.2.1 (1924–1928), Bd.2.2 (1928–1940).*
Hrsg. von Wolrad Bode u.a., Hamburg 1990 (*Thomas Zöller*)..... S. 584

Die Industriegewerkschaft Metall in der frühen Bundesrepublik 1950–1956.
Bearb. von Walter Dörrich und Klaus Schönhoven, Köln 1991 (*Karl Lauschke*)..... S. 585

Ernest Mandel, *Kontroversen um „Das Kapital“*, Berlin 1991 (*Josef Kiefer*)..... S. 586

Nikola Bock, *Pazifismus zwischen Anpassung und „freier Ordnung“.*
Friedensdiskussionen in der Weimarer Republik und die Gewaltfreiheitstheorie
des holländischen Pazifisten Bart de Ligt (1883–1938), Hamburg 1991
(*Christian Jansen*)..... S. 588

Roland Jerzewski, *Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin.*
Zum Engagement-Begriff bei Walter Benjamin und Paul Nizan, Stuttgart 1991
(*Wolfgang Klein*)..... S. 589

Ronald A. Münch, *Von Heidelberg nach Berlin, Friedrich Ebert 1871–1905,*
München 1991 (*Andreas Wolf*)..... S. 590

Allan Bullock, *Hitler und Stalin. Parallele Leben*, Berlin 1991 (*Jens Becker*)..... S. 591

Horst Köpke und Friedrich-Franz Wiese, *Mein Vaterland ist die Freiheit.*
Das Schicksal des Studenten Arno Esch, Rostock 1990 (*Dieter Schütte*)..... S. 592

Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration. Hrsg. von
Bernd Jürgen Warneken, Frankfurt a.M. und Paris 1991 (*Manfred Gailus*)..... S. 593

Rudolf Boch, *Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum*
und seine Industrialisierungsdebatte 1814–1857, Göttingen 1991
(*Michael Knieriem*)..... S. 594

Lothar Burchardt, Dieter Schott und Werner Trapp, *Konstanz im 20. Jahrhundert.*
Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz 1990 (Berthold Grzywatz)..... S. 595

Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Tabakarbeiterinnen 1870–1914, Göttingen 1991 (<i>Rolf Neuhaus</i>)	S. 596
Eine Frauensache. Alltagsleben und Geburtenpolitik 1919–1933. Eine Ausstellungsdokumentation. Hrsg. von Karen Hagemann, Pfaffenweiler 1991 (<i>Rolf Neuhaus</i>)	S. 597
Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik. Hrsg. von Adelheid von Saldern, Hamburg 1989 (<i>Berthold Grzywat</i>)	S. 598
Christine Wittrock, Die „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt am Main und ihre Absolventen, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Walter Mühlhausen</i>)	S. 599
Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Herrschaft und Alltag. Ein Industrieviertel im Dritten Reich, Bonn 1991 (<i>Dieter Knippschild</i>)	S. 600
Götz Aly und Susanne Heim, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Hamburg 1991 (<i>Avraham Barkai</i>)	S. 601
Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. Hrsg. von Norbert Frei, München 1991 (<i>Michael Schwartz</i>)	S. 602
Monika Daum und Hans-Ulrich Deppe, Zwangssterilisation in Frankfurt am Main 1933–1945, Frankfurt a.M. und New York 1991 (<i>Michael Schwartz</i>)	S. 603
Heinrich-Wilhelm Wörmann, Widerstand in Charlottenburg, Berlin 1991 (<i>Kurt Finker</i>)	S. 605
Wolfgang Matthias Schwiedrzik, Träume der ersten Stunde. Die Gesellschaft Imshausen, Berlin 1991 (<i>Wolfgang Schroeder</i>)	S. 606
Werner Dietrich, Sozialdemokraten und Kommunisten in den Metallgewerkschaften Nordbadens 1945–1949, Frankfurt a.M. u.a. 1990 (<i>Willy Buschak</i>)	S. 608
Ludwig Hügen, Das Gesetz „für die Wolfsschlucht“. Bodenreformpolitik in Nordrhein-Westfalen 1945–1949, Essen 1991 (<i>Günter J. Tittel</i>)	S. 608
Wolfgang Buschfort, Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise, München 1991 (<i>Harold Hurwitz</i>)	S. 609
Gerd Meyer, Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker, Tübingen 1991 (<i>Gerd-Rüdiger Stephan</i>)	S. 611
Gregory S. Kealey und Bryan D. Palmer, Dreaming of what might be. The Knights of Labor in Ontario, 1880–1900, Toronto 1987; Lectures in Canadian Labour and Working Class History. Ed. by W.J.C. Cherwinski and Gregory S. Kealey, St. John's, Newfoundland 1985; Cyril W. Strong, My Life as a Newfoundland Union Organizer: The Memoirs of Cyril W. Strong. Ed. by Gregory S. Kealey, St. John's, Newfoundland 1987 (<i>Helga Woggon</i>)	S. 612

Irmgard Eisenbach-Stangl, Eine Gesellschaftsgeschichte des Alkohols. Produktion, Konsum und soziale Kontrolle alkoholischer Rausch- und Genußmittel in Österreich 1918–1984, Frankfurt a.M. und New York 1991 (<i>Ulrich Wyrwa</i>).....	S. 614
Klaus Hödl, „Vom Shtetl an die Lower East Side“. Galizische Juden in New York, Wien u.a. 1991 (<i>Werner T. Angress</i>).....	S. 615
Sabine Hanna Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus und nationale Interessenvertretung. Zur Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung, Köln 1991 (<i>Willy Buschak</i>).....	S. 616
Die slawische Sokolbewegung. Beiträge zur Geschichte von Sport und Nationalismus in Osteuropa. Hrsg. von Diethelm Blecking, Dortmund 1991 (<i>Věra Olivová</i>).....	S. 617
Gerhard Melinz und Susan Zimmermann, Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und Budapest in der Doppelmonarchie, Wien und Zürich 1991 (<i>Christiane Eifert</i>).....	S. 618
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE.....	S. 619
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION.....	S. 625
JAHRESREGISTER JAHRGANG 28 (1992).....	S. I
PROJEKTFRAGEBOGEN.....	S. XVII

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Hubert van den Berg, drs., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Französisch-Rumänisch der Universität Amsterdam, Spuistraat 134, NL-1012 VB Amsterdam.

Erika Bucholtz, stud. phil., Turmstr. 18, W-1000 Berlin 21.

Thomas Franz, Dipl. Pol., Kaiser-Friedrich-Str. 37, W-1000 Berlin 12.

Klaus Gietinger, Autor, Regisseur und Dipl.-Sozialwissenschaftler, Leipziger Str. 91, W-6000 Frankfurt a.M. 90.

Berthold Grzywatz, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am DFG-Projekt Metropole und Vorort im 19. und 20. Jahrhundert, c/o Historische Kommission zu Berlin, privat: Wiciefstr. 45, W-1000 Berlin 21.

Wolfgang Haug, Historiker und Verleger, Postfach 11 59, W-7043 Grafenau-Döffingen.

Helmut Konrad, Dr. phil., Professor für Allgemeine Zeitgeschichte an der Universität Graz, Atemsgasse 8/III, A-1040 Graz.

Bernd Rother, Dr. phil., Historiker, z.Z. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Projekt Edition der Protokolle des SPD-Exilvorstandes an der Universität Hannover, Jasperallee 67, W-3300 Braunschweig.



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979), H. 1, 3 und 4; Jg. 16 (1980); — Jg. 23 (1987) komplett H.1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin

IWK-Redaktion

Kirchweg 33

W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41

Telefax: 030/816 001 34

Apel
Ardenne
Axen
Becher
Beil
Benjamin
Berghofer
Besson
Biermann
Birthler
Bobrowski
Bohley
Brauchitsch
Brie
Brüsewitz
Busch
Carow
Cierpinski
Dahlem
Dertinger
Dessau
Dieckmann
Diestel
Domröse
Eberlein
Emons
Ewald
Felsenstein
Fink
Forck
Fries
Fuchs
Gauck
Girrus
Goldstein
Grotewohl
Guillaume
Gysi
Harich

D D R Wer war wer

Ein biographisches
Lexikon

Ch. Links

Herausgegeben von
Jochen Černý
544 Seiten,
Personenregister,
gebunden,
68.- DM
ISBN 3-86153-042-2

Ch. Links Verlag
Zehdenicker Str. 1
O-1054 Berlin
Tel.: 281 61 71

Dieses Standardwerk ist mit großem Respekt vor den Persönlichkeiten und Schicksalen erarbeitet worden.

Robin Detje, Die Zeit

Das »Wer war wer« des Links-Verlages ist ein Unikum. Es gehört in alle Behörden, Redaktionen, Akademien und Institute.

Jens Reich, die tageszeitung

Nachtrag zu den Nachträgen

Herausgefordert durch meinen Aufsatz über die Ermordung Rosa Luxemburgs im letzten Heft der IWK, schrieb mir Herr Otto Kranzbühler (85) einen Brief, in dem er ein bis dahin von ihm sorgsam gehütetes Geheimnis lüftete.

Herr Kranzbühler, Marinerichter im Zweiten Weltkrieg, in den Nürnberger Prozessen erfolgreicher Anwalt des Admirals Karl Dönitz und Friedrich K. Krupps, war 1968 im Verfahren Hermann W. Souchon gegen den Süddeutschen Rundfunk/Dieter Ertel der Rechtsvertreter von Herrn Souchon.

Am 17.12.1968 hatte er eine folgenschwere Begegnung mit Waldemar Pabst (siehe IWK, H.3/1992, S. 356f.). In seiner Aussage vor dem Stuttgarter Landgericht 1969 (damals berief er sich auf seine Vertrauensrolle als Anwalt) und in einem Interview mit mir 1990 umging Herr Kranzbühler geschickt ein bestimmtes Detail seines Gespräches mit Waldemar Pabst. Dieses Detail gibt er in seinem Brief vom 12.1.1993 zum ersten Mal preis:

„Pabst hat mir, wie Ihnen bekannt ist [hier täuscht sich Herr Kranzbühler], versichert, daß er vor seiner Entscheidung [zur Ermordung Luxemburgs und Liebknechts am Abend des 15.1.1919] Noske angerufen habe. Dieser habe ihn zunächst aufgefordert, die Genehmigung des Generals von Lüttwitz zur Erschießung der beiden Gefangenen einzuholen und nach der Einwendung Pabsts, ‚die werde er nie bekommen‘ mit den Worten reagiert, ‚dann müsse er selbst verantworten was zu tun sei‘.“

Die korrekte Wiedergabe dieses Gespräches mit Pabst durch Herrn Kranzbühler ist nicht zu bezweifeln, denn eine Stelle aus Pabsts Memoirenfragment, die mir bis dahin unklar war, lautet:

„Dann [nach der Einlieferung Luxemburgs und Liebknechts ins Eden-Hotel] ging ich wieder in mein Büro, um mir in den wenigen Minuten, in denen ich in einer gewissen Ruhe nachdenken konnte, mir zu überlegen, wie die Exekution an diesen beiden nach unserer [‚meiner‘ durchgestrichen] Auffassung schwer schuldigen Spitzen- Landes- und Hochverräter[n] durchgeführt werden solle.

Daß sie durchgeführt werden mußte, darüber bestand bei Herrn Noske und mir nicht der geringste Zweifel, als wir über die Notwendigkeit der Beendigung des Bürgerkrieges sprachen. Aus Noskes ‚Andeutungen‘ mußte und sollte ich entnehmen, auch er sei der Ansicht, Deutschland müsse so schnell wie möglich zur Ruhe kommen. [. . .] Über das ‚daß‘ bestand also Einigkeit. Als ich nun sagte, Herr Noske, geben Sie bitte Befehle über das ‚Wie‘, meinte Noske: ‚das ist nicht meine Sache! Dann würde die Partei zerbrechen, denn für solche Maßnahmen ist sie nicht und unter keinen Umständen zu haben. Das soll der General [gemeint sind entweder von Lüttwitz oder der Generalleutnant v. Hofmann, Pabsts Vorgesetzter] tun, es sind seine Gefangenen.“¹

Die hier von Pabst unterstellte *Duldung* seiner Mordbefehle durch Noske ist letztendlich nicht mehr beweisbar.

Noske selbst hat eine von ihm ausgehende *Weisung* immer bestritten, zuletzt in einer Erklärung vom 4.2.1932.²

Klaus Gietinger

1 Quelle: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, N 620/5, S.65f.

2 Vgl. Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin, NL 56/7, Bl.16.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale) Telefax: 0 30 / 81 60 01 34

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, O-1058 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang). Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4 und Jg. 15 (1979), H. 1, 3 und 4, Jg. 16 (1980)ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Druckerei Band, Reuchlinstr. 10-11, Gewerbehof, W-1000 Berlin 21.

„FRAUEN, BESONDERS FRAUENRECHTLERINNEN, HABEN KEINEN ZUTRITT!“ MISOGYNIE UND ANTIFEMINISMUS BEI ERICH MÜHSAM

Von Hubert van den Berg

In den letzten Jahrzehnten sind verschiedene Untersuchungen erschienen, die den Auffassungen der deutschen — männlich dominierten — sozialistischen Arbeiterbewegung über die soziale, wirtschaftliche und politische Stellung von Frauen sowie dem Verhältnis des Sozialismus und Kommunismus marxistischer Provenienz zu zeitgenössischen feministischen Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet sind. Die Beschreibung anarchistischer, libertär sozialistischer Überlegungen zur „Frauenfrage“ steht dagegen größtenteils noch aus. Vereinzelt Autoren befassen sich zwar mit einzelnen Anarchistinnen — allen voran Emma Goldman — und den wenigen anarchistischen Frauenorganisationen, wie den *Mujeres Libres* und dem Syndikalistischen Frauenbund, die Haltung unter anarchistischen Männern Frauen und der Frauenemanzipation gegenüber wurde dagegen bisher weitgehend vernachlässigt.

Erste Ansätze einer Beschreibung des Verhältnisses des historischen Anarchismus zur „Frauenfrage“ deuten indessen darauf hin,¹ daß die meisten Anarchisten, ähnlich wie die Mehrheit der marxistisch orientierten Sozialisten, denselben patriarchalen Grundsätzen erlegen waren, die auch das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in der kapitalistischen Gesellschaft insgesamt prägten, Grundsätze, die die sozialökonomische Betätigung der Frau auf Haus und Herd, Mutterschaft, Erziehung und Versorgung reduzierten und ihre soziale Stellung innerhalb einer am bürgerlichen Familienideal des 19. Jahrhunderts orientierten Ehe mitsamt bürgerlicher Sexualmoral des 19. Jahrhunderts festschrieben.²

Als Ausnahme von diesem sogen. „proletarischen Antifeminismus“ in anarchistischen Zusammenhängen wird wiederholt der Schriftsteller Erich Mühsam (1878-1934) angeführt: „Im Vergleich zu anderen Anarchisten findet sich bei Mühsam [. . .] eine deutliche Patriarchatskritik.“³ Im Gegensatz zu damals unter libertären Sozialisten geläufigen antifeministischen Auffassungen sei er für die Befreiung der Frau eingetreten und seine Ideen über Frauen und deren Emanzipation stünden feministischen Überlegungen sehr nahe, indem er u.a. für „freie Mutterschaft“, Abschaffung der bürgerlichen Ehe und das weibliche Recht auf freie

1 Einiges zu anarchistischen Überlegungen zur „Frauenfrage“ in der Wilhelminischen und Weimarer Zeit findet sich in: Ulrich Linse, *Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871*, Berlin 1969; ders., *Die anarchistische und anarchosyndikalistische Jugendbewegung 1919–1933*, Frankfurt a.M. 1976; Ulrich Klan und Dieter Nelles, „Es lebt noch eine Flamme“. Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, *Grafenau-Döffingen* 1986.

2 Daß zusätzlich seit Engels und Zetkin auf theoretischer Ebene von marxistischen Sozialisten die Teilnahme proletarischer Frauen als Lohnarbeiterinnen am kapitalistischen Produktionsprozeß als Voraussetzung für ihre Emanzipation postuliert wurde — eine These, die in der gegenwärtigen Historiographie oft im Mittelpunkt steht —, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß erstens große Teile der männlichen Basis dem ursprünglichen proletarischen Antifeminismus verhaftet blieben und diese theoretische Innovation nicht übernahmen, und zweitens auch auf theoretischer Ebene die Auffassung, die eigentliche Aufgabe von Frauen liege im Bereich der Reproduktion, nicht revidiert wurde; ein ungelöstes Paradoxon in der marxistischen Theoriebildung, das praktisch zu einer Doppelbelastung von Frauen führte. Vgl. Maria Mies, *Marxist Socialism and Women's Emancipation: The Proletarian Women's Movement in Germany 1860–1919*, in: *Feminism in Europe. Liberal and Socialist Strategies 1789–1919*. Hrsg. von Maria Mies und Kumari Jayawardena, Den Haag 1981, S.111–153; Molly Nolan, *Proletarischer Anti-Feminismus*. Dargestellt am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf, 1890 bis 1914, in: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976, Berlin 1977, S.356–377.

3 Vgl. Heinz Hug, Erich Mühsam. Das Leben eines Anarchisten, in: Erich Mühsam, *Berliner Feuilleton*. „Nie wieder 1931“, München 1992, S.239–253, hier: S.251.

Sexualität plädiert habe.⁴ Mühsam habe, so Rolf Kauffeldt, „von einer ‚matriarchalisch-anarchistische[n] Rebellion‘ bestimmt [. . .], die Revolutionierung des Alltags- und Morallebens als Kampfansage an die patriarchale Gesellschaft verstanden“.⁵ Einer ähnlichen Auffassung scheint auch Gerd Jungblut zuzuneigen, wenn ihm „der Gegensatz zwischen Mühsams Eintreten für die Befreiung der Sexualität und seinen eigenen Beziehungen zu Frauen schlecht-hin“ unverständlich vorkommt.⁶

Wie hier nachgewiesen werden soll, ist es nicht unverständlich, daß Profeministisches und „Machismus“,⁷ männlicher Chauvinismus, bei Mühsam zusammengehen, weil Mühsam gar nicht der Befürworter der Frauenemanzipation war, für den er in der Sekundärliteratur oft ausgegeben wird. Im Gegenteil: In Mühsams Frühwerk zeichnet sich nicht nur eine vehemente Misogynie sondern auch ein unmißverständlicher Antifeminismus ab, der allmählich für eine scheinbare Ersatzmöglichkeit zu den „kleinlichen Rechtsforderungen“ der Frauenbewegung⁸ eingetauscht wird; eine Alternative, die letztendlich eine Verschärfung patriarchaler Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse beinhalten würde. Hierbei mag Mühsams Misogynie teils — wie Chris Hirte meint — dadurch bedingt gewesen sein, daß „es ihm nicht gelingen will, eine echte dauerhafte Beziehung zu einer Frau herzustellen, die zugleich ‚befreit‘ und ihm ergeben ist“, ⁹ eine Individualerscheinung war sein Frauenhaß aber keineswegs. So bezog er sich bei seinen frauenverachtenden Verlautbarungen nicht nur auf misogynen Philosophen des 19. Jahrhunderts, wie z.B. Schopenhauer, sondern auch vielfach auf Bemerkungen von Bekannten aus der Bohème, wie Magnus Hirschfeld, Benedikt Friedländer, Julius Hart, Paul Scheerbart, Stanislaw Przybyszewski und Frank Wedekind.

Die Tatsache, daß Mühsams antifeministische Grundhaltung bis dato kaum Eingang in die Sekundärliteratur gefunden hat, mag teils auf die hagiographische Ausrichtung dieser Literatur zurückgehen. Wenn Mühsam „als Rebell, als aufrechter Kämpfer gegen seine, gegen unsere Zeit am Leben“¹⁰ bleiben soll, fällt leicht unter den Tisch, daß Mühsams Auffassungen über Frauen und Feminismus nicht nur aus heutiger Sicht reaktionär sind. Die Ausblendung von Mühsams Misogynie und Antifeminismus scheint außerdem durch die verfehltete Annahme bedingt zu sein, die „Befreiung der Sexualität“ komme der Befreiung von Frauen gleich. Gerade dieses Postulat, das z.B. im genannten Zitat von Gerd Jungblut implizit enthalten ist,¹¹ bedeutet, daß Mühsams eng mit seinen Überlegungen zur „Frauenfrage“ verbundenes Eintreten für eine freizügigere Sexualität als profeministisches Engagement verstanden wird, obwohl es eigentlich eine der Grundlagen seines Antifeminismus war.

4 Ulrich Klan und Dieter Nelles, „Es lebt noch . . .“, a.a.O., S.315f.; Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam. Literatur und Anarchie, München 1983, S.72.

5 Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam . . ., a.a.O., S.190f.

6 Gerd W. Jungblut, Briefe — Fragmente eines Lebens, in: Erich Mühsam, In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900–1934. Hrsg. von Gerd W. Jungblut, 2 Bde, Vaduz 1984, Bd.1, S.VII–XIX, hier S.XIII.

7 Ebda.

8 Erich Mühsam, Kultur und Frauenbewegung, in: Erich Mühsam, Trotz allem Mensch sein. Gedichte und Aufsätze, Stuttgart 1984, S.123 [ursprünglich in: Kain, Jg.2 (1913), Nr.12, S.177–186].

9 Chris Hirte, Erich Mühsam. „Ihr seht mich nicht feige“, Berlin 1985, S.119.

10 Gerd W. Jungblut, Briefe . . ., a.a.O., Bd.1, S.XIX.

11 Dieses Postulat stellt auch die Grundannahme dar von: Martin Green, The von Richthofen Sisters. The Triumphant and the Tragic Modes of Love. Else and Frieda von Richthofen, Otto Gross, Max Weber, and D. H. Lawrence, in the Years 1870–1970, New York 1974. Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam . . ., a.a.O., stützt sich auf diese Arbeit.

Dieser Beitrag soll aber nicht nur einige Fehleinschätzungen der Sekundärliteratur korrigieren. Obwohl seine Ideen nicht vom üblichen patriarchalen Denken im (libertär) sozialistischen Spektrum seiner Zeit abweichen, gehört Mühsam zu den wenigen Anarchisten, die sich ausführlich mit der „Frauenfrage“ befaßt haben. Da seine Auffassungen zu diesem Thema bisher nur gestreift wurden, wird hier erstmals versucht, Mühsams Überlegungen als Ganzes unter die Lupe zu nehmen. Dabei sind diese Überlegungen nicht zuletzt deshalb interessant, weil Mühsam — als er in den Jahren 1900 bis 1914 seine Auffassungen über Frauen und Feminismus entwickelte — mit einem Bein in der Boheme und mit dem anderen Bein in der libertär-sozialistischen Bewegung stand, wobei antifeminine und antifeministische Positionen der Boheme von ihm mit vergleichbaren Ansichten und Haltungen zeitgenössischer Anarchisten verknüpft wurden. Da Mühsam seine Beiträge im Rahmen von Auseinandersetzungen in anarchistischen Kreisen formulierte und seine Vorstellungen deutlich von anderen Ansätzen abgrenzte, eignet sich eine Darstellung von Mühsams Ideen über Frauen(emanzipation) zudem gut, um einen Einblick in damalige anarchistische Vorstellungen über Frauen(emanzipation) zu geben.

I.

Im Jahre 1900 brach Erich Mühsam seine Apothekerlehre ab, um freier Schriftsteller zu werden. Er zog nach Berlin um, wo er Kontakt mit literarischen Kreisen aufnahm, die zur Boheme zu zählen sind. Die Boheme war eine Subkultur (selbst)marginalisierter Intellektueller mit überwiegend künstlerischen Ansprüchen und betont nicht- oder antibürgerlichen Einstellungen und Verhaltensweisen,¹² die seinerzeit im Wilhelminischen Berlin eine Hochkonjunktur erlebte. Mühsam entwickelte sich bald zu einem der bekanntesten Vertreter der Berliner Boheme. Innerhalb dieser Boheme wandte er sich — unter Einfluß Gustav Landauers — zum Anarchismus und begann, seine sozialpolitischen Vorstellungen zu formulieren, auch solche, die die Position von Frauen und ihre Emanzipation betrafen. Dabei waren besonders zwei Phänomene in der Boheme von größter Bedeutung: zum einen eine nicht nur verbal ausgetragene Misogynie der überwiegend männlichen Protagonisten der Boheme, zum anderen die hauptsächlich von der Boheme getragene „erotische Bewegung“.

Was die Misogynie betrifft: Diese war engstens verbunden mit dem omnipräsenten, die damaligen patriarchalen Gesellschaftsverhältnisse ideologisch zementierenden biologischen Determinismus, dem zufolge eine unterschiedliche Physiologie von Mann und Frau nicht nur unterschiedliche biologische Kapazitäten, sondern auch unterschiedliche sozialökonomische, politische, kulturelle usw. Fähigkeiten bedingte. „Natur“-gemäß waren nur Männer — diesem Biologismus nach — dazu geeignet, sich in der öffentlichen Lebenssphäre zu betätigen, Lohnarbeit zu verrichten, Politik zu betreiben, Krieg zu führen usw., während Frauen die Privatsphäre, Haushalt, Mutterschaft, Versorgung von Ehemann und Kindern usw. zukamen. Hiermit verknüpft war die Chimäre, Männer seien per definitionem aktiv, genial und aggressiv, Frauen hingegen passiv, nachempfänglich und hingabefähig. Wie sehr diese Vorstellungen auch objektivierend als „natur“-gegebene Tatsachen formuliert wurden, sie teilten dem Mann immerhin Qualitäten zu, die höher als die angeblich natürlichen Eigenschaften der Frau bewertet wurden und enthielten somit bereits ein frauenverachtendes Moment.

12 Helmut Kreuzer, *Die Boheme. Beiträge zu ihrer Beschreibung*, Stuttgart 1968, S.V.

Der die männliche Vormachtstellung in allen Lebensbereichen legitimierende und unterschwellig misogyne biologische Determinismus artete in dem Moment, als Frauen zunehmend anfangen, ihre Rechte einzufordern, sich gewerblich in „Männerberufen“ zu betätigen sowie sich selbst gegen soziale, politische und wirtschaftliche Rückstellung, Ausbeutung und Unterdrückung zu organisieren, in eine verstärkte Misogynie aus, die Frauen nicht bloß als „anders“ verstand, sondern sie offen als minderwertige, zweitrangige und Männer gefährdende Kreaturen diffamierte. Eine Misogynie, die als Abwehrreaktion gegen den Verlust männlicher Hegemonie(ansprüche) zu begreifen ist und nicht zuletzt in Kreisen von Künstlern und Akademikern zum guten Ton gehörte.¹³ Diese Misogynie männlicher Intellektueller um die Jahrhundertwende fand ihren Niederschlag einerseits in pseudowissenschaftlichen Abhandlungen, die die „natürliche“ Minderwertigkeit der Frau bzw. die Überlegenheit des Mannes unter Beweis zu stellen versuchten, wie z.B. Paul Möbius' Schrift mit dem programmatischen Titel „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“, andererseits in einer Darstellung von Frauen in Kunst und Literatur, in der sie glorifiziert wurden, insofern sie die ihnen in der patriarchalen Ordnung zugewiesene Rolle als Mütter oder gehorsame Ehefrauen erfüllten, ansonsten aber entweder als inerte — schlafende, sterbende, mondsüchtige, kränklich dahinsiehende, ihrem eigenen Spiegelbild verhaftete — Wesen oder als Männer bezaubernde und verzehrende sexuelle Ungeheuer, blutrünstige Vampire, nach dem Kopf des Mannes hungrige Gestalten, wie Salome oder Judith, erschienen.¹⁴

Mühsam pflichtete dieser Frauenverachtung nicht nur bei, indem er in seinen ersten Lyrikbänden „Die Wüste“ (1904) und „Der Krater“ (1909) im Einklang mit der unter männlichen Künstlern und Schriftstellern geläufigen frauenverachtenden Ikonographie — von dem männlichen lyrischen Ich ausschließlich im Bereich der Körperlichkeit und Sexualität wahrgenommene — Frauen fast nur pejorativ umschrieb.¹⁵ Vielleicht noch deutlicher reproduzieren Mühsams Überlegungen zur Frau und ihrer sozialen Position in seinem essayistischen Frühwerk diese seinerzeit unter männlichen Intellektuellen modische Misogynie und den ihr zugrundeliegenden biologischen Determinismus, wie z.B. seine Beschreibung einer Bewohnerin der Asconeser Boheme-Siedlung Monte Verità, Jenny Gräser, als ideale Ehefrau zeigt: „[. . .] ein echtes Weib und als solches imstande sich in den Ideengang des Mannes, den sie liebt, völlig hineinzutasten. Das ist ja die beste Eigenschaft der Frauen, daß sie sich mit ganzer Seele und ganzem Geist ihrem Manne hingeben können und daher rezeptiv Gedanken

13 Bram Dijkstra, *Idols of Perversity. Fantasies of Feminine Evil in Fin-de-Siècle Culture*, New York und Oxford 1988, S.VII und S.398.

14 A.a.O., S.333–401; sowie: Gerd Stein, *Femme fatale — Vamp — Blaustrumpf. Sexualität und Herrschaft*, Frankfurt a.M. 1985, S.11–20.

15 Regelmäßig kursieren Bezeichnungen, wie „elende Hexen“, „verlebte Dirnen“, „geiles gefräßiges Weib“, „höllische Huren“, „dämliche Ziege“, „Leute mit breitem Unterleib“. Vgl. Erich Mühsam, *Die Wüste. Gedichte*, Berlin 1904, S.34 und S.30, sowie: Erich Mühsam, *Der Krater*, Berlin 1909, S.16, S.20, S.80 bzw. S.88. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß Mühsam mit seiner misogynen Darstellungsweise in seinen *seriösen* Gedichten überwiegend in der Ich-Form sexuell nicht frei zur Verfügung stehende Frauen angreift, während er männlichen Mißbrauch von Frauen als Sexualobjekte in gleichzeitig entstandenen *satirischen* Kabarettliedern beschreibt. Es scheint daher fraglich, ob letztere — wie es gemeinhin in der Mühsam-Literatur geschieht (vgl. Heinz Hug, Erich Mühsam. Untersuchungen zu Leben und Werk, Gütersloh 1974, S.18; sowie Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam . . . , a.a.O., S.153 Anm. 224) — ausschließlich (bzw. überhaupt) als Anklagen sozialer Not zu betrachten sind, oder ob sie nicht auch ein Moment misogynen Schadenfreude enthalten, wobei nicht vergessen werden darf, daß der Adressatenkreis der Kabarets in erster Linie die männliche Boheme war.

und Lehren schneller in sich aufnehmen und verarbeiten können, als es manchem produktiven und scharfsichtigen Mannesgeist möglich ist, die Einsichten eines anderen zu begreifen.“¹⁶ Außerdem sei „eine Frau ohnehin nicht imstande, eine von außen her kommende Erkenntnis mit ihrem ganzen Wesen zu verschmelzen, sofern nicht durch die Kraft der Liebe die Erkenntnis des Mannes von vornherein als Gefühl in ihr aufsteigt.“¹⁷

Bezeichnend ist auch die Rezension eines Lyrikbandes von Margarete Beutler,¹⁸ in der Mühsam die Frau zur Mutterschaft verpflichtet: „Nie fühlt eine Frau tiefer als im Zustande der Schwangerschaft [. . .] das sonnige Leben dringt immer von neuem durch, selbst in der schweren Stunde, wo der Tod dicht an das Lager der Gebärenden tritt, besiegt ihn das selige Mutterglück, das noch sterbend jubeln will [. . .]. Wahrlich, so muß eine junge Mutter empfinden — das sind Naturlaute, das sind Seelengrüße einer Mutter an ihr Kind.“¹⁹

Neben solchen Eulogen auf sich „natur“-gemäß verhaltende Frauen macht sich zusätzlich eine unmißverständliche Misogynie in Mühsams Frühwerk breit. Frauen seien dem Mann physisch unterlegene, unangenehme und ungeschickte sexuelle Monstren zweiter Garnitur, die „in der Regel schon an sich nicht weit über den Kochherd hinausblicken können“,“²⁰ „die nur in blindem Begattungseifer ihren Männern folgen, wohin sie geführt werden — denn eigenmächtig denkende und handelnde Frauen [sind] eine Seltenheit.“²¹ Es bestehe „ein alter Bund zwischen Pfaffen und Weibern, der alles vernichtet, was irgend kulturelle Gestalt annehmen möchte.“²² „Jedenfalls [. . .] hat Hirschfelds Auffassung, die mit Schopenhauer in der Frau ein intellektuell minderwertiges Wesen sieht, mehr für sich als [die] Behauptung, [es gebe keine] charakteristische[n] Unterschiede in den seelischen und geistigen Eigenschaften zwischen Mann und Weib.“²³ Frauen sollten folglich „zu jedwedem wichtigeren Beginnen den Zuschauerplatz“ angewiesen bekommen,²⁴ denn „große Werke können nur von Männern erdacht, nur von Männern betrieben und von Männern bewirkt werden.“²⁵

In diesem Zusammenhang äußert Mühsam auch seine „skeptische [. . .] Auffassung von dem Wert weiblicher Beihilfe an sozialen Bestrebungen [. . .]. Wo es sich [. . .] um Organisieren handelt, bzw. um die Verwaltung groß angelegter Institutionen, da — cave mulierem! Deshalb eben bin ich ein so begeisterter Anhänger der von Frauenrechtlerinnen betriebenen Beteiligung des zarten Geschlechts an der Staatsregierung, weil ich gar kein geeigneter Mittel

16 Erich Mühsam, Ascona. Eine Broschüre, Locarno 1905, S.33. An anderer Stelle heißt es über Jenny Gräser, ihr Mann, Karl Gräser, habe sie „als Arbeitstier“ ausgebeutet und sie sei „als willenloses Werkzeug seiner vorrückten Ansichten [. . .] zur Ruine“ geworden. Vgl. Ida Hofmann, Monte Verita. Wahrheit ohne Dichtung, Lörsch 1906, S.96.

17 Erich Mühsam, Ascona . . . , a.a.O., S.39.

18 Eine Rezension, die Mühsams reges Interesse für „soziale Frauendichtung“ belegt, das u.a. durch eine große Zahl von — von Mühsam verfaßten — Kurzbiographien von Vertreterinnen dieser Gattung, wie Margarete Beutler, Ida Boy-Ed, Paula Dehmel, Hedwig Lachmann, Else Lasker-Schüler und Marie Madeleine, dokumentiert wird, in: Führer durch die moderne Literatur. Hrsg. von Hanns Heinz Ewers, Berlin 1906. Mühsams positive Bewertung der literarischen Sonderkategorie „soziale Frauendichtung“ ist als Folge seines biologischen Determinismus zu begreifen: Diese Kategorisierung literarisch tätiger Frauen geschah in erster Linie aufgrund ihres Geschlechts und verfolgte dasselbe Ziel wie die biologistische Zuordnung geschlechtsspezifischer Tätigkeitsbereiche, nämlich die Ausklammerung von Frauen aus jenen Bereichen, die Männer für sich reservieren wollten, hier: aus dem männlich dominierten Literaturbetrieb bzw. Kanon.

19 Erich Mühsam, Margarete Beutler, in: Der arme Teufel, Jg.2 (1903), Nr.9, S.8.

20 Erich Mühsam, Das Ende vom Liede, in: Der Anarchist, Jg.2 (1904), Nr.5.

21 Ebda.

22 Ebda.

23 Erich Mühsam, Die Homosexualität, Berlin 1903, S.40.

24 Erich Mühsam, Ascona, a.a.O., S.24.

25 Erich Mühsam, Das Ende . . . , a.a.O.

ausdenken kann, um die segensreichen Einrichtungen unserer Zentralgewalt in Grund und Boden zu arbeiten.“²⁶

So schob Mühsam das Scheitern der Friedrichshagener Siedlung „Neue Gemeinschaft“ den beteiligten „Reformweibern“²⁷ in die Schuhe. Der Untergang der „Neuen Gemeinschaft“ war, seines Erachtens, „nicht zum mindesten de[m] Einfluß der Frauen [zu verdanken], die auf der einen Seite die Neue Gemeinschaft zu ihrem Emanzipationsherd aufkacheln wollten, auf der andern Seite die philosophischen Ewigkeitsfragen, um die es sich handelte, im Kochtopf und Waschfaß ersäufte.“²⁸ Als Konsequenz hatten „Frauen, besonders Frauenrechtlerinnen“, bei einem mit Paul Scheerbart geplanten Zeitungsprojekt „keinen Zutritt.“²⁹

Feministinnen waren — so ist noch hinzuzufügen — aus Mühsams Sicht indessen nicht nur handlungsunfähig: Da sie „Unnatürliches“ forderten, seien sie außerdem entartete „Mannweiber“ — ein Klischee, durch das „mit dem gleichzeitigen Anwachsen der Frauenbewegung deren Vertreterinnen vielfach als ‚männlich‘ oder ‚lesbisch‘ diffamiert wurden.“³⁰ So stimmt Mühsam Magnus Hirschfeld zu, wonach der „Drang einer Frau, sich dem Manne ähnlich in wirtschaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten zu betätigen, an sich einen Kern lesbischen Empfindens in sich trägt“,³¹ wobei lesbische Frauen sich durch „strenge harte Gesichtszüge, männlichen Rücken und Gesäß, schwache Brüste usw.“ auszeichneten.³²

Der Name des Pioniers der Sexualwissenschaft, Magnus Hirschfeld, ist zugleich mit dem anderen Phänomen in der Boheme verbunden, das auf Mühsams frühe Haltung gegenüber Frauen und auf seine Auffassungen über Frauenemanzipation einen erheblichen Einfluß ausübte: die „erotische Bewegung.“³³ „Während früher die Sexualität gemäß den Keuschheitsbegriffen des Bürgertums in ein mystisches Dunkel gehüllt wurde, setzt“ — so Magnus Hirschfeld — „um die Jahrhundertwende eine mächtige Geistesströmung, eine Art erotische Aufklärungsbewegung ein. Sie ist ein Rückschlag gegen die frühere Verdrängung der Sexualität aus dem öffentlichen Leben der Gesellschaft, sozusagen eine Überkompensierung des früher künstlich unterdrückten Trieblebens.“³⁴

Die angestrebte „erotische Libertinage“³⁵ war allerdings nicht nur als „Rückschlag gegen die frühere Verdrängung der Sexualität“ gemeint. Ein Rückschlag, der selbstverständlich am ehesten dort in Erscheinung treten konnte, wo bürgerliche Moralvorstellungen am brüchigsten waren — in der Boheme. Eine teils provokativ ausgetragene Promiskuität bot nämlich der Boheme auch die Möglichkeit, ihre Antibürgerlichkeit zur Schau zu stellen. Wie Mühsam in einem Brief an Julius Bab schreibt, „dürften sexuelle Abnormitäten bei Bohémiens nicht

26 Erich Mühsam, *Ascona*, a.a.O., S.24.

27 Erich Mühsam, *Das Ende . . .*, a.a.O.

28 Erich Mühsam, *Ascona*, a.a.O., S.22f. Vgl. hierzu: Erich Mühsam, *Namen und Menschen. Unpolitische Erinnerungen*, Leipzig 1949, S.27.

29 Rundschreiben Erich Mühsams und Paul Scheerbarts vom 25. August 1903, in: Erich Mühsam, *In meiner Posaune*, . . ., a.a.O., Bd.1, S.26.

30 Gudrun Schwarz, „Mannweiber“ in *Männertheorien*, in: *Frauen suchen ihre Geschichte*. Hrsg. von Karin Hausen, München 1983, S.79.

31 Erich Mühsam, *Die Homosexualität*, a.a.O., S.40.

32 A.a.O., S.27. Vgl. auch: Erich Mühsam, *Die Psychologie der Erbtante*, München 1905, S.29, sowie Mühsams *Bänkellied „Meta und der Finkenschafter“*, in: Erich Mühsam, *Der Krater*, a.a.O., S.127–131.

33 Martin Green, *The von Richthofen*, . . ., a.a.O., S.10f.

34 Magnus Hirschfeld, *Sittengeschichte des Weltkrieges*, Leipzig und Wien 1930, Bd.1, S.5.

35 Hiltrud Gnüg, *Erotisch-emanzipatorische Entwürfe. Schriftstellerinnen um die Jahrhundertwende*, in: *Frauen-Literatur-Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann, Stuttgart 1985, S.260–280, hier S.262.

selten auf die instinktive Sucht zurückzuführen sein, anders zu sein als die Mehrheit der Menschen.“³⁶

Obwohl die erotische Bewegung durch die öffentliche Thematisierung von Sexualität und durch das Eintreten für eine Liberalisierung der bürgerlichen Sexualmoral einer gewissen Progressivität nicht entbehrte, waren die Konsequenzen für Frauen im — von Männern dominierten — Boheme-Alltag nicht unbedingt positiv. Zwar wurde ihnen mehr Freiheit auf sexuellem Gebiet erlaubt, gleichzeitig nahmen jedoch die männlichen Ansprüche auf die weibliche Sexualität zu, indem der überwiegend männlichen erotischen Bewegung der Gedanke der vollen Befriedigung ihrer eigenen, männlichen sexuellen Bedürfnisse zu Grunde lag und von den männlichen Protagonisten der erotischen Bewegung eine weibliche sexuelle Selbstbestimmung nur insofern akzeptiert wurde, als diese mit ihren männlichen Vorstellungen und Wünschen einherging.³⁷

Frauen wurden sowieso kaum als vollwertige Teilnehmer der bohemischen Subkultur akzeptiert. Gleichberechtigte, wirtschaftlich unabhängige Bohemiennes waren rar. Statt dessen gab es hauptsächlich „die mittellosen Mädchen aus dem Volk [. . .], die Prostituierten und höheren Kokotten, auch die ‚literarische Kellnerin‘ oder die jugendliche Streunerin“;³⁸ die — soweit es der männlichen Prominenz gelegen kam — kaum mehr als den Status einer Geliebten, Freundin oder Ehefrau irgendeines Bohemiens, oder, um eine Bezeichnung Mühsams zu benutzen, des „Zubehörs“³⁹ erreichen konnten. Als Prostituierte, Modell, als „Zubehör“ wurden Frauen als vorzeigbare Attribute des Bohemiens, mit denen die maskuline Boheme ihre Auflehnung gegen den spießbürgerlichen Moralkodex mittels ostentativer Promiskuität demonstrieren konnte, funktionalisiert. Dabei wurde die Position von Frauen durch exklusiv männliche Zusammenschlüsse, wie Karl Kraus' Tischrunde im Wiener Café „Löwenbräu“ oder die Schwabinger „Hermetische Gesellschaft“, bei denen Frauen entweder überhaupt unerwünscht oder ausschließlich bei „Clubbacchanalen“ zur Unterhaltung männlicher Mitglieder zugelassen wurden, zusätzlich herabgewürdigt; eine Situation, die — wie u.a. aus der Korrespondenz zwischen Mühsam und Karl Kraus hervorgeht — durch eine männlich-chauvinistische, misogyne, Frauen auf ihren „Fleischwert“⁴⁰ reduzierende Sprachregelung verbal legitimiert wurde. So wird von Mühsam die Kabarettistin Marietta di Rigardo (eigentlich Marie Kirndörfer), „die einzuladen [bei der Hermetischen Gesellschaft] Traditionspflicht war [und] jedes Fest durch die allmählich zur lieben Gewohnheit werdende Überraschung [verschönte], daß sie gegen ein Uhr beim Tanzen ihre Hüllen fallenließ und unter gutmütigem Beifall der anderen nackt weiterhopste“,“⁴¹ als „schielende Sau“ beschrieben.

36 Brief Erich Mühsams an Julius Bab vom 18. August 1904, in: Erich Mühsam, *In meiner Posaune* . . ., a.a.O., Bd.1, S.34.

37 Vgl. Sheila Jeffreys, *The Spinster and her Enemies. Feminism and Sexuality, 1880–1930*, London und New York 1985, S.128f.; Hiltrud Gnüg, *Erotisch-emanzipatorische* . . ., a.a.O., S.262; dasselbe galt für die spätere sozialistische Sexualreformbewegung, vgl. Ulrich Klan und Dieter Nelles, „Es lebt noch . . .“, a.a.O., S.296.

38 Helmut Kreuzer, *Die Boheme* . . ., a.a.O., S.177.

39 Brief Erich Mühsams an Karl Kraus vom 26. Februar 1907, in: Erich Mühsam, *In meiner Posaune* . . ., a.a.O., Bd.1, S.94.

40 Erich Mühsam, *Margarete Beutler*, a.a.O., S.7.

41 Erich Mühsam, *Namen* . . ., a.a.O., S.208.

Ähnliche Bezeichnungen des (sexuell verfügbaren) „Zubehörs“, wie „Tierchen“, „Klosettbeschließerinnen“ oder „zum Gockel untergeschlüpfes Suppenhuhn“ sind in Mühsams Korrespondenz keine Seltenheit.⁴²

Wichtig für Mühsams Haltung Frauen gegenüber sind, last but not least, seine Kontakte zu sich öffentlich zu ihrer Homosexualität bekennenden und für die Rechte homosexueller Männer eintretenden Kreisen um Hirschfeld und Friedländer während seiner ersten Jahre in der Boheme sowie seine homoerotische Freundschaft zu Johannes Nohl. Der seinerzeit unter Homosexuellen prägnante Männerkult, der einerseits als Resultat des modischen maskulinen Chauvinismus, andererseits als Ausdruck homosexueller Selbstwertsetzung zu begreifen ist, hatte als Kehrseite einen vehementen Frauenhaß, der u.a. in Mühsams erster selbstständiger Veröffentlichung, der Broschüre „Die Homosexualität“ (1903), hervortritt: „[. . .] es kann wohl gar keinem Zweifel unterliegen, daß nach rein künstlerischen Gesichtspunkten gewertet, der Knaben- und Manneskörper weitaus schöner ist als der des reifen Weibes. [. . .] Man wird ja auch Schopenhauer nicht ganz unrecht geben können, wenn er in seinen Gedanken ‚Über die Weiber‘ [. . .] sagt: ‚Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen.“⁴³ — „[Es ist] charakteristisch, [. . .] daß das urnische Weib dieses feine Formgefühl, das dem homosexuellen Mann eigen ist, nicht besitzt, was ja insofern auch sehr erklärlich ist, als sich die Urninde von dem formschönen Manneskörper abwendet und ihre Liebe bei dem von Schopenhauer so treffend gekennzeichneten Weib sucht.“⁴⁴

II.

Obwohl Mühsams Misogynie bis in die Weimarer Republik dokumentiert werden kann,⁴⁵ zeichnet sich dennoch, etwa 1908, eine Änderung in seinen Äußerungen über Frauen(emanzipation) ab. Pauschal diffamierende Sprüche werden von Bemerkungen in gemäßigerer Tonart ersetzt, auch wenn Mühsams Auffassungen letztendlich nicht weniger antifeministisch sind. Diese Wandlung findet etwa zeitgleich mit Mühsams Niederlassung im Münchner Bohemenviertel Schwabing statt, und das ist kein Zufall: Für Schwabing war charakteristisch, daß dort — im Vergleich zu anderen Hochburgen der Boheme, wie z.B. Berlin, Wien oder Paris — mehrere Bohemiennes „von bürgerlicher Herkunft, höherer Bildung, künstlerischer Ambition als Repräsentant[en] einer emanzipatorischen Intelligenz“ eine mehr oder weniger mit der Position männlicher Bohemiens vergleichbare oder sogar dominierende Stellung einnahmen; manche mit dem Sonderstatus einer „Königin der Boheme“.⁴⁶

42 Vgl. die Briefe Mühsams vom 20. Juli 1906 an Karl Kraus und vom 26. März bzw. 20. April 1914 an Carl Georg von Maassen, in: Erich Mühsam, *In meiner Posaune . . .*, a.a.O., Bd.1, S.79, S.215 und S.216. Umgekehrt werden aber auch nicht sexuell verfügbare Frauen von Mühsam gerügt: „Ich weiß nicht, ob es eine Ehrenrettung für die Mädchen bedeutet, die damals in München ihr Brot mit Modellstehen verdienten, oder ob ich sie [. . .] kompromittiere: es waren in ihrer Mehrzahl alles andere als leichtsinnige oder gar schamlose Geschöpfe. Sie hatten ihren Freund und waren ihm pedantisch treu; daher galten sie als langweilig.“ Erich Mühsam, *Namen . . .*, a.a.O., S.204.

43 Erich Mühsam, *Die Homosexualität*, a.a.O., S.35f.

44 A.a.O., S.39.

45 Vgl. insbesondere Mühsams Korrespondenz mit Carl Georg von Maassen, in: Erich Mühsam, *In meiner Posaune . . .*, a.a.O., passim; und mit Erich Ebstein, in: Helga Döhn, „Oh saß E. E. in unsrer Mitten!“ Erich Mühsam an Erich Ebstein, in: *Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie*, Nr.122 (1991), S.17–35.

46 Helmut Kreuzer, *Die Boheme . . .*, a.a.O., S.177 und S.188.

Eine solche „Königin“ war Franziska Gräfin zu Reventlow, die — wie seine Memoiren belegen — von Mühsam sehr geschätzt wurde.⁴⁷ Mit ihrer unpuritanischen Lebensweise, Betonung ihrer Weiblichkeit und bewußt außerehelicher Mutterschaft war sie für Mühsam das lebendige Vorbild für die Art und Weise, wie Frauen sich, seines Erachtens, emanzipieren sollten, insbesondere weil ihre Lebensweise den von Mühsam vertretenen Denkmustern des biologischen Determinismus sowie den auch von ihm unterstützten Ansätzen der erotischen Bewegung, zu deren Kern auch Reventlow zu zählen ist, entsprach und der damalige Feminismus von ihr entschieden abgelehnt wurde:

„Sie nennt die Frauenbewegung ‚die ausgesprochene Feindin aller erotischen Kultur, weil sie die Weiber vermännlichen will‘. [. . .] unnatürlich [. . .] erscheint ihr das Ziel der Emanzipation, die der Frau nicht *ihr* Recht, sondern das Recht des Mannes, die ‚Gleichberechtigung‘ erkämpfen will. [. . .] Denn die Frau ‚ist nicht zur Arbeit, nicht für die schweren Dinge der Welt geschaffen, sondern zur Leichtigkeit, zur Freude, zur Schönheit — ein beseeltes, lebendes, selbstempfindendes Luxusobjekt, das Schutz, Pflege und günstige Lebensbedingungen braucht, um ganz das sein zu können, was es eben sein kann. Für den harten Kampf mit dem Dasein sind wir nicht gemacht, das weiß jede Frau, die durch die Verhältnisse zu solchem Kampf gezwungen ist. Sie leidet darunter, weil sie fühlt, daß es gegen ihre Natur ist. Wenn wir die kurze Zeit des Lebens damit ausfüllen, Männer zu lieben, Kinder zu bauen und an allen leichten und erfreulichen Dingen der Welt teilzunehmen, so haben wir genug getan, und dafür, daß wir unsre Kraft und unsren Körper den Männern und Kindern geben, verdienen wir, daß man uns das Leben äußerlich so leicht gestaltet wie nur möglich. [. . .] Vielleicht entsteht noch einmal eine Frauenbewegung in diesem Sinn, die das Weib als Geschlechtswesen befreit, es fordern lehrt, was es zu fordern berechtigt ist, volle geschlechtliche Freiheit, das ist freie Verfügung über seinen Körper, die uns das Hetärenum wiederbringt.“⁴⁸

Neben Reventlow dürften auch die Überlegungen des Psychoanalytikers Otto Gross zu einem Wandel in Mühsams Antifeminismus beigetragen haben. „Um das Jahr 1907 drangen in die Münchener Intellektuellenzirkel die ersten Kenntnisse [der Psychoanalyse] durch und fingen an, das geistige Leben Schwabings zu beherrschen. Ihr begeisterter Apostel war der noch jugendliche Grazer Psychiater Dr. Otto Gross, der mit dem Eifer des Fanatikers das ganze Café Stefanie analysierte, beziehungsweise, das Analysieren lehrte.“⁴⁹ — Obschon Mühsam später einräumt, er habe „zu den wenigen [gehört], die der Psychoanalyse einigermaßen skeptisch gegenüberstanden“, ist festzuhalten, daß er „mit Otto Gross befreundet war und [sich] auch eine Zeitlang von ihm in seine Ausfragebehandlung nehmen ließ.“⁵⁰ Gross war zudem eng mit der sogen. „Tat“-Gruppe, der Münchner Ortsgruppe des Landauerschen Sozialistischen Bundes, verbunden, in der Mühsam eine zentrale Rolle spielte. Ebenfalls zeigt die Tatsache, daß, als Landauer Gross angriff — „Ja, mit der Psychoanalyse beginnt’s und

47 Erich Mühsam, *Namen . . .*, a.a.O., S.147–155; sowie: Erich Mühsam, *Liebe, Treue, Eifersucht. Die Ansichten der Gräfin Franziska zu Reventlow*, in: *Die Aufklärung. Monatsschrift für Sexual- und Lebensreform*, Jg.1 (1929), Nr.10, S.315f.; und: Erich Mühsam, *Von Paul zu Pedro. Von F. Gräfin zu Reventlow*, in: *Kain*, Jg.2 (1913), Nr.II, S.172–174.

48 Hans Eggert Schröder, *Franziska Gräfin zu Reventlow. Schwabing um die Jahrhundertwende*, in: *Marbacher Magazin*, Nr.8 (1978), S.28. Die Zitate Reventlows entstammen ihrem programmatischen Beitrag „Viragines oder Hetären?“, der 1899 in der Zeitschrift: *Zürcher Diskussionen* publiziert wurde.

49 Erich Mühsam, *Liebe . . .*, a.a.O., S.315.

50 Ebda.

bei Homosexualität strandet's"⁵¹ —, Mühsam Landauer „wegen der Polemik gegen die geliebten Psycho-Analytiker die schwersten Vorwürfe gemacht hatte“,⁵² daß Mühsams Distanz kleiner war als er 1929 behauptete. Daß Gross sogar eine wichtige Orientierung für Mühsam war, geht darüber hinaus aus der großen Ähnlichkeit zwischen Teilen von Mühsams Frauenemanzipationstheorie und Segmenten aus Gross' Überlegungen hervor: „Mühsam benutzt nicht nur die Ideen, sondern auch das Vokabular Gross“, so Emanuel Hurwitz.⁵³ Gross hob hervor, daß soziale Mißstände in einer von ihm als „patriarchal“ (oder: „vaterrechtlich“) umschriebenen Sexualordnung begründet lagen, die mit der zu heterosexueller Monogamie verpflichtenden Sexualmoral einhergehe. Diese würde Frauen am härtesten treffen, weil die männliche Doppelmoral ihnen keinen Spielraum — so wie er für Männer da war — gewährte. „Gross argues that morbidity and hysteria, which were commonly considered to be characteristic of women, are not innate in women but are caused because society forces women to repress their sexuality. This leads to distortion of their personalities and to ill health.“⁵⁴ — „Basing himself on Bachofen, Gross says that the origins of the patriarchal family are in the forced marriages of women slaves, captured in war. Because of such forced marriages, sex began to be associated with destructive symbolism. Since this time, all marriages have destroyed women's freedom. The patriarchal structure of society forces women to choose between their instincts for motherhood and their individuality. If a woman wishes to assert her individuality, she is forced to deny her feminine nature [. . .]. Most women, however, reject their desire for individuality in favor of motherhood, and become sexually passive which leads to masochism.“⁵⁵

Da „das Entstehen der bestehenden Stellung der Frau in der Gesellschafts- und Familienordnung [. . .] das menschheitsgeschichtliche, menschheitsumfassende Trauma gewesen [ist], von welchem das innere Leiden der Menschheit an sich selber stammt“, und dieses Trauma „im Übergang vom ursprünglichen Mutterrecht zur vaterrechtlichen autoritären Gesellschaft“ seinen Ursprung habe,⁵⁶ besitzt — nach Gross — die Wiederherstellung der ursprünglichen, natürlichen, matriarchalen Verhältnisse bzw. die Abschaffung der patriarchalen (Sexual-)Ordnung — der bürgerlichen Ehe und der verordneten Heterosexualität — für die Befreiung der Menschheit die höchste Priorität: „Der Revolutionär von heute, der mit Hilfe der Psychologie des Unbewußten die Beziehungen der Geschlechter in einer freien und glückverheißenden Zukunft sieht, kämpft gegen Vergewaltigung in ursprünglichster Form, gegen den Vater und gegen das Vaterrecht. Die kommende Revolution ist die Revolution für Mutterrecht.“⁵⁷ Mit anderen Worten: Die Emanzipation der Frau auf sexuellem Gebiet sowie die Auflösung der bürgerlichen, patriarchalen Familie/Ehe seien von grundsätzlicher Bedeutung

51 Emil Szittyá, *Das Kuriositäten-Kabinett. Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten* [. . .], Konstanz 1923, S.150.

52 Brief Gustav Landauers an Martin Buber vom 1. September 1911, in: Gustav Landauer, *Sein Lebensgang in Briefen*. Hrsg. von Martin Buber, 2 Bde, Frankfurt a.M. 1929, Bd.1, S.381; vgl. in derselben Angelegenheit auch Landauers Briefe an Mühsam vom 22. Dezember 1903 und 10. Juli 1911, in: a.a.O., S.123 und S.370. Vgl. weiter: Einige Bemerkungen über die Psycho-Analyse, in: *Der Sozialist*, Jg.3 (1911), Nr.13, S.102–104.

53 Emanuel Hurwitz, *Otto Gross. „Paradies“-Sucher zwischen Freud und Jung*, Zürich und Frankfurt a.M. 1979, S.116.

54 Jennifer E. Michaels, *Anarchy and Eros. Otto Gross' Impact on German Expressionist Writers*, New York, Bern und Frankfurt a.M. 1983, S.40.

55 A.a.O., S.46.

56 Emanuel Hurwitz, *Otto Gross . . .*, a.a.O., S.263f.

57 Zitiert nach: Jennifer E. Michaels, *Anarchy . . .*, a.a.O., S.42.

und sollten im Rahmen einer Revolutionstheorie, und umso mehr im Rahmen einer Frauenemanzipationstheorie, im Mittelpunkt stehen.

Obwohl Helene Stöcker im Gegensatz zu Franziska zu Reventlow und Otto Gross eher eine Randfigur der Münchner Boheme war, darf sie bei den Schwabinger Einflüssen, die eine Modifizierung von Mühsams Antifeminismus bewirkten, nicht unerwähnt bleiben. Sie traf — wie aus Mühsams Korrespondenz mit Karl Kraus hervorgeht — 1907 in München ein: „Die Stöckl ist jetzt hier. Ich habe sie gottlob gleich an den Mann bringen können, sodaß ich völlig entlastet bin.“⁵⁸ Stöcker und der von ihr mitgegründete „Bund für Mutterschutz“ (BfM), agierten, „based on what marks the woman as unlike the man“,“⁵⁹ „gegen die gesellschaftliche Diskriminierung unehelicher Mütter ebenso wie für die Abschaffung des § 218, Geburtenregelung, sexuelle Aufklärung der Jugend und Änderung der herrschenden Sexualmoral.“⁶⁰ Während die Ideen Stöckers (und allgemein des BfM) sich im letzten Punkt mit denen der erotischen Bewegung überschneiden, bewegte ihre „Exaltierung der Mutterschaft“, die von Henry Havelock Ellis als Fortsetzung der Auffassungen Ellen Keys, „who believed in the fundamental differences between the sexes and considered it foolish to put women to do men's work“, verstanden wurde,⁶¹ sich vollständig innerhalb der Schranken des patriarchalen biologischen Determinismus. Ihre Ideen berührten sich also in zweierlei Hinsicht mit den von Mühsam gehegten Auffassungen. Darüber hinaus erhielten die von Gross geforderte Neugestaltung der Sexualordnung sowie die Verbreitung der Reventlowschen Lebensweise durch die praktischen, realisierbaren Vorschläge des BfM, wie z.B. Mutterschaftsrente und Beratungsstellen, einen realistischeren Charakter. Der Umstand, daß der BfM sich als Teil der Frauenbewegung verstand, verlor darüber hinaus Gross' und Reventlows Ideen einen feministischen Anstrich und machte zugleich den Feminismus für Mühsam wahrscheinlich weniger unakzeptabel (was ihm ermöglichte, sich später als einen Repräsentanten „wirklicher“ Frauenemanzipation zu profilieren).

Die vierte und letzte Person, die höchstwahrscheinlich zur Revision von Mühsams Antifeminismus beigetragen hat, ist Margarete Faas-Hardegger. Ebenso wie Helene Stöcker kann sie zwar nicht zur eigentlichen Münchner Boheme gerechnet werden. Mühsam freundete sich erst während seiner Schwabinger Jahre mit ihr an. Faas-Hardegger, ursprünglich Funktionärin in einer schweizerischen sozialdemokratischen Arbeiterinnengewerkschaft, redigierte ab 1908 zusammen mit Gustav Landauer den neugegründeten „Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes.“ Mühsams persönliche Freundschaft und politische Zusammenarbeit mit der libertären Feministin Faas-Hardegger werden seine früheren Vorurteile gegen „Frauenrechtlerinnen“ sicherlich abgeschwächt haben, nicht zuletzt auch weil sie Befürworterin einer freieren Sexualmoral war.

Als „Anhängerin der freien Liebe“⁶² geriet sie indessen bald in Konflikt mit Landauer, der — von ihm selber als konservativ umschriebenen — Überzeugung war, daß die Ehe als

58 Brief Erich Mühsams an Karl Kraus vom 26. Februar 1907, in: Erich Mühsam, in meiner Posaune . . . , a.a.O., Bd.1, S.94. Mühsams herablassender Ton darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß er seitdem sein Leben lang mit Stöcker befreundet war, wie u.a. durch Werbung für Stöckers Zeitschrift *Die neue Generation* in Mühsams *Fanal* sowie durch Rezensionen von Büchern Mühsams in *Die neue Generation* belegt ist.

59 Sheila Jeffreys, *The Spinster* . . . , a.a.O., S.136.

60 *Frauenalltag und Frauenbewegung 1890–1980. Katalog des Historischen Museums in Frankfurt a.M.*, Basel und Frankfurt a.M. 1981, S.47.

61 Sheila Jeffreys, *The Spinster* . . . , a.a.O., S.136f.

62 Fritz Oerter, *Briefe an eine Arbeiterfrau II*, in: *Der Pionier*, Jg.3 (1913), Nr.4, Beilage.

unlöslicher, ewiger Bund zwischen Mann und Frau Eckpfeiler einer sozialistischen Gesellschaft sein sollte. Er verurteilte deshalb Bestrebungen zur Liberalisierung der Sexualmoral und zur Abschaffung der Ehe in der Form, wie sie von der erotischen Bewegung vertreten wurden. In seiner Programmschrift „Aufruf zum Sozialismus“ meldete er scharfe Kritik an dieser Tendenz in der Bohème an: „Schon ertönen Stimmen von entarteten, entfesselten und entwurzelten Weiblein [wie Franziska zu Reventlow] und ihrem Männertroß, die Promiskuität verkünden, an die Stelle der Familie das Vergnügen der Abwechslung, an die Stelle der freiwilligen Bindung die Schrankenlosigkeit, an die Stelle der Vaterschaft, die staatliche Mutterschaftsversicherung setzen wollen.“⁶³

Als Faas-Hardegger 1909 einen Beitrag für den „Sozialist“ schrieb, in dem sie Gleichberechtigung von Frauen, Abschaffung der Ehe und der männlichen Vorherrschaft forderte, verweigerte Landauer die Publikation: „Nein, nein, all das hat gar keine Berührung mit mir“, schrieb Landauer. „Es ist das, was Proudhon, der nie wütender wurde, als wenn diese Sorte ‚Sozialismus‘ an ihn herantrat, Pornokratie nannte. [. . .] Wahnsinn aber wäre es, die Formen des Bundes, die wenigen, die geblieben sind, auch noch ‚abschaffen‘ zu wollen! Form brauchen wir, nicht Formlosigkeit, Tradition brauchen wir, nicht Zuchtlosigkeit.“⁶⁴

Der Bruch zwischen Landauer und Faas-Hardegger war die Folge. Dieser wurde wahrscheinlich noch dadurch verstärkt, daß Landauer wenig später ihm passende Teile aus dem unpublizierten Artikel zu einem neuen Beitrag, einer Art weiblicher Ode an die Liebe, zusammenstellte und im „Sozialist“ veröffentlichte.⁶⁵

III.

Der Konflikt zwischen Landauer und Faas-Hardegger, der sich übrigens ein Jahr später zwischen Landauer und Mühsam wiederholte,⁶⁶ weist auf ein weiteres Element von Mühsams Auffassungen über Sexualmoral und Feminismus hin: Auseinandersetzungen in anarchistischen Zusammenhängen über kapitalistische und anarchistische Sexual- und Ehemoral unter dem Stichwort „freie Liebe“.

Dabei ist zu bedenken, daß Anarchisten Frauenemanzipation damals in erster Linie als Teilaspekt einer libertär-sozialistischen — mit einer Neubestimmung des sozialen Status der Mutterschaft verbundenen — Innovation der Sexual- und Ehemoral, der Entwicklung der „freien Liebe“, verstanden: „In der freien Liebe sind Mann und Frau gleichherrliche, gleichfreie, unabhängige Individuen.“⁶⁷ Für diese Tendenz, „die Revolutionierung der Familie“ als Lösung der „Frauenfrage“ zu verstehen,⁶⁸ können mehrere Gründe angegeben werden.

Zunächst kann die Gleichsetzung von Frauenemanzipation mit der Entwicklung einer neuen Sexual- und Ehemoral als Konsequenz des patriarchalen biologischen Determinismus gesehen werden. „[Die Frau] unterscheidet sich körperlich, daher auch geistig; ihr Denken, Fühlen und Empfinden ist von Natur aus — abgesehen von dem Einfluß einer Erziehung, die

63 Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus, Wetzlar 1978, S.118.

64 Brief Gustav Landauers an Margarete Faas-Hardegger vom 23. April 1909, in: Gustav Landauer, Sein Lebensgang . . ., a.a.O., Bd.1, S.249f.

65 Es handelt sich um: Markland, Frühling, in: Der Sozialist, Jg.1 (1909), Nr.6, S.42. „Markland“ kann als Zusammenziehung von Faas-Hardeggers Pseudonym ‚Mark Harda‘ und ‚Landauer‘ verstanden werden. Vgl. auch: ab., Ein Wörtchen an die Frauen, in: ebda, S.42ff.

66 Vgl. Erich Mühsam, Namen . . ., a.a.O., S.234f.

67 Ernst Schnur, Das Problem der Ehe, in: Der freie Arbeiter, Jg.5 (1908), Nr.270, Beiblatt.

68 Diogenes, Die Frau und der Syndikalismus, in: Der Pionier, Jg.3 (1913), Nr.50.

sich nichts mehr angelegen [sein] ließ, als das gründlichste Zerstören eben dieses natürlichen Denkens, Empfindens und Fühlens der Frau — anders geartet, als das des Mannes“.⁶⁹ „Die Frau ist vor allem ein Gefühlswesen; die Liebe ist das Wesentlichste ihres Lebens, sie will einen bestimmten Menschen lieben und sich ihm hingeben, sie träumt die Ehe nicht ohne Liebe.“⁷⁰ Ausnahmslos wird Frauen der Reproduktionsbereich als „natürliche“ Lebenssphäre und folglich Heterosexualität als „natürliche“ Sexualität sowie Mutterschaft als „natürliche“ soziale Aufgabe vorgeschrieben. Wiederholt wird die (An-)Klage laut, Frauen würden in der modernen Gesellschaft „in keiner Weise auf die Mutterschaft vorbereitet.“⁷¹ „Das Verhältnis zwischen Mann und Weib in den Kreisen der Bessersituierten“ galt als „noch unnatürlicher. Die heranwachsenden Mädchen werden für alles andere erzogen als für ihren zukünftigen Mutterberuf.“⁷² In diesem Zusammenhang pflichteten die meisten Anarchisten der Auffassung bei, Frauen würden (und sollten) — auch nach einer Revolution in anarchistischem Sinne — immer von Männern abhängig sein: „Es gibt eine Formel in der deutschen Arbeiterbewegung, welche lautet: Die Emanzipation der Arbeiterklasse muß und wird auch die Befreiung und volle Gleichberechtigung der Frau bringen. [. . .] Diese Formel ist unseres Erachtens falsch. [. . .] Zu denen, die in der sozialistischen Gesellschaft von der notwendigen Arbeitspflicht entbunden werden müssen, wird neben dem Kinde die Frau gehören. [. . .] Ihr gesellschaftlich notwendiger ‚Beruf‘ ist dann, Kinder gebären und Kinder erziehen. Daß die Erziehung des Kindes schon im Mutterleibe beginnen muß, ist eine Selbstverständlichkeit. Für ihre Mutterpflichten hat sie sich auch bereitzuhalten, wenn durch die Verhinderung der Empfängnis das Mutterwerden ausgeschaltet ist. [. . .] die Mutterschaft [zwingt somit] die Frau unter den Schutz des Mannes und damit unter die Abhängigkeit von seiner produktiven Arbeitsleistung [. . .].“⁷³

Eine weitere Ursache für die Vorstellung, „freie Liebe“ löse die bestehende Unterdrückung der Frau, mag bei dem anarchistischen Primat der Ideologie- und Moralkritik liegen, wodurch — im Gegensatz zum bzw. als Abgrenzung vom Marxismus — ökonomische Überlegungen in der anarchistischen Gesellschaftskritik eine sekundäre, manchmal auch keinerlei Bedeutung erhielten. Eine Folge war, daß Frauenarbeit meistens nur in anekdotischer, literarisierter Form beschrieben wurde — als Schande des Kapitalismus.⁷⁴ Frauen wurden insgesamt nicht nur als Hausfrauen und Mütter definiert, sondern auch hauptsächlich als solche wahrgenommen, und was vielleicht noch wichtiger ist: Ihr Eintritt ins Erwerbsleben galt als

69 Ebda.

70 K.K., Die Frau, in: Neues Leben, Jg.5 (1901), Nr.9, S.44.

71 Jacques Mesnil, Die freie Ehe, Berlin 1904, S.21.

72 Fritz Oerter, Zur Frauenfrage, in: Der Pionier, Jg.2 (1912), Nr.6, Beilage.

73 Diogenes, Die Frau . . . , a.a.O. Nur vereinzelt wird die Ansicht vertreten, Frauen sollten auch Lohnarbeit verrichten, da dies ihre (wirtschaftliche) Selbständigkeit fördern würde; vgl. Karl Hartmann, Das Recht der Frauen, in: Neues Leben, Jg.4 (1900), Nr.30, S.126; Ernst Schnur, Das Problem der Ehe, in: Der freie Arbeiter, Jg.5 (1908), Nrn. 27, 42 und 43, 1908, Beiblatt; Fritz Brupbacher, Liebe, Geschlechtsbeziehungen und Geschlechtspolitik, Berlin 1930, S.24; Fritz Oerter, Die freie Liebe, Berlin 1920, S.12. Von zwei Autorinnen wird noch hinzugefügt, die Erziehung von Kindern brauche keineswegs eine Angelegenheit der leiblichen Mutter zu sein. Vgl. Sarah E. Holmes, Replik, in: Victor Yarros und Sarah E. Holmes, Die Frauenfrage. Eine Diskussion, Berlin 1914, S.13; Hertha Vesta, Vom Frauenstandpunkt, in: Die freie Generation, Jg.1 (1908), Nr.11, S.278.

74 Vgl. Aus dem Leben einer Arbeiterfrau, in: Der freie Arbeiter, Jg.2 (1905), Nr.15, S.59; Aimée Köster, Momentbilder aus dem revolutionären Leben. Die Russin, in: Der freie Arbeiter, Jg.7 (1910), Nr.39, Beiblatt; ähnlich wird die Prostitution besprochen: Melitta, Prostitution, in: Neues Leben, Jg.3 (1899), Nr.10; Jörg, Arbeit und Prostitution, in: Neues Leben, Jg.3 (1899), Nr.40; Hilda R., Nur ein Frauenschicksal!, in: Der Pionier, Jg.2 (1912), Nr.9, Beilage.

Bedrohung.⁷⁵ Das mag zugleich erklären, wieso im Verhältnis zur sozialdemokratischen Bewegung in anarchistischen Organisationen (noch) weniger Lohnarbeit verrichtende Frauen vertreten waren. Überhaupt muß festgestellt werden, daß die Beteiligung von Frauen in anarchistischen Zusammenhängen sehr gering war, wobei der Prozentsatz weiblicher Mitarbeiterinnen an anarchistischen Projekten insgesamt niedriger als im sozialdemokratischen Spektrum anzusetzen ist. Wie Ulrich Linse schreibt, wurden Frauen hauptsächlich über ihre Ehemänner als Garantie für den „geselligen Rahmen“ zu anarchistischen Versammlungen mitgenommen.⁷⁶ In größeren anarchistischen Zeitschriften, wie „Neues Leben“, „Der freie Arbeiter“ und „Der Pionier“, finden sich kaum Beiträge von deutschen Anarchistinnen, wie übrigens auch Artikel, die sich mit der spezifischen Situation von Frauen befassen, eine Seltenheit sind. Die wenigen Beiträge von Frauen (die sich nur teilweise mit „Frauenthemen“ befassen) stammten im allgemeinen von berühmten ausländischen Anarchistinnen, wie Emma Goldman und Louise Michel sowie von Frauen, die nicht zum anarchistischen Spektrum gehörten, wie Grete Meisel-Heß, Lily Braun oder Ellen Key.

Ein gravierender Unterschied zwischen dem deutschen Anarchismus und der deutschen Sozialdemokratie war hierbei, daß es bereits vor der Jahrhundertwende sozialdemokratische Frauenorganisationen und -zeitschriften gab, während eine anarchistische Frauenorganisation, der „Syndikalistische Frauenbund“ und frauenspezifische anarchistische Zeitschriften (die von Aimée Köster publizierte „Die Schaffende Frau“ sowie eine „Frauenbund“-Beilage der FAUD-Zeitung „Der Syndikalist“) erst nach dem Ersten Weltkrieg entstanden. — Eine weitere Divergenz zwischen anarchistischer und sozialdemokratischer Bewegung in Deutschland war die Tatsache, daß zum einen Verfasser anarchistischer propagandistischer und theoretischer Schriften hauptsächlich (selbst)gebildete Arbeiter waren, und keine bürgerlichen, akademisch geschulten Intellektuellen — wie in der Sozialdemokratie, so daß der proletarische Antifeminismus, der auch in der sozialdemokratischen Basis ungebrochen vorhanden blieb, in anarchistischen Schriften länger und unverblümter weiterexistierte in einer Zeit, in der auf theoretischer Ebene in der Sozialdemokratie eine differenziertere Haltung gegenüber Frauen und ihrer Emanzipation entwickelt und der proletarische Antifeminismus fallengelassen wurde. Zum anderen gab es — wahrscheinlich auch dadurch bewirkt — kein anarchistisches Gegenstück zu den wirkungsvollen, die „Frauenfrage“ streifenden Bestsellern aus der marxistisch orientierten sozialistischen Bewegung: „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ und „Die Frau und der Sozialismus“ von Friedrich Engels bzw. August Bebel; die einzige umfangreiche Schrift eines Anarchisten über Frauen und ihre Emanzipation mit dem gleichen Stellenwert der Arbeiten von Engels und Bebel war die antifeministische Litanei „La Pornocratie, ou les femmes dans les temps modernes“ des Frauenhassers Pierre-Joseph Proudhon. Progressive Frauen fanden daher eher Anhaltspunkte im sozialdemokratischen Spektrum als in anarchistischen Kreisen.

Der anarchistische Antiparlamentarismus mag schließlich das seine dazu beigetragen haben, um einerseits politisch interessierte Frauen vom libertären Sozialismus fernzuhalten und andererseits die „Frauenfrage“ auf die Frage der „freien Liebe“ zu verkürzen. Generell war das Urteil der Anarchisten über zeitgenössische Feministinnen vernichtend. Es handele sich

75 L.P., Die moderne Frauenbewegung (Eine Betrachtung und Beurteilung derselben vom Standpunkte des freien Sozialismus), in: Der freie Arbeiter, Jg.9 (1912), Nr.46/47; Weisse Sklavinnen im „schwarzen Lande“, in: Der Pionier, Jg.3 (1913), Nr.29.

76 Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus . . ., a.a.O., S.156, S.198 und S.287.

um „Damen des Geblüts der aristokratischen Parvenue“, die von ihren Männern „mit maßgebender Stimme im Konzilium der internationalen haute-finance“ angeleitet würden, proletarische Frauen irrezuführen und gegen ihre männlichen Klassengenossen aufzuhetzen, um somit die Arbeiterbewegung zu spalten.⁷⁷ Die Aktionen der Suffragetten entbehrten zwar keineswegs einer Portion Mut, aber: „Man wagt gegen die vornehmen Damen nicht hart vorzugehen. Wieviel Jahre Zuchthaus und Gefängnis würden wohl über englische Arbeiter ausgesprochen werden, wenn sie im wirtschaftlichen Kampfe — wo es wirklich angebracht ist — sich beim Sabotieren erwischen liessen. Den Stimmrechtlerinnen sieht man nachsichtig durch die Finger. Hin und wieder fallen ein paar Monate Gefängnis für sie ab; sie sind eben Angehörige der herrschenden Klasse und „eine Krähe hackt den anderen die Augen nicht aus.“⁷⁸

Nicht besser ist das Verdikt über den Zetkinschen „Wahlhumbug“ auf der sozialdemokratischen „Internationalen Frauenkonferenz“ 1910 in Kopenhagen: „Wenn wir [. . .] das Ergebnis der Beratungen, die größtenteils dem Schattenbild der Wahlrecherei gewidmet waren, in Betracht ziehen, dann fließt doch ein Wehrmutstropfen in den Freudenbecher. [. . .] Zetkin wunderte sich darüber, daß die romanischen Länder [mit einer größeren anarchistischen Arbeiterbewegung] nicht vertreten waren. Für uns ist das Nichterscheinen der romanischen Frauen [. . .] ein gutes Zeichen dafür, daß sie sich von den für die Arbeiterklasse so verhängnisvollen Illusionen des Glaubens an das Allheilmittel der Wahlen befreit haben. Sind doch alle Kongresse [deren] Verhandlungen größtenteils auf die Verfechtung des allgemeinen Frauen-Wahlrechts hinauslief[en], schon von vornherein zur Nichtigkeit verurteilt. Eine solche Bedeutungslosigkeit muß darum auch der Beschluß haben, in allen Ländern einen ‚Allgemeinen Frauentag‘ einzuberufen, dem die tiefe und erhabene Aufgabe zuerteilt ist, in den Frauen das Verständnis für das in Wirklichkeit kapitalerhaltende Wahlrecht der Sozialdemokratie zu erwecken.“⁷⁹ Demgegenüber wurde aufgerufen, „Frauenapostel zu gewinnen, die in die Frauenversammlungen eindringen, dort die Anarchie zur Diskussion in die Debatte ziehen, den Beweis erbringen, daß nur der Anarchismus das ganze natürliche Wesen der Frau nicht nur gelten läßt, sondern auch zur Geltung bringen will und kann [. . .]. Kampfgenossen, Freunde, Brüder! Kündet dem Weib das Evangelium der Freiheit, brecht die physischen und geistigen Fesseln, die sie [!] bedrücken, die aus der herrlichsten Schöpfung der Natur ein verkrüppeltes, unnatürliches Sklavenwesen machen; befreit es aus den alten Banden, den eisernen Ketten von Vorurteil und Knechtschaft und eine Genossin wird euch erstehen von so unwiderstehlicher Macht und herrlicher Schöne, daß die Welt begeistert und bewundernd, sich ihr zu Füßen legen wird — Was kann es Schöneres, Mächtigeres geben, als das — freie Weib!“⁸⁰

Da das „natürliche Wesen“ des „freien Weibes“ sich — wie gesagt — praktisch auf die biologisch determinierte Aufgabe als Mutter und Erzieherin beschränken sollte, konnte sich die anarchistische Lösung der „Frauenfrage“ mit einer „Revolutionierung der Familie“, einer

77 L.P. Die moderne Frauenbewegung, a.a.O.

78 Damen-Sabotage, in: Der Pionier, Jg.3 (1913), Nr.9; vgl. auch: Suffragetten, in: Der freie Arbeiter, Jg.II (1914), Nr.13.

79 L.N., Internationale Frauenkonferenz, in: Der freie Arbeiter, Jg.7 (1910), Nr.37. Als Sonderposition dokumentierte Der Pionier einen Beitrag aus der französischen Zeitschrift *Le Libéraire*, in dem die französische libertäre Feministin Madeleine Pelletier das Frauenstimmrecht als wichtigen Schritt zur Politisierung von Frauen (auch in anarchistischem Sinne) verteidigte. Vgl. Madeleine Pelletier, Zur Frage des Frauenstimmrechts, in: Der Pionier, Jg.4 (1914), Nr.16, Beilage.

80 K.K., Die Frau, a.a.O., S.44.

Neuformulierung der Sexual- und Ehemoral, des wünschenswerten Verhältnisses zwischen den Geschlechtern in der Privatsphäre begnügen. Obwohl diese Revolutionierung erst nach einer siegreichen Revolution endgültig und uneingeschränkt möglich sei, galt eine solche Revision auf individueller Ebene in der kapitalistischen Gesellschaft als Form der „direkten Aktion“ als wünschenswert.⁸¹

Bei der Beantwortung der Frage, wie eine Revision der Sexual- und Ehemoral, wie die „freie Liebe“ zu realisieren sei, können unter deutschen Anarchisten global zwei Strömungen ausgemacht werden: Die eine Richtung verstand — geprägt vom bürgerlichen Familienideal — „freie Liebe“ als eine auf Freiwilligkeit beruhende, heterosexuelle und monogame, in „freie Ehen“ einmündende Liebe, bei der es einerseits immer die Möglichkeit einer Scheidung gebe, andererseits kein Zwang „dritter“ Instanzen, wie Kirche, Staat, Kapital oder Eltern, auszuüben sei. Um „freie Liebe“ handelt es sich — so einer der wichtigsten Vertreter dieser Richtung, Fritz Oerter —, „wenn sich Individuen beider Geschlechter nach Neigung und Willen, aber ohne jede Einmischung von Staat und Kirche vereinen, wenn sie allem Zwang, allen veralteten Sittlichkeitsbegriffen und sozialen Mißverhältnissen zum Trotz dem Drang ihrer Herzen Folge leisten, oder — um mich anders auszudrücken — mit dem Wort freie Liebe meine ich nicht zügellose und ins Blödsinnige gesteigerte Geschlechtlichkeit, sondern das Ineinanderfluten zweier Menschenseelen, das Sichfinden zweier Körper, die unbekümmert um die Konzession von Papa Staat und um den Segen der gestrengen Mama Kirche und sonst einer Moraltante sich in ihre rein persönlichen Angelegenheiten nichts dreinreden lassen.“⁸²

Die andere Richtung verstand unter „freier Liebe“ polygame, in der Regel heterosexuelle Liebe, die nur ausnahmsweise zur Ehe führen würde; da der Mensch „natur“-gemäß polygam sei, galt die Ehe als unzulässige Bändigung der menschlichen Natur — auch die „freie Ehe“, die „nichts weiter ist als eine lächerliche Parodie auf die christliche Ehe.“⁸³ „Wer unter ‚wahrer Liebe‘ nur die exklusive Liebe versteht, der sollte eigentlich genau das Gegenteil behaupten. Dauernde exklusive Liebe kann nämlich nur durch äußeren Zwang (Sitte und Gesetz) oder inneren Zwang (Religion, Moral, praktische Erwägungen) herbeigeführt werden. Die Liebe, selbst die innigste und leidenschaftlichste, ist immer Sache des Zufalls.“⁸⁴ „Die Liebe muß vollständig frei sein; kein Gesetz, keine Moral darf sie in irgend welchem Sinne unterwerfen oder leiten. Es darf auch kein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern gemacht werden in dem, was Liebe betrifft. Endlich darf der sexuelle Verkehr den Individuen weder Verpflichtungen auferlegen, noch Rechte gewähren.“⁸⁵ Auf jeden Fall sei — so z.B. Madeleine Vernet, eine Vertreterin der zweiten Richtung, die Ehe in einer anarchistischen Gesellschaft obsolet: „Daß man die Liebe nur nicht mit der Ehe verwechsle! Die Ehe ist ein sozialer Vertrag, die Liebe ist ein Naturgesetz. Die Ehe ist ein Kontrakt, die Liebe ein Kuß. Die Ehe ist ein Gefängnis, die Liebe ein Aufblühen, eine Herzensergiessung. Die Ehe ist die Prostitution der Liebe. Damit die Liebe ihre Schönheit und Würde bewahre, muß sie frei sein [. . .].“⁸⁶

81 Sp., Die Vernachlässigung der Frau, in: Der freie Arbeiter, Jg.4 (1907), Nr.27, Beilage.

82 Fritz Oerter, Die freie Liebe, in: Der freie Arbeiter, Jg.9 (1912), Nr.34.

83 Emil F. Ruedebusch, Die Eigenen. Ein Tendenzroman für freie Geister, Berlin 1904, S.197.

84 A.a.O., S.198.

85 Madeleine Vernet, Die freie Liebe, Wien 1920, S.13.

86 A.a.O., S.3.

Der Gegensatz zwischen beiden Richtungen kommt nicht nur in der Beibehaltung bzw. Ablehnung der Ehe zum Ausdruck. Auffällig ist auch, daß — obwohl beide Tendenzen die bürgerliche Ehe als Prostitution umschreiben, weil sie mit wirtschaftlichen Interessen verbunden ist, und beide Prostitution als Negativerscheinung der existierenden Gesellschaft betrachten — die erste Richtung Prostitution als Resultat der moralisch degenerierenden, das hohe Liebesideal „immer mehr einer streng monogamischen Form der Ehe“⁸⁷ zustrebender „Kulturmenschen“ in den Bereich des „Sinnlich-Tierischen“⁸⁸ hinabziehenden Wirkung des Kapitalismus versteht. Die zweite Richtung betrachtet dagegen die Prostitution als eine Erscheinung „lang gefesselter, endlich — wenn auch nur innerlich — befreiter Naturkräfte“: „Man nennt sie Sinnlichkeit, Erotomanie, Nymphomanie, alle möglichen seltsamen, weil fremd klingenden Namen legt man ihr bei, man versucht, ihre öffentliche Betätigung auszurotten mit allen Mitteln, — aber sie besteht nichtsdestoweniger weiter: sowohl in der verachteten Straßendirne, die für einige Pfennige sich jedem preisgibt, ganz wie in der von Edelsteinen funkelnden Maitresse, die nur den Goldfuchsen erreichbar ist, und vielleicht ganz unbewußt, wenn ein neuer Sinnensklave in ihr Netz lief, aber dennoch tatsächlich sich gegen die gottgewollte Ordnung des Althergebrachten auflehnt.“⁸⁹ — „Ich kann nicht anders, als es für durchaus passend und natürlich zu betrachten, daß eine Frau für den geschlechtlichen Verkehr mit Männern pekuniäre Vergütung akzeptiere, gerade wie sie eine solche Vergütung akzeptiert für andere Dienstleistungen, welche die Verausgabung von Zeit und Arbeitskraft bedingen. Die Idee der Heiligkeit des Geschlechts erscheint mir ein Überbleibsel und Resultat des altertümlichen Kultus der Geschlechtsorgane, welchen die christliche Theologie unbewußterweise assimilierte und ihren eigenen mystischen Lehren einverleibte.“⁹⁰ Während die erste Richtung sich gegen Vorwürfe der Unsittlichkeit aus bürgerlichen Kreisen wehrt, indem sie betont, „freie Liebe“ habe mit „zügelloser Geschlechtlichkeit“ nichts zu tun,⁹¹ räumt Madeleine Vernet ein, daß „wir [. . .] ein natürliches, instinktives Gefühl in uns [haben], welches über uns wacht. [. . .] Wenn wir keinen Hunger haben, hören wir auf zu essen, weil wir die unangenehmen Folgen eines überladenen Magen fürchten [. . .]. Ebenso werden wir den natürlichen Regulator für unser sexuelles Leben wiederfinden, der uns vor Ausschweifungen und Überanstrengungen bewahren wird. Das frei lebende Tier gehorcht diesem natürlichen Instinkt der Selbsterhaltung, warum sollte es dem freien Menschen nicht möglich sein, dasselbe zu tun?“⁹²

Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Richtungen in der anarchistischen Auseinandersetzung über „freie Liebe“ betrifft den sozialökonomischen Status der Mutterschaft. — Vorwegzunehmen ist hierbei, daß in anarchistischen Kreisen Mutterschaft und Lohnarbeit generell als zwei einander gegenseitig ausschließende Betätigungen gesehen wurden. — Bei der ersten Richtung sollten Kinder selbstverständlich innerhalb der „freien Ehe“ geboren und erzogen werden. Da im Konzept der „freien Liebe“/„freien Ehe“ aber eine Trennung der Eheleute möglich sein sollte, wurden auch Kollektiveinrichtungen zur Unterstützung alleinerziehender Mütter, deren Existenz nicht (mehr) durch das Einkommen des im Produktionsbereich arbeitenden Ehemannes gesichert war, propagiert, wobei man sich oft auf — vom

87 Jacques Mesnil, *Die freie Ehe*, a.a.O., S.36.

88 Resultat, *Unsere Frauen*, in: *Neues Leben*, Jg.3 (1899), Nr.40, S.39.

89 Pierre Ramus, „Tagebuch einer Verlorenen“ III, in: *Der freie Arbeiter*, Jg.3 (1906), Nr.13, S.51.

90 Victor Yarros, *Die Frauenfrage*, in: Victor Yarros und Sarah E. Holmes, *Die Frauenfrage*, a.a.O., S.6.

91 Fritz Oerter, *Briefe an eine Arbeiterfrau II*, a.a.O.

92 Madeleine Vernet, *Die freie Liebe*, a.a.O., S.15.

Bund für Mutterschutz vorgeschlagene — Reformen bezog, wie z.B. auf die Idee einer kommunitären Mutterschaftsrente.

Nach Auffassung der Anhänger der zweiten Richtung würden Kinder dagegen nie bzw. nur ausnahmsweise innerhalb einer Ehe geboren und erzogen werden, so daß die Vorschläge des BfM noch größere Bedeutung hatten. Um die „freie Mutterschaft“ zu ermöglichen, sollte diese in irgendeiner Weise wirtschaftlich abgesichert werden. So nannte der österreichische Anarchist Pierre Ramus das Bemühen des BfM, eine „Mutterschafts-Rentenversicherung“ ins Leben zu rufen, eine Bestrebung, „die keiner wohlwollender zu würdigen verstehen kann als wir — bildet sie ja doch nichts weiter als ein Reformkapitel aus der sexuell-ethischen Rüstkammer anarchistischer Weltanschauung.“⁹³ Die Idee, diese Mutterschafts-Rentenversicherung in der gegenwärtigen Gesellschaft verwirklichen zu können, sei, so Ramus, aber eine Naivität: „[. . .] es ist der Glaube, daß der Staat sich je dazu verstehen könne, der monogamen Grundform der Familie als einer solchen — nicht gerade den Todesstoß, aber doch den empfindlichen Hieb des Entzuges ihrer kräftigsten Stütze zu versetzen: die fast vollständige Aufhebung der ökonomischen Abhängigkeit des Weibes vom Manne! [. . .] Als staatlich zwangsweise eingeführte Mutterschafts-Rentenversicherung ist der Vorschlag [. . .] undurchführbar. [. . .] Aber in anderer Form bleibt dieser Vorschlag nicht nur durchführbar, nein, auch unbedingt fruchtbar im kulturellen Sinne. Seine Ausführung in freiwilliger Form, im Rahmen des voluntären Vertrages, innerhalb einer freien Gemeinschaft von Männern und Frauen ist vortrefflich realisierbar.“⁹⁴

In der wissenschaftlichen Literatur hat sich im Hinblick auf die anarchistischen Auseinandersetzungen über „freie Liebe“ Ulrich Linses These durchgesetzt, wonach die erste Richtung, die eine purifizierte bürgerliche Ehe ins Auge faßte, vom Arbeiter-Anarchismus, die zweite Tendenz einer auf Promiskuität gegründeten „freien Liebe“, vom Boheme-Anarchismus getragen worden sei.⁹⁵ In bezug auf Mühsam impliziert diese Annahme, daß bei der Darstellung seiner Ideen über Sexual- und Ehemoral deren Ursprünge ausschließlich in der Boheme gesucht werden. Obwohl Linses These im allgemeinen ohne Zweifel zutrifft, bedarf sie trotzdem der Modifizierung. Seine Zweiteilung wird nämlich schon dadurch problematisch, daß beide Richtungen gleichermaßen in anarchistischen Zeitschriften, wie „Neues Leben“, „Der freie Arbeiter“ und „Der Pionier“ vertreten waren. Zeitschriften, deren Autoren und deren Leserschaft größtenteils unter Arbeitern zu suchen waren — also mitnichten typische Medien des Boheme-Anarchismus. Ebenso problematisch ist übrigens die von Jean Maitron für den französischen Anarchismus vorgenommene Unterteilung, nach der die erste Richtung dem Anarchokommunismus und die zweite dem individualistischen Anarchismus zuzuordnen sei.⁹⁶ Gerade bei den beiden Autoren der im deutschsprachigen Raum am weitesten verbreiteten französischen Beiträge über Sexual- und Ehemoral, Jacques Mesnils „Die freie Ehe“ und Madeleine Vernets „Die freie Liebe“, die sowohl als Broschüren in mehreren Auflagen wie auch regelmäßig in Artikelform in Zeitschriften erschienen, liegt die Sache genau umgekehrt. Während Mesnil sich ausdrücklich auf Stirner bezog,⁹⁷ gehörte Vernet zur kollektivistischen Strömung innerhalb des französischen libertären Sozialismus.⁹⁸

93 Pierre Ramus, *Mutterschutz und Liebesfreiheit*, Berlin und Antwerpen 1907, S.3.

94 A.a.O., S.7f. Vgl. auch: Die Liebe als mächtige Anarchistin, in: *Der freie Arbeiter*, Jg.2 (1905), Nr.3, S.II.

95 Ulrich Linse, *Organisierter Anarchismus . . .*, a.a.O., S.98.

96 Ebda.

97 Jacques Mesnil, *Die freie Ehe*, a.a.O., S.I.

98 Jan Moutaert, *De vervloekte staat. Anarchisme in Frankrijk, België en Nederland 1890-1914*, Berchem o.J., S.164.

Zutreffender scheint es mir, die erste Richtung als majoritär und die zweite als minoritär zu typisieren. Dabei behalten Linses und Maitrons Dichotomien insofern ihre Richtigkeit, als unter Arbeitern, die ja die Mehrheit der anarchistischen Bewegung bildeten, mehrheitlich zum einen kommunistische bzw. kollektivistische anarchistische Ansätze Eingang fanden und zum anderen bürgerliche Moralvorstellungen besonders im Bereich der Sexualität beibehalten wurden, während die in absoluten Zahlen viel kleinere Anhängerschaft des Individualanarchismus einerseits in Bohemekreisen relativ stark vertreten war und andererseits der Individualanarchismus einen günstigeren Nährboden für die zweite Richtung bot, indem feste Organisationformen — hier: die Ehe — im Individualanarchismus grundsätzlich als problematisch empfunden bzw. abgelehnt wurden und eine den „Einzigsten“ in seiner Bewegungsfreiheit einschränkende Moral bei Individualanarchisten auf größeren Widerstand stieß als in kollektivistisch-anarchistischen Kreisen.

Bei einer genaueren Betrachtung der obengenannten Zeitschriften fällt indessen auf, daß Befürworter „freier Liebe“ als Vorstufe einer auf Freiwilligkeit beruhenden „freien Ehe“ innerhalb der Schranken des bürgerlichen Sittenkodexes alle in Deutschland oder im europäischen deutschsprachigen Raum wohnhaften Anarchisten waren, während viele Autoren der zweiten, minoritären Richtung — jedenfalls in diesen Zeitschriften — nicht aus der Boheme, sondern aus der deutschsprachigen Emigration in den Vereinigten Staaten stammten, wie z.B. Robert Reitzel,⁹⁹ Emil F. Ruedebusch,¹⁰⁰ Paul Vandree,¹⁰¹ Ernst Schnur¹⁰² und ein gewisser „Figaro“.¹⁰³

Dieses Phänomen läßt sich aus einer Sonderentwicklung in den Vereinigten Staaten erklären. Dort wurde nämlich schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von einer bunten Mischung radikaler Liberaler, Individualisten, Vertretern einiger christlicher Sekten und Kommunen, utopistischer, fourrieristischer und owenitischer Siedler und dergleichen ausführlich über Sexualität und damit verbundene Themen diskutiert.¹⁰⁴ Großes Gewicht in dieser Bewegung der „free lovers“ besaß eine Strömung, deren Vertreter der Auffassung waren, „freie Liebe“, die Revolutionierung der Sexual- und Familienmoral im Sinne eines vollständigen Verschwindens existierender Moralvorstellungen und weiterer die Sexualfreiheit beeinträchtigender Vorschriften und Instanzen sowie die Verwirklichung absoluter sexueller Freizügigkeit „natur“-gemäß polygamer Menschen seien für die Realisierung einer besseren Gesellschaft

99 Vgl. Robert Reitzel, Der Liebesneid, in: Der Pionier, Jg.2 (1912), Nr.11, Beilage; ders., Erste Liebe, in: a.a.O., Nr.12, Beilage; ders., Unanständige Frühlingsgedanken, in: a.a.O., Jg.3 (1913), Nr.23, Beilage; ders., Love went by, in: a.a.O.

100 Emil F. Ruedebusch, Freie Menschen in der Liebe und Ehe. Ein Versuch, die Menschen glücklicher und besser zu machen, Mayville (Wisc.) 1895; Emil F. Ruedebusch, The old and the new ideal. A solution of that part of the social question which pertains to love, marriage and sexual intercourse, Mayville (Wisc.) 1896; Emil F. Ruedebusch, Die Eigenen . . ., a.a.O.; Emil F. Ruedebusch und Helmar Lerski, Lebt die Liebe! Aphorismen, Berlin 1905.

101 Paul Vandree, Freie Liebe, in: Neues Leben, Jg.1 (1897), Nr.28, S.164f; Paul Vandree, Tugend, in: Neues Leben, Jg.3 (1899), Nr.3 und Nr.4, S.15f. und 19ff [Auf sexuellem Gebiet]; Paulus, „Unsere“ Frauen, in: a.a.O., Nr.46, S.226f.; Paul Vandree, Aphorismen, in: Neues Leben, Jg.4 (1900), Nr.20, 23, 24, 25, 29, 30 und 32, S.86 [Die ‚heilige‘ Ehe], 97f. [Formen der Ehe: Polygamie], S.100f. [Monogamie (Einzelehe)], 104f. [Zwangs-Ehe], S.120f. [Prostitution], S.126 und 135f. [Freie Liebe].

102 Ernst Schnur, Das Problem der Ehe, a.a.O.

103 Pseudonym eines in New York ansässigen Anarchisten; vgl. Figaro, Wiener Boheme, in: Der freie Arbeiter, Jg.7 (1910), Nr.11. Dieser Artikel, in dem Bohemiens als „Anarchisten bezüglich der Moral, der Manieren, der Lebensführung und vor allem der Liebe“ aufgeführt werden, kann als Anzeichen dafür verstanden werden, daß die Trennungslinie zwischen Arbeiter-Anarchismus und Boheme-Anarchismus, so wie Linse sie im Hinblick auf die „freie Liebe“ zieht, eher brüchig war.

104 Hal D. Sears, The Sex Radicals. Free Love in High Victorian America, Lawrence (Kans.) 1977.

von größter Bedeutung und sollten zügig herbeigeführt werden. Wichtiger Kristallisationspunkt dieser Strömung der „free lovers“ war die Zeitschrift „Lucifer. The Lightbearer“, die auch unter amerikanischen Anarchisten, insbesondere unter Individualanarchisten, breite Zustimmung fand und u.a. Emma Goldman¹⁰⁵ und Paul Vandree¹⁰⁶ maßgeblich beeinflusste — zu einem Zeitpunkt, als sowohl in Deutschland als auch in der sozialistischen Arbeiterbewegung in Europa bürgerliche Moralvorstellungen kaum hinterfragt wurden; ein Gegensatz, der Goldman dazu brachte, deutsche Anarchisten als „antedeluvians“, als vorsintflutliche Erscheinungen, zu bezeichnen.¹⁰⁷

Folge der „free lovers“-Bewegung war, daß bereits fünfzig Jahre vor der Entstehung einer sozialistischen Sexualreformbewegung in Deutschland unter amerikanischen Anarchisten mit den Theoremen der erotischen Bewegung vergleichbares Gedankengut geläufig war und von deutschsprachigen anarchistischen Emigranten in den Vereinigten Staaten schon in der deutschen anarchistischen Presse propagiert wurde, als in der Boheme die erotische Bewegung gerade anfang, sich zu konstituieren.

Wenn Mühsam daher 1929 rückblickend feststellt, er sei „von einer ganz anderen Seite her“, aufgrund der anarchistischen Gesellschaftslehre, zu dem — mit Otto Gross' Ideen identischen — Standpunkt „einer auf uneingeschränkter Promiskuität beruhenden Sittlichkeit“ gekommen,¹⁰⁸ so kann man dies als Hinweis darauf verstehen, daß er unabhängig von Gross' Auftritt in München ähnliche Vorstellungen in anarchistischen Kreisen, also solchen, die die minoritäre Richtung mit Schwerpunkt in den Vereinigten Staaten vertrat, aufgegriffen hatte. Daß Mühsam bei seinen Auffassungen über Sexual- und Ehemoral tatsächlich von amerikanischen Anarchisten beeinflusst wurde, wird zunächst durch einen Literaturhinweis in „Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat“ bestätigt: Als einzige Schrift über „Die Frauenfrage“ wird eine Broschüre der amerikanischen Anarchisten Yarros und Holmes aufgeführt.¹⁰⁹ Ferner gibt es eine bestechende Übereinstimmung zwischen Mühsams Kritik am damaligen Feminismus und der Argumentationslinie in Emma Goldmans Aufsatz „The Tragedy of Woman's Emancipation“, der 1906 in deutscher Sprache erschien,¹¹⁰ sowie zwischen der Fabel von Mühsams „Tendenzstück“¹¹¹ „Die Freivermählten“ und dem Kern von Emil F. Ruedebuschs Roman „Die Eigenen. Tendenzroman für freie Geister.“¹¹²

„Die Freivermählten“ behandeln — so Mühsam — „die Dinge der Liebe, Treue und Eifersucht vom Standpunkt einer radikalen Verneinung der geltenden Moralbegriffe aus. Und zwar wurde ein in ‚freier‘ Ehe höchst korrekt lebendes Paar, das nur aus Prinzip auf die staatliche Kopulierung verzichtet hatte, einem amtlich verheirateten Paar gegenübergestellt, das in wirklicher Freiheit und ohne gegenseitige Beaufsichtigung ein harmonisches Leben führte.“¹¹³

105 Alice Wexler, Emma Goldman. An Intimate Life, London 1984, S.49.

106 Paul Vandree, Aphorismen, a.a.O., S.136.

107 Cornelia Krasser und Jochen Schmück, Frauen in der Spanischen Revolution 1936–1939, Berlin 1984, S.95. Vgl. in diesem Zusammenhang: Ulrich Linse, Organisierter Anarchismus . . . , a.a.O., S.98, Anm.105.

108 Erich Mühsam, Liebe . . . , a.a.O., S.315.

109 Erich Mühsam, Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat. Was ist kommunistischer Anarchismus?, Berlin 1933, S.48.

110 Emma Goldman, Die Tragödie der Frauenemanzipation, in: Die freie Generation, Jg.1 (1906), Nr.1. Im Folgenden zitiert nach der neueren Übersetzung, „Das Tragische an der Emanzipation der Frau“, in: Emma Goldman, Frauen in der Revolution, Bd.2, Berlin 1977, S.9–18.

111 Erich Mühsam, Gedichte, Prosa, Stücke. Ausgewählte Werke, Bd.1, Berlin 1978, S.717.

112 Diese Ähnlichkeit hat sogar dazu geführt, daß der Name des unbekannten Ruedebuschs als Pseudonym Mühsams aufgefaßt wurde. Vgl. Günther Emig, Emil F. Ruedebusch = Erich Mühsam? Eine Notiz, in: Europäische Ideen, Nr. 34–36 (1977), S.50f.

113 Erich Mühsam, Liebe . . . , a.a.O., S.316.

Mühsams im Herbst 1909 verfaßtes Drama schließt damit an die Zielsetzung von Ruedebuschs 1904 in Berlin erschienenem Roman, „eine Kritik des Liebeslebens unserer ‚freiesten Geister‘“ zu leisten, an.¹¹⁴ Ruedebusch wirft in seinem Roman der Mehrheit der „free lovers“ vor, sie seien mit ihrer „freien Ehe“ im Grunde dem bürgerlichen Sittenkodex zutiefst verhaftet; er schlägt demgegenüber eine „neue Moral“ vor, bei der die Ehe aus freier „seelischer und sinnlicher Liebe“ einer Form der Konvenienzehe Platz macht: „[. . .] beim Eingehen dieser [Konvenienz-]Ehe, (als eines Bundes, der nur Werth hat, wenn er von längerer Dauer ist, da in ihm die materiellen Interessen sowohl wie auch die geistigen zweier Personen aufs Beste gewebt werden sollten,) solle man nicht [. . .] auf sinnliche Liebe sehen, [. . .] sondern [. . .] ob ein harmonisches seelisches Zusammenleben, was geistige und materielle Interessen anbetrifft, mit der anderen Person möglich sein werde. Bei den Personen aber, und das ist die neue Moral, solle es gestattet werden, sinnlich zu lieben, wen und wann sie wollten.“¹¹⁵ Zusammen mit Gross' psychoanalytischem Ansatz, mit dem lebendigen Beispiel der Franziska zu Reventlow und mit den Reformvorschlägen des Bundes für Mutterschutz dürfen sexualreformerische Bestrebungen im anarchistischen Spektrum bzw. von Teilen der amerikanischen Bewegung der „free lovers“ als entscheidende Einflüsse auf Mühsams Denken über Sexual- und Ehemoral und deshalb als Grundlagen seiner daran anschließenden Überlegungen über Frauenemanzipation gelten.

IV.

Bedingt durch „das männliche Wunschbild, Frauen seien per se mit Muttertrieb und Kinderwunsch behaftet“,¹¹⁶ wählt Mühsam als Ausgangspunkt seiner Überlegungen über „wirkliche“ Frauenemanzipation die biologisch-deterministische Annahme, „Kinder gebären [sei] der heilige und natürliche Beruf der Frau“, und — so fährt er fort: „mögen sie soviele gebären dürfen, wie ihr mütterliches Herz ersehnt; mögen sie ein Leben führen können, das ihnen die Vermehrung des Volkes um starke, gesunde, kluge und lebensfrohe Kinder ermöglicht, von welchem Vater, von welchen Vätern sie selber wollen! [. . .] Dann werden wir von Frauenfreiheit und von Frauenrecht reden dürfen.“¹¹⁷

Hierbei sei sogleich angemerkt, daß „soviele Kinder, wie ihr mütterliches Herz ersehnt“, aus Mühsams Sicht „soviel wie möglich“ bedeutet, denn „die Verhinderung von Geburten hat nur eine Bedeutung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft:“¹¹⁸ „Wenn zahllose Proletarierinnen lieber jedes Jahr gebären als vorsichtige Manipulationen anwenden zu wollen, so äußert sich darin ein gesundes Vertrauen auf die zwecklose Zuverlässigkeit der eigenen Natur, ein Vertrauen, das man nicht erschüttern, sondern bestärken soll.“¹¹⁹ Außerdem sei, „ein absolut zuverlässiges Vorbeugungsmittel [gegen Schwangerschaft] bis jetzt noch nicht erfunden, und die Manipulationen beim Geschlechtsverkehr, die während des Aktes vorsichtige

114 Emil F. Ruedebusch, *Die Eigenen . . .*, a.a.O., S.4. So wie Ruedebusch in der Diskussion über „freie Liebe“ unter (amerikanischen) Anarchisten Stellung nehmen wollte, so könnte auch Mühsams Drama als Diskussionsbeitrag in der Auseinandersetzung zwischen Landauer und Faas-Hardegger gesehen werden, das im Anschluß daran konzipiert wurde.

115 Paul Vandree, *Freie Liebe*, a.a.O., S.165.

116 Anneliese Bergmann, *Frauen, Männer, Sexualität und Geburtenkontrolle. Die Gebärstreikdebatte der SPD im Jahre 1913*, in: *Frauen suchen ihre Geschichte*, a.a.O., S.92.

117 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, in: Erich Mühsam, *Fanal. Aufsätze und Gedichte 1905–1932*, Berlin 1979, S.71 [ursprünglich in: *Der Sozialist*, Jg.2 (1910), Nr.18, S.142–144].

118 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, in: a.a.O., S.72.

119 Erich Mühsam, *Kindersegen*, in: *Kain*, Jg.3 (1913), Nr.6, S.88. Vgl. auch: Victor Yarros, *Die Frauenfrage*, a.a.O., S.8.

Erwägungen bedingen, sind für mein Gefühl so häßlich, daß sie zum mindesten von Unbeteiligten nicht empfohlen werden sollten. Man soll aber auch nicht vergessen, daß der Liebesrausch plötzlich entsteht und, wo es sich nicht um ordnungsliebende Ehepaare handelt, ohne nüchterne Überlegungen zur Vereinigung drängt.“¹²⁰

Frauen, die solche „nüchternen Überlegungen“ dennoch anstellten, unterlagen — Mühsam zufolge — kapitalistischen Degenerationerscheinungen: „Es ist traurig [. . .], daß unsere im tiefsten verdorbenen Gesellschaftszustände in zahllosen Frauen längst den Wunsch nach Kindersegen erstickt haben. Die Abneigung, die besonders in den sogenannten ‚besseren Ständen‘, vor allem aber unter Künstlerinnen, in der Boheme und unter ledigen Frauen gegen die Empfängnis vorherrscht, ist bei der verrückten Moral, die von Staat und Kirche gezüchtet wird, gewiß begreiflich, beweist aber doch eine höchst bedenkliche Abirrung von den Wegen der natürlichen Gesittung.“¹²¹

Zur Wiederherstellung und zur daran anschließenden unbehelligten Entfaltung der „natürlichen Gesittung“ der Frau habe die vaterrechtliche Gesellschaft sozialen Verhältnissen Platz zu machen, in denen „Mutterrecht“ gelten würde. „Mutterrecht“ beinhaltet dabei letztendlich das Recht von Frauen, unbeschränkt Kinder gebären zu können. Dazu seien Frauen wirtschaftlich vollständig zu entlasten und moralische Restriktionen, die in der vaterrechtlichen Gesellschaft Frauen bei der freien Ausübung ihres „heiligen und natürlichen Berufs“ hindern könnten, aufzuheben: „Wer Augen im Kopf hat, sieht, daß die Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben — als Arbeiterin, Buchhalterin, Juristin usw. — in der Not unserer sozialen Verhältnisse begründet ist, wer Gefühl hat für menschliche Würde, auf die die Frau Anspruch hat, muß Verhältnisse herbeiwünschen, die ihr die Freiheit gewährleisten, zu sein und zu tun, was ihre Natur verlangt.“¹²² „[Es] darf nicht verkannt werden, daß die Inanspruchnahme der Frauenkräfte für die Beschaffung der lebensnotwendigen Werte keineswegs in der natürlichen Organisation der Welt vorgesehen ist. Unter den zahllosen mörderlichen Verfahrenheiten unserer Zeit ist eine der mörderlichsten der den Frauen abgezwungene Mißbrauch ihrer Kräfte für Männerwerk, [so daß sie] um das Recht auf Mutterschaft betrogen werden.“¹²³ Obwohl Mühsam wiederholt die Dringlichkeit einer „natürlichen“ Wirtschaftsordnung, die praktisch eine rigorose geschlechtliche Arbeitsteilung beinhaltete, bei der männliche Arbeit im öffentlichen Produktionsbereich von fraulicher, häuslicher Reproduktionsarbeit getrennt werden sollte, betont, läßt er die Frage nach der genauen Organisation „der Ernährung der Kinder und Frauen“ offen. Lapidar heißt es nur, „diese Frage [könne] nur gelöst werden im Zusammenhange mit allen sozialen Problemen unserer Zeit [. . .] als Komponente eines Programms [. . .], das die Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse“ vorsieht.¹²⁴

Ebenfalls unklar bleibt Mühsams Vorstellung von der Beteiligung von Frauen am politischen Leben. Jedenfalls war er mitnichten begeistert von der Forderung, „die Frau gehör[e] wie der Mann ins öffentliche Leben, auf die Hochschule, in den Erwerb, ins Parlament, an die Regierung.“¹²⁵ Dennoch ging er davon aus, daß „fast mit Sicherheit anzunehmen [ist], daß der praktische Einfluß der Frauen auf die Gestaltung der öffentlichen Zustände am schnellsten und radikalsten dem furchtbaren Unglück steuern könnte, das die Vernachlässigung

120 Erich Mühsam, Zum Gebärstreik, in: Kain, Jg.3 (1913), Nr.7, S.III.

121 Erich Mühsam, Kindersegen, a.a.O., S.85.

122 Erich Mühsam, Frauenrecht, a.a.O., S.68.

123 Erich Mühsam, Kultur . . . , a.a.O., S.120.

124 Erich Mühsam, Das Eheproblem im Spiegel unserer Zeit, in: Kain, Jg.2 (1913), Nr.II, S.171.

125 Erich Mühsam, Frauenrecht, a.a.O., S.68.

und Unternährung der Keime im Leibe arbeitender Mütter für die gesamte Menschheit bedeutet.“¹²⁶

Vermutlich meinte er, weibliche politische Aktivitäten sollten sich auf die Organisation des von der männlichen Lebenssphäre segregierten weiblichen Lebensbereichs und auf die Verteidigung weiblicher Interessen, des „Mutterrechts“, beschränken. Ein Indiz dafür bietet seine — nachträgliche — Befürwortung der von Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann auf dem Münchner Rätekongreß 1919 vorgeschlagenen Frauenräte: Frauen könnten so „in ihren eigenen Angelegenheiten an der Exekutive der neuen Gesellschaftsordnung teilnehmen.“¹²⁷

Ausführlicher bespricht Mühsam den für die Durchsetzung seines „Mutterrechts“ erforderlichen Abbau „vaterrechtlicher“ Moralvorstellungen im Bereich der Sexualität. Die Wiederherstellung eines von Männern unbeeinträchtigten „Mutterrechts“ sei unmöglich, solange die weibliche Sexualität von „vaterrechtlichen“, in Mühsams Augen von Männern auferlegten, moralischen Schranken eingengt werde. Damit Frauen tun könnten, „was ihre Natur verlangt“, müsse „das unbedingte Recht [der Frau] auf den eigenen Geschlechtswillen“ realisiert werden.¹²⁸ Verschwinden sollten insbesondere die Ehe als einzig zulässiger Rahmen, in dem weibliche Sexualität und das Gebären von Kindern moralisch zulässig wäre, sowie die moralische Zurückweisung weiblicher Sexualität und Mutterschaft außerhalb des ehelichen Rahmens. So wie ohne die Beseitigung der Verpflichtung, eine Mutter müßte immer über einen Ehemann und ein Kind über einen „rechtmäßigen“ Vater verfügen (eine Verpflichtung, die — wenn eingehalten — verheiratete Frauen zur Monogamie und ledige Frauen zur Kinderlosigkeit verdamme), Mühsams „Mutterrecht“ unmöglich wäre, so gäbe es ohne „Mutterrecht“ — nach Mühsam — keine freie Sexualität für Frauen, weil er der Meinung war, daß es zum einen „gewagt [wäre] zu behaupten, daß der Mensch — Mann wie Weib — monogamisch veranlagt sei, und daß daher die glückliche Durchführung der Ehe als sittliche Forderung über den Menschen aufstellbar sei“, ¹²⁹ und es zum anderen keine wirklichen bzw. wünschenswerten Verhütungsmethoden gäbe und im „Mutterrecht“, wie Gross es formulierte, „die Ermittlung der Vaterschaft keine Rolle spiele und die Fürsorge der Kinder der Solidarität der Gemeinschaft aufgetragen sei.“¹³⁰

Zwar betonte Mühsam immer wieder, männliche und weibliche Promiskuität sei „natur“-gegeben und sollte deswegen Ausgangspunkt einer neuen Moral sein. Auch beteuerte er wiederholt, dasjenige, was „zwei Menschen unter einander treiben, [können] nie unsittlich sein“, ¹³¹ der Sozialismus habe „mit den Angelegenheiten der Lust so wenig zu tun, wie mit den vorübergehenden Erfordernissen der Not [. . .]. Diese Angelegenheiten sind durchaus persönlicher Natur.“¹³² Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß Mühsams über die

126 Erich Mühsam, *Kultur* . . . , a.a.O., S.121.

127 Erich Mühsam, [über Erotik in der Münchner Räterepublik], in: *Sittengeschichte der Nachkriegszeit*. Hrsg. von Magnus Hirschfeld, Leipzig und Wien 1931, Bd.I, S.42. Mühsams Behauptung in diesem Beitrag, er habe 1919 den Vorschlag der Frauenräte unterstützt, wird vom stenographischen Bericht des Kongresses widerlegt: Als Heymann und Augspurg ihren Antrag in die Diskussion einzubringen versuchten, war es Mühsam, der, ihre Vorschläge ignorierend, mit dem vorigen Thema fortfuhr. Vgl. *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Kongresses der Arbeiter- Bauern- und Soldatenräte*. Vom 25. Februar bis 8. März 1919 in München, Berlin o. J., S.174–180 und S.197f.

128 Erich Mühsam, *Das Eheproblem* . . . , a.a.O., S.170.

129 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, a.a.O., S.70.

130 Emanuel Hurwitz, Otto Gross . . . , S.92. Vgl. auch: Emil F. Ruedebusch, *Die Eigenen* . . . , a.a.O., S.17ff.

131 Erich Mühsam, *Gedichte, Prosa, Stücke*. Ausgewählte Werke, a.a.O., S.406.

132 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, 1910, a.a.O., S.69.

Kategorie „Natur“ quasi objektivierte Vorstellung „freier Liebe“ — solchen Behauptungen zum Trotz — dennoch die weibliche Sexualität mehreren Restriktionen unterwarf. Erstens sollte in der Zukunftsgesellschaft — wie Mühsams mahnende Worte an Frauen aus der Bohème zeigen — „der heilige und natürliche Beruf der Frau“ im Vordergrund stehen, so daß das Sexualleben der Frau jedenfalls von einer Kette von Schwangerschaften geprägt und mit einer impliziten Verpflichtung zur Heterosexualität verbunden sein würde. Zweitens war für Mühsam — wie aus seinen Kritiken „sozialer Frauendichtung“ hervorgeht — weibliche Sexualität nur insoweit akzeptabel, als sie „weiblich“, der weiblichen „Natur“ gemäß, einfühlend, lieblich, sehnsüchtig nach Kindern usw. war. So wie er Margarete Beutlers „frohes Bekennen zur freien Mutterschaft“ gutheißt, verurteilt er die „nymphomanischen Exhibitionismen“ der Marie Madeleine von Puttkammer,¹³³ die als „weiblicher Wedekind“¹³⁴ männliche Weichenstellungen ignorierte. Drittens beinhaltet Mühsams Idee, Promiskuität solle die neue sexuelle Norm sein, zwar den Abbau von Einschränkungen der weiblichen Sexualität durch die bürgerliche Sexualmoral; sie stellt aber gleichzeitig eine männliche, fremdbestimmte Auflage dar, die Männern eine freie Verfügbarkeit über die weibliche Sexualität ermöglicht und als moralischer Maßstab eher männlichen Interessen entspricht, als der Realisierung weiblicher sexueller Selbstbestimmung dient, wie auch von Otto Gross eingeräumt wurde: „Die Zertrümmerung der Monogamie [. . .] ist nicht nur allein die Befreiung der Frau, sondern vor allem die des Mannes.“¹³⁵

Zusammenfassend kann man sagen, daß Mühsams „Mutterrecht“, verstanden als „Selbstbestimmung“ für Frauen in einer aufgrund fremdbestimmter, biologistischer Kriterien weitgehend vom (männlichen) öffentlichen Aktionsradius segregierten privaten Lebenssphäre, faktisch die idealisierte Gesellschaftsordnung des kapitalistischen Patriarchats verabsolutiert. Die Folge wäre nicht nur eine totale wirtschaftliche Abhängigkeit, eine Drohenexistenz der Frau, die sie zur Gebärmaschine degradieren würde, sondern auch eine innerhalb männlicher Grenzen sich bewegende weibliche Sexualität, die nicht zuletzt dem männlichen Interesse an der freien Verfügbarkeit über die weibliche Sexualität, „der Intensität der Fleischeslust, die bei vermehrter Freiheit der Frauen bewirkt werden könnte“,¹³⁶ entgegenkäme.

Mühsams dadurch bereits implizit antifeministische Frauenemanzipationstheorie ging darüber hinaus Hand in Hand mit offenen Angriffen auf ihm nicht genehme feministische Tendenzen, die allerdings anders als seine früheren Attacken gegen Feministinnen aussahen. Hatte er vor 1908 die „Frauenrechtlerin“ zur persona non grata erklärt und als unfähige Kreatur verhöhnt, so übte Mühsam 1913 Selbstkritik, denn „die Zweifel an ihrer Fähigkeit [zur Mitbestimmung am sozialen Geschehen], wie sie unter Männern immer wieder Laut werden,

133 Erich Mühsam, *Namen . . .*, a.a.O., S.58. Mühsams Dichotomie überlagert sich mit dem Urteil über „soziale Frauendichtung“ des konservativen Literaturhistorikers Soergel. Vgl. Albert Soergel, *Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte*, Leipzig 1911, S.299f.

134 Michaela Giesing, *Theater als verweigerter Raum. Dramatikerinnen der Jahrhundertwende in deutschsprachigen Ländern*, in: *Frauen-Literatur-Geschichte*, a.a.O., S.258. Obwohl für Marie Madeleine der Vorwurf des Pornographischen durchaus zutrifft, ist festzuhalten, daß dasjenige, was einem Frank Wedekind oder Franz von Bayros (vgl. Erich Mühsam, *Der unzüchtige Marquis*, in: *Kain*, Jg.1 (1911), Nr.3, S.45–47) ohne wenn und aber erlaubt ist, einer Schriftstellerin wie ihr von Mühsam nicht gestattet wird.

135 Emanuel Hurwitz, *Otto Gross . . .*, a.a.O., S.108. Vgl. auch: a.a.O., S.119f und S.294; sowie: Martin Green, *The von Richthofen . . .*, a.a.O., S.57.

136 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, a.a.O., S.70.

[seien] frevelhafte Anmaßung. [. . .] Wie dumm und schäbig ist doch der Hohn, der feixend aus allen Zeitungsrippen auf die ‚Wahlrechts-Weiber‘, die doch wohl für eine Sache der Allgemeinheit streiten, niedertrifft.“¹³⁷

Wahrscheinlich unter dem Einfluß seiner Freundschaft mit Helene Stöcker und Margarete Faas-Hardegger und allenfalls beeindruckt von Autorinnen der Romantik, wie Charlotte von Kalb, Bettina von Arnim und Rahel von Varnhagen, von „Frauen der russischen Volkserhebung, die die aktivste Mannschaft der ganzen Revolution in dem Kampf gestellt haben“,“¹³⁸ sowie vom militanten Aktionismus englischer Suffragetten, kam Mühsam zu der — für einen antiparlamentaristischen Anarchisten bemerkenswerten — Aussage, daß ihm „das Wahlrecht der Frauen [. . .] mehr gilt als das der Männer, weil sie es noch nicht haben. [. . .] diese Entrechtung ist brutal, dumm, gemein und in hohem Maße empörend. Und da sich nun mal die Frauen von allen wichtigeren Rechten, die ihnen vorenthalten werden, auf dies eine kaprizieren, mag es immerhin als Symbol für die ganze gerechte Sache der Frauenbewegung anerkannt werden.“¹³⁹

Dieses Verständnis für die Forderung nach dem Frauenwahlrecht bedeutet indessen nicht, daß er damit auch dem zeitgenössischen Feminismus zustimmte — im Gegenteil. Seine Emanzipationstheorie ist eine als scheinbare Alternative formulierte, fundamentale Kritik an der „Kleinheit der weiblichen Rechtsforderungen.“¹⁴⁰ Wegen des „Mangels an Radikalismus in ihren Zielen und Absichten“¹⁴¹ war er — mit Emma Goldman — der Meinung, daß es „heute für die Frau notwendig geworden [ist], sich von der Emanzipation zu emanzipieren, will sie wirklich frei sein.“¹⁴² Obwohl Mühsam sich zum Sachverwalter des Feminismus aufwirft, ist er eigentlich ein Gegner der Frauenbewegung und gehört zu den von Hedwig Dohm in ihrem Buch „Die Antifeministen“ (1902) als „Ritter der mater dolorosa“ bezeichneten Männern, „Schutzengel[n], die ihre Götterhände über das gequälte Weib halten, teils als Cerberusse, die der Unberufenen, die sich in ihr Gehöft wagt, gefährlich die Zähne zeigen.“¹⁴³ Dabei beinhaltet Mühsams Kritik an der zeitgenössischen Frauenbewegung drei Komponenten: erstens ihre Bestrebungen nach Gleichberechtigung auf wirtschaftlicher Ebene, zweitens ihre angeblich puritanische Sexualmoral und drittens ihr Bemühen, die Kinderzahl zu begrenzen.

Wie bereits erwähnt, vertrat Mühsam die Ansicht, weiblicher Erledigung von „Männerwerk“, d.h. Lohnarbeit, solle ein Ende bereitet werden, die in diesem Zusammenhang von Feministinnen geforderte Gleichberechtigung sei daher Unsinn. Zum einen argumentierte Mühsam: „Die Notdurft des Daseins stellte sie mitten in den Konkurrenzkampf zu den Männern, denen sie allmählich [. . .] das Recht zum Wettbewerb in fast allen Gebieten der praktischen Betätigung abtrotzten. Heute stellen die Frauen in manuellen wie auch den gelehrten Berufen ein so starkes Arbeiterkontingent, daß die Weisheit abgeklärter Mannsbilder, die das zarte Geschlecht für Kochtopf, Waschfaß und Ehebett reserviert sehen möchten, nicht mehr widerlegt zu werden braucht.“¹⁴⁴ Hauptargument gegen die ökonomische

137 Erich Mühsam, *Kultur* . . ., a.a.O., S.121.

138 Ebda.

139 Erich Mühsam, „Wahlweiber“, in: *Kain*, Jg.4 (1914), Nr.12, S.189.

140 Erich Mühsam, *Kultur* . . ., a.a.O., S.123.

141 Ebda.

142 Emma Goldman, *Das Tragische* . . ., a.a.O., S.10.

143 Hedwig Dohm, *Die Antifeministen*, Frankfurt a.M. 1976, S.II.

144 Erich Mühsam, *Kultur* . . ., a.a.O., S.123.

Gleichberechtigung ist allerdings, weibliche Lohnarbeit widerstrebe der „Natur“, also: Mühsams biologischer Determinismus. Es sei „abscheulich zu denken, daß die Mehrheit der Frauen in den zivilisierten Ländern die Möglichkeit, Kinder zu gebären, zu nähren und zu erziehen, mit dem Verbrauch ihrer besten Energien für Erwerbszwecke selbst bezahlen muß; ja, daß unzählige arme Weiber durch diesen [. . .] Irrsinn um das Recht auf Mutterschaft überhaupt betrogen wurden.“¹⁴⁵ Deswegen sei es — so Mühsam — „ganz unnatürlich“, daß in der Diskussion über die Rechte der Frau die Partei derer, die „den idealen Zustand der Gesellschaft darin sehen, daß die Frauen den Männern gleich mitten im Kampf des Erwerbs, der Diskussion, der Öffentlichkeit stehen sollen [. . .], großen Zulauf von Frauen hat, ja von Frauen geleitet wird.“¹⁴⁶

Der zweite Schwerpunkt in Mühsams Kritik an der damaligen Frauenbewegung betraf die Sexualmoral. Er warf den Feministinnen vor, sie seien „alte Jungfern“ und sollten sich endlich dazu entscheiden, ihre prüde, puritanische Sexualmoral zu überwinden: „Eine Frauenbewegung, in rechte Bahnen geleitet, scheint mir berufen, die wichtigste Pionierarbeit aller Kultur zu leisten. Das schändlichste Verbrechen der von Männern inszenierten Weltwirtschaft ist die Entrechtung des Weibes in den Angelegenheiten ihres eigenen Willens und ihrer Kinder [. . .] die Schweinerei der öffentlichen Kontrolle über die Geschlechtlichkeit der Frauen [. . .] die Glorifizierung der Jungfernschaft, die der Deflorierung die Bedeutung moralischer Entwertung aufdrückt [. . .]. „Die Frauenfrage ist eine Jungfrauenfrage“ sagt Eduard von Hartmann. Das Recht, aber, das den Frauen zu erkämpfen keine Mühe zu groß sein sollte, heißt nicht Wahlrecht, sondern Mutterrecht.“¹⁴⁷ „Freie Liebe [ist] ein Frauenrecht, das man lieber beanspruchen soll als jene kümmerlichen Rechte, von deren Nichtigkeit man sich doch wohl bei ihrer Ausübung durch die Männer hätte überzeugen können. [Ein Recht, für das] auch wir Sozialisten uns mit recht viel Eifer einsetzen könnten.“¹⁴⁸

Aufschlußreich ist hier die von dem misogynen Philosophen Eduard von Hartmann abgeleitete Parole — „Die Frauenfrage ist eine Jungfrauenfrage.“ Mühsam richtete diese Losung zunächst gegen die Forderungen der Frauenbewegung nach sozialpolitischer Gleichberechtigung: Feministinnen sollten erst einmal Sexualfreiheit im Sinne der erotischen Bewegung erkämpfen, sonst wären die anderen Forderungen lächerlich und absurd, abgesehen davon, daß sie überhaupt falsch seien. Eine Frauen bis auf weiteres entmündigende Argumentation: „Solange das private [gemeint ist: sexuelle] Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht [. . .] so lange sollten die Frauen nicht nach äußerlichen Gleichberechtigungs-Titeln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Ämter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung gefordert werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, [. . .] dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben will, — zumal in England.“¹⁴⁹

145 Erich Mühsam, *Kultur* . . . , a.a.O., S.121.

146 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, a.a.O., S.68.

147 Erich Mühsam, *Kultur* . . . , a.a.O., S.124. Mühsams Argumentation weist auch hier eine auffällige Analogie zu Goldman und Ruedebusch auf. Vgl. Alice Wexler, *Emma Goldman* . . . , a.a.O., S.94f.; Emma Goldman, *Das Tragische* . . . , a.a.O., S.13; Emil F. Ruedebusch, *Die Eigenen* . . . , a.a.O., S.30–32 und S.107–172.

148 Erich Mühsam, *Frauenrecht*, a.a.O., S.71.

149 Erich Mühsam, *Die Stimmrechts-Amazonen*, in: *Kain*, Jg.2 (1912), Nr.12, S.191.

Darüber hinaus kann die von Mühsam abgewandelte Losung Hartmanns — im Original: „Es ist dieß die sogenannte Frauenfrage, richtiger Jungfernfrage, d.h. die Frage, welchen Beruf man den Weibern anweisen soll, die ihren natürlichen Beruf als Frau verfehlt haben.“¹⁵⁰ — gerade in Kombination mit Mühsams „Mutterschaft“ als Beitrag verstanden werden, zeitgenössische Feministinnen, die versuchten, zum einen eine selbstbestimmte Sexualität zu entwickeln, zum anderen männliches Sexualverhalten zu transformieren sowie Frauen vor den Folgen der Ausübung einer für sie schädlichen Form männlicher Sexualität zu schützen,¹⁵¹ zur Aufgabe ihrer Bemühungen und Vorstellungen zu bewegen.

Wie Sheila Jeffreys für England gezeigt hat, ging es dem Protagonisten der dortigen Sexualreformbewegung, Havelock Ellis, in Anlehnung an Vorstellungen Ellen Keys und des Bundes für Mutterschutz ähnlich wie Mühsam um die Installierung einer aus dem bürgerlichen Ehezusammenhang gelösten „freien Mutterschaft“, „whilst maintaining men's power through the doctrine of 'separate spheres' for men and women. One of the rewards for women's fulfilment of their separate sphere was that they were to be eroticised, i.e. have the right to sexual pleasure. The sexualising of women in the context of heterosexual intercourse [. . .] can be seen as a token compensation for all she was to lose, rather than a step forward into sexual freedom. What she would lose was the right to be a spinster, to engage in passionate relationships with women unless they took the form dictated by [. . .] lesbian stereotypes, to compete with men for jobs and opportunities and to challenge male sexual behaviour.“¹⁵² — Übernimmt man Jeffreys' Argumentation, und dafür spricht zum Beispiel auch die Frauenfeindlichkeit vieler Wortführer der erotischen Bewegung, dann muß man diese — als Vorkämpfer einer freieren Sexualität gerühmten — Männer ebenso wie Anarchisten mit demselben Ruf, wie etwa Mühsam, zugleich auch als antifeministische Pioniere gegen eine selbstbestimmte weibliche Sexualität verstehen, jedenfalls insofern sie sich gegen „alte Jungfern“ bzw. „prüde und puritanische“ Feministinnen richteten.

Dritter Schwerpunkt in Mühsams Kritik an zeitgenössischen emanzipatorischen Bestrebungen von Frauen war seine Auffassung vom „Kindersegen“. Eine Kritik, die sich zwar in erster Linie gegen Bemühungen in anarchistischen Kreisen richtete, letztendlich aber auch feministische Ansätze betraf. Verbunden mit der Annahme, „Mutterschaft [sei] das ursprünglichste Recht der Frau“,¹⁵³ hegte er die Vorstellung, Frauen könnten nie genug Kinder in die Welt setzen. Damit unterschied er sich grundsätzlich von der im anarchistischen Spektrum seinerzeit üblichen positiven Haltung gegenüber der Geburtenbeschränkung. Obwohl die revolutionären Anarchisten die Idee zurückwiesen, eine geringere Kinderzahl der unteren Bevölkerungsschichten könnte soziales Elend abwenden — dies wäre nur in einer Revolution als Produkt des Klassenkampfes der Fall —, sah man durchaus positive Seiten eines beschränkten „Kindersegens“: „Ein Proletarierweib [. . .], das ständig der Gebärtätigkeit obliegt, kann nicht gut als geistig ganzer Mensch angesprochen werden. Eine solche Frau wird zur wandelnden Gebärmutter. Sie hat kein Interesse für sich und ihre Klasse, für wirtschaftlichen Kampf und für den Kampf gegen Männerherrschaft. Sie wird stumpf gegen jedes Streben nach höheren Lebensgenüssen. [. . .] Aber auch die Erziehung der Kinder wird in kinderreichen

150 Eduard von Hartmann, *Die Lebensfrage der Familie*, in: Eduard von Hartmann, *Moderne Probleme*, Leipzig 1886, S.53.

151 Sheila Jeffreys, *The Spinster . . .*, a.a.O., S.1.

152 A.a.O., S.137f.

153 Erich Mühsam, *Kindersegen*, a.a.O., S.84.

Familien meist mangelhaft sein. Abgesehen davon, daß sich eine ewig gequälte Gebärmachmaschine und ein unter ständigen Sorgen lebender Vater schlecht als Erzieher eignen, haben sie natürlich auch gar nicht die nötige Zeit dazu, sich ihren Kindern zu widmen.[. . .] Die Arbeiterklasse hat aber auch kein Interesse am Bestreben und am Ausbau des Militarismus. Jeder männliche Proletarier mehr heißt zunächst dem Kapitalismus einen neuen Wächter liefern. Arbeitermütter gebären fortgesetzt unter Not und Schmerzen, unter schweren Krankheiten dem Staate Kinder, damit diese später als Soldaten gegen ihre eigenen Klassengenossen marschieren und das Eigentum ihrer Ausbeuter beschützen.“¹⁵⁴

Im Mittelpunkt des anarchistischen Plädoyers für bewußte Geburtenregelung stand die Annahme, „Elendmenschen [könnten] nicht den Kampf gegen das Ausbeutertum siegreich durchführen.“¹⁵⁵ Geburtenbeschränkung sei kein „Allheilmittel gegen die Schäden der kapitalistischen Ordnung“, sondern ein Mittel, „die drückende Last des Proletariats etwas zu lindern, ihn dadurch kampffähiger zu machen“,“¹⁵⁶ und könne in diesem Sinne „den Klassenkampf der Arbeiter hervorragend erleichtern.“¹⁵⁷

Die breite Unterstützung der Idee der Begrenzung der Kinderzahl wird u.a. durch die Verbreitung mehrerer Publikationen dokumentiert, in denen Geburtenverhinderung propagiert und Verhütungsmethoden dargestellt wurden. Die bekannteste dieser Schriften ist sicherlich die 1903 erschienene Broschüre „Kindersegen — und kein Ende?“ des Zürcher libertären Arbeiterarztes Fritz Brupbacher, die schließlich eine Auflage von einer halben Million Exemplaren erreichte.¹⁵⁸ Ein weiteres Indiz des großen Interesses an der Geburtenbeschränkung sind viel beachtete Initiativen des Bundes für Mutterschutz, dessen Aufklärung über Verhütungsmethoden und Kampf gegen das Abtreibungsverbot auf große Sympathie stießen. Gehörte schon die Forderung nach Begrenzung der Kinderzahl im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zum anarchistischen Gemeingut, so fand die sozialdemokratische „Gebärstreiksdebatte“ im Jahre 1913 erst recht große Aufmerksamkeit in anarchistischen Kreisen. Die Befürworter des „Gebärstreiks“ als „Waffe des Proletariats“, die Berliner Ärzte Julius Moses und Alfred Bernstein, hatten dabei selbstverständlich eine positive Resonanz.¹⁵⁹ Die Ablehnung des „Gebärstreiks“ durch die SPD-Führung stieß dagegen auf heftige Kritik, wobei die männlichen Autoren in den anarchistischen Zeitschriften sich einer sehr breiten Unterstützung der „Gebärstreiks“-Idee unter proletarischen Frauen sicher waren: „Die Proletarierfrau, die jeden Tag zusehen muß, wie sie vier, sechs oder gar acht hungrige Mäuler satt kriegt und dabei kaum genug für zwei oder drei hat, die bedankt [sich] dafür, diesen Zustand als gut anzusehen. [Deshalb] ist die proletarische Frau leicht empfänglich für die Theorie des Gebärstreiks.“¹⁶⁰

154 Max Winkler, Liberalismus — Sozialdemokratie — Syndikalismus — Neu-Malthusianismus (Schluß), in: Der Pionier, Jg.3 (1913), Nr.34, Beilage.

155 Ebda.

156 Der Gebärstreik, eine Waffe des Proletariats, in: Der freie Arbeiter, Jg.10 (1913), Nr.370.

157 Johann Leskien, Unsere Ansicht über den Gebärstreik, in: Der Pionier, Jg.3 (1913), Nr.37.

158 Karl Lang, Kritiker Ketzer Kämpfer. Das Leben des Arbeiterarztes Fritz Brupbacher, Zürich 1983, S.64. Ein weiteres Beispiel aus anarchistischen Zusammenhängen ist: Max Winkler, Das Geburtenproblem und die Verhütung der Schwangerschaft, Zandvoort 1925.

159 So wurde die im Verlag der lokalistischen Zeitschrift Die Einigkeit veröffentlichte Broschüre: Wie fördern wir den kulturellen Rückgang der Geburten? Ein Mahnruf an das arbeitende Volk, Berlin 1913, von Der Pionier vertrieben. Vgl. auch: Ulrich Linse, Arbeiterschaft und Geburtenentwicklung im Deutschen Kaiserreich von 1871, in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg.12 (1972), S.250–254.

160 Der Gebärstreik, eine Waffe . . . , a.a.O.

Bei dieser Feststellung aus „Der freie Arbeiter“ ist anzumerken, daß der Sachverhalt in Wirklichkeit eher umgekehrt war: Bereits vor der Jahrhundertwende ließ sich eine allmählich fallende Geburtenrate verzeichnen, gab es unter Frauen, auch proletarischen, bereits eine Tendenz, weniger Kinder zu wollen und zu gebären.¹⁶¹ Diese Tendenz mag durch neumalthusianische und anarchistische Aufklärung über Geburtenbeschränkung(smethoden) verstärkt worden sein. Wenn es aber z.B. in „Der Pionier“ heißt, „die Einschränkung der Geburten ist [. . .] eine Kardinaltugend der Arbeiterfrau. Und darum fordert der Syndikalismus sie von ihr“,¹⁶² dann ist dies nicht so sehr ein Aufruf zur Anwendung einer neuen Kampf-form bzw. zur Unterstützung des Klassenkampfes in dieser Form, sondern vielmehr eine politische Vereinnahmung einer Entwicklung, die bereits im Gang war: der „leidenschaftlich hervorbrechenden Masseninstinkte der proletarischen Frauen.“¹⁶³

Dabei kann festgestellt werden, daß die Bemühungen proletarischer Frauen um die Begrenzung der Kinderzahl von der anarchistischen Bewegung früher als von der Sozialdemokratie aufgegriffen wurden, und — im Gegensatz zur sozialdemokratischen Parteiführung, die eine Verkleinerung ihrer proletarischen Basis befürchtete —, bei im libertär-sozialistischen Spektrum meinungsbildenden Anarchisten generell Zustimmung fanden.¹⁶⁴ Wenn Mühsam deshalb 1913 während der sozialdemokratischen Gebärstreikdebatte schreibt, „neuerdings [ist] aus den Reihen der Sozialdemokratie ein Vorschlag laut geworden [. . .], der unter Anarchisten längst erörtert, längst in die Praxis umgesetzt und von vielen (darunter von mir) längst verworfen ist; nämlich, unter den Frauen dahin zu wirken, daß die Geburtenziffer systematisch herabgemindert wird“,¹⁶⁵ hatte er mit dem ersten Teil seiner Aussage durchaus recht, seine Behauptung, organisierte Geburtenverhütung sei ein „unter Anarchisten schon überlebte[s] Verfahren“,¹⁶⁶ entspricht dagegen mitnichten der realen Lage, sondern ist vielmehr eine rhetorische Überhöhung der eigenen isolierten Position, von der aus er Neumalthusianismus und Geburtenbeschränkung zurückwies, da die Propaganda für Schwangerschaftsverhütung sich gegen die „natürliche“ Aufgabe der Frau richte.¹⁶⁷ Obwohl Mühsam das staatliche Abtreibungsverbot aus humanitären und anti-etatistischen Gründen ablehnte,¹⁶⁸ hielt er die bewußte Geburtensenkung — insbesondere den Gebärstreik aus politischen Motiven¹⁶⁹ — für eine „höchst bedenkliche Abirrung von den Wegen der natürlichen Gesittung“ und stellte sich somit auf die Seite einer großen Koalition patriarchal-biologistischem Denken verhafteter Männer, die Frauen in erster und letzter Instanz als Mütter betrachteten: „In dem Moment, als der Widerspruch zwischen dieser Mystifizierung von Frauen und deren

161 Ulrich Linse, *Arbeiterschaft* . . . , a.a.O., S.207–229.

162 Diogenes, *Die Frau* . . . , a.a.O.

163 D.N., *Zur Frage des Geburtenrückgangs*, in: *Der Pionier*, Jg.3 (1913), Nr.32.

164 Dies war mitunter ein Nebenprodukt der Reduzierung des weiblichen Lebensbereichs auf Haus und Herd: „Fordert der Syndikalismus vom Arbeiter das Aufgehen in der ökonomischen Kampforganisation und den persönlichen Mut, sich draußen im tobenden Klassenkampfe revolutionär für die sozialistische Zukunft zu schlagen, so muß der Mutter dieselbe Aufgabe zugewiesen werden außerhalb der Organisation in dem Kreise, wo sie sich mit Erfolg für den Sozialismus einsetzen kann: in der Familie.“ Diogenes, *Die Frau* . . . , a.a.O.

165 Erich Mühsam, *Kindersegen*, a.a.O., S.82f.

166 A.a.O., S.84f.

167 Diese Meinung wurde nur von wenigen deutschen Anarchisten geteilt, darunter Gustav Landauer (vgl. Gustav Landauer, *Vorläufiges vom Neumalthusianismus*, in: *Der Sozialist*, Jg.2 (1910), Nr.16, S.121; sowie den von Landauer übersetzten Aufsatz: Pierre Joseph Proudhon, *Die Malthusianer*, in: a.a.O., Nr.17, S.130–134) und Fritz Oerter (vgl. Fritz Oerter, *Gebärstreik und Sozialismus*, in: *Der Pionier*, Jg.3 (1913), Nr.37).

168 Erich Mühsam, *Zum Gebärstreik*, a.a.O., S.III.

169 Erich Mühsam, *Kindersegen*, a.a.O., S.84f.

tatsächlichem Verhalten offensichtlich wurde, erfolgte eine Reaktion auf breiter Ebene; der Geburtenrückgang wurde von Männern als eine ‚unsittliche‘ und ‚krankhafte‘ Massenerscheinung wahrgenommen.“¹⁷⁰

Mühsam kritisierte aus diesem Grund nicht nur die Propaganda für Geburtenbeschränkung der zeitgenössischen Anarchisten — der Titel eines seiner Beiträge, „Kindersegen“, ist unverkennbar eine polemische Erwiderung an die Adresse Brupbachers —, sondern auch Frauen, die wenige bzw. keine Kinder bekommen wollten, obwohl ihre ökonomische Situation dies zuließ.¹⁷¹ Als ihm das eine Erwiderung einer „nationalökonomisch verzierten Dame“, seiner Verlobten Jenny Brünn, einbrachte, die seinen Standpunkt ebenso wie die Ablehnung organisierter Geburtenbeschränkung zu politischen Zwecken seitens prominenter Sozialdemokratinnen, wie Clara Zetkin und Rosa Luxemburg, verurteilte — „längst schon hätten die intellektuellen Frauen in der Partei und in Privatarbeit darauf sehen sollen, den Proletarierfrauen die Kinderbeschränkung nahe zu legen“¹⁷² —, antwortete Mühsam, die hierin enthaltene Aufforderung sei grundsätzlich falsch; er gehe zudem davon aus, daß eine solche Aufklärungsarbeit wirkungslos bleiben würde, weil Proletarierfrauen besser wüßten, was „natürlich“ sei.¹⁷³

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß Mühsam bei seiner pauschalen Ablehnung von Bemühungen zur Einschränkung des „Kindersegens“ nur eine einzige Ausnahme macht: Er billigt Geburtenverhinderung aus eugenischen Gründen. Mag Eugenik heutzutage vor allem als ominöse Grundlage nationalsozialistischer Vernichtungspolitik verstanden werden — und nicht zu unrecht —, so darf nicht übersehen werden, daß eugenisches Denken in Mühsams Zeit weit verbreitet und weder Sozialisten noch Anarchisten fremd war. So war man generell der Meinung, der postrevolutionäre „neue Mensch“¹⁷⁴ werde nicht nur anders, nämlich besser, denken und handeln, sondern auch körperlich geläutert sein, während — umgekehrt — die kapitalistische Gesellschaftsordnung sowohl eine geistige wie körperliche Degeneration bewirkt habe.

Doch abgesehen von der Vorstellung eines körperlich und geistig geläuterten „neuen Menschen“, schlich sich in die anarchistische Begründung der Geburtenregulierung eugenisches Denken auch mit dem Argument ein, daß damit „kampffähigere“ Proletarier hervorgebracht würden; französische Anarchisten sprachen in diesem Zusammenhang von „régénération“.¹⁷⁵ Ausgehend von der Annahme, „daß es in der Hand der Menschen liegt, die Qualitäten zu heben, und daß es ein Gebot der Vernunft ist, der Willkür der Natur in die Zügel zu fallen“,¹⁷⁶ vertrat z.B. der „die menschliche Zuchtwahl ernst“ nehmende,¹⁷⁷ syndikalistische Arzt Max Winkler wiederholt die These, „definitive Sterilisierung [ist] bei schweren Verbrechen oder unheilbar Siechen oder Kranken, überhaupt in allen Fällen, wo die Zeugung an und für sich eine soziale Gefahr bedeutet, [. . .] gerechtfertigt“,¹⁷⁸ und Abtreibung empfehle sich „bei Schwindsüchtigen oder Geisteskranken [. . .] bei einem ‚Unglück‘ auf jeden Fall.“¹⁷⁹

170 Anneliese Bergmann, *Frauen* . . ., a.a.O., S.92.

171 Erich Mühsam, *Kindersegen*, a.a.O., S.85.

172 Erich Mühsam, *Zum Gebärstreik*, a, a, O, S.III.

173 A.a.O., S.II2.

174 Fritz Oerter, *Nacktheit und Anarchismus*, Berlin o.J., S.18f.

175 Jean Maitron, *Le Mouvement anarchiste en France*, Paris 1983, S.344–349.

176 A.a.O.

177 Max Winkler, *Bornträger*, Zetkin & Co, in: *Der Pionier*, Jg.3 (1913), Nrn.37, 38 und 39, Beilage.

178 Max Winkler, *Zur Frage des „Gebärstreiks“*, in: *Der Pionier*, Jg.3 (1913), Nr.41, Beilage.

179 Max Winkler, *Liberalismus* . . ., a.a.O.

In einem Beitrag in „Kain“ über „Kastration und Sterilisation von kriminellen Geisteskranken“ kritisierte Mühsam 1912 implizit Winklers Vorschläge, indem er Kastrations- und Sterilisierungspraktiken in den Vereinigten Staaten und der Schweiz schärfstens angriff, weil diese Eingriffe unumkehrbar seien und „eine Luft- oder Diät-Veränderung allemal mehr Nutzen stiften“ würde.¹⁸⁰ Darüber hinaus sah er noch eine große Gefahr: „Da wird aber auch von der ‚Kastration eines moralisch defekten Dienstmädchens‘ gesprochen, bei der ‚nicht nur die Fortpflanzung verhütet, sondern auch der sexuelle Faktor, der für ihre Lügenhaftigkeit und Diebstähle offenbar mitbestimmend war, bis zu einem gewissen Maße ausgeschaltet werden‘ sollte. [. . .] Einer geschiedenen Bankbeamtengattin wurde die ‚suggestionskräftige Lügenhaftigkeit‘ wegsterilisiert, und ein fünfzehnjähriges Schulmädchen wurde entweibt, weil es sich schon seit Jahren sexuell betätigte und dabei der verführende Teil war.“¹⁸¹

Hieraus werde ersichtlich, „wie weit der Begriff ‚Verbrechen‘ gedehnt werden kann und wie schon die ärztlichen Vorkämpfer der Idee Prostitution, hervorragende Sinnlichkeit, Lügenhaftigkeit und ähnliche Dinge als Eigenschaften beanspruchen, die die Verstümmelung der betreffenden Personen rechtfertigen. Wohin es führen wird, wenn die erstrebte ‚gesetzliche Grundlage‘ für die Verschneidung Tatsache wird, ist unberechenbar. Zweifelt irgend ein Mensch, daß man sehr bald dahin gelangen wird, unbequeme Ansichten als vererbbare Eigenschaften imbeziller Naturen zu betrachten und zu behandeln? Sozialisten, Anarchisten, Atheisten, erotische Schriftsteller und Maler, Ehebrecherinnen und Kurtisanen, Majestätsbeleidiger, Trinker und Spieler sind bedroht, ohne Rücksicht darauf, ob sie für die Kultur der Menschheit dauernde Werte schaffen oder nicht. Von Homosexuellen gar nicht zu reden.“¹⁸² Bei dieser hellsichtigen Kritik macht Mühsam im Grunde zwei — wenn auch rhetorische — Ausnahmen. Erstens läßt er die Frage offen, was zu tun ist, wenn die genannten Personen „für die Kultur der Menschheit“ keine „dauernde[n] Werte schaffen“, zweitens „will [er] von den Kindesmörderinnen absehen [. . .]. Denn ich gebe den Herrn Kastratoren zu, daß eine Frau, die keine Kinder kriegen kann, ihre Kinder auch nicht morden wird.“¹⁸³ Spricht bereits hieraus, daß Mühsam eugenische Maßnahmen bzw. Sterilisierung nicht generell ablehnt, so wird von Mühsam 1913 in seinem Aufsatz „Kindersegen“ ein weiterer Vorbehalt bei der von ihm gewünschten ungehinderten Entfaltung der „natürlichen Aufgabe“ der Frau gemacht: „Es bedarf keiner Begründung, daß die Verhütung der Geburt [im Alkoholrausch erzeugter] im Zeugungsbett gezeichneter Menschen für sie selbst, ihre Mütter und für die gesamte Menschheit, die mit ihnen in höchst schädlicher Weise belastet wird, in jeder Weise erleichtert werden muß.“¹⁸⁴

V.

Nach dem Ersten Weltkrieg behielten Überlegungen zur Sexualität, die im Grunde den Rahmen bildeten, in dem Mühsam die „Frauenfrage“ zu lösen gedachte, einen nicht unwichtigen Platz in Mühsams Denken. Zurückgreifend auf Gross (aber ohne ihn zu erwähnen) kritisierte Mühsam in seinem politischen Testament, „Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat“ (1933), die bürgerliche Familie als „Vaterschaftsfamilie“, die neben der Religion als

180 Erich Mühsam, Verbrecher und Gesellschaft, in: Kain, Jg.2 (1912), Nr.6, S.88.

181 A.a.O., S.85.

182 A.a.O., S.87.

183 A.a.O., S.84f.

184 Erich Mühsam, Kindersegen, a.a.O., S.87f.

„zweite Keimzelle der Autoritätsgläubigkeit“ zu bezeichnen sei.¹⁸⁵ Daneben war er regelmäßig an Projekten des von Magnus Hirschfeld geleiteten Berliner Instituts für Sexualforschung beteiligt und besuchte häufig Veranstaltungen in diesem Institut.¹⁸⁶

Obwohl in diesem Zusammenhang auch hin und wieder die Stellung der Frau tangiert wurde, muß dennoch festgestellt werden, daß Mühsams Auseinandersetzung mit der „Frauenfrage“ 1914 endet. Wie aus einer Rezension von Henrik Ibsens Theaterstück „Nora“ hervorgeht, verstand er Feminismus 1930 als eine „längst vergilbte Idee.“¹⁸⁷ Diese Stellungnahme ist nicht zuletzt deshalb bemerkenswert, weil in deutschen anarchistischen Zusammenhängen gerade nach dem Ersten Weltkrieg vorsichtige Schritte zum Aufbau einer libertären Frauenbewegung gemacht wurden, wie etwa die Gründung des „Syndikalistischen Frauenbundes“ sowie die Herausgabe der von der Anarchosyndikalistin Aimée Köster redigierten Zeitschrift „Die Schaffende Frau“ zeigen.

Zu untersuchen wäre, in welcher (Dis-)Kontinuität sich diese Ansätze zu anarchistischen Lösungsvorschlägen der „Frauenfrage“ aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg befinden. Ein wichtiger Beitrag wurde hierzu bereits von Cornelia Regin mit einem Aufsatz zur Frauenpolitik der FAUD geleistet.¹⁸⁸ Ob aber die fast ausschließlich auf Hausfrauen und Mütter gerichtete anarchosyndikalistische Frauenpolitik im Gegensatz zu dem — die „unproduktive“ Reproduktionsarbeit weitgehend vernachlässigenden — Feminismus marxistischer Provenienz, wie Regin meint, auf einen größeren „Realismus“ zurückzuführen ist,¹⁸⁹ scheint mir diskussionswürdig. Gerade die libertären Auffassungen über die gesellschaftliche Position der Frau vor dem Ersten Weltkrieg legen die Annahme nahe, daß eher von einer unreflektierten (oder sogar bewußten) Übernahme — die Arbeitsteilung aufgrund von Geschlecht festschreibender — patriarchal-biologistischer Ideologeme, kurzum von Konformismus gesprochen werden muß.

185 Heinz Hug, Erich Mühsam . . . , a.a.O., S.88. Vgl. auch die in Anlehnung an Gross' Ideen formulierten Abschnitte „Familie und Ehe“, „Vaterschaft — Geschlechtliche Gebundenheit“, „Eifersucht und Geschlechtsmoral“ und „Der Sinn der Machtfamilie“ in: Erich Mühsam, *Die Befreiung* . . . , a.a.O., S.20–24.

186 Vgl. Walter Schelenz, *Besuch im Sexualforschungsinstitut*, in: *Europäische Ideen*, Nr.5/6 (1974), S.36f.; als Referent trat er u.a. 1926 mit einem Beitrag über „Strafvollzug und Sexualnot“ auf, vgl. Karl Plättner, *Eros im Zuchthaus*, Berlin 1929, S.10, S.69, S.137f., S.141 und S.211. Vgl. ferner Beiträge in Veröffentlichungen von Hirschfeld: Erich Mühsam, *Liebe* . . . , a.a.O.; Erich Mühsam, *Über Erotik* . . . , a.a.O.

187 Erich Mühsam, *Nora* 1930, in: *Die Weltbühne*, Jg.26 (1930), Nr.37.

188 Cornelia Regin, *Hausfrau und Revolution. Die Frauenpolitik der Anarchosyndikalistinnen in der Weimarer Republik*, in: *IWK*, Jg.25 (1989), H.3, S.379–397.

189 A.a.O., S.379.

DIE BEZIEHUNG VON ANARCHISMUS UND EXPRESSIONISMUS AM BEISPIEL ERICH MÜHSAMS

Von Wolfgang Haug

Vorausgeschickt sei, daß hier keine allgemeine Einführung in den Anarchismus oder den Expressionismus gegeben wird, — vielmehr werden die Grundzüge beider Bewegungen als bekannt vorausgesetzt.

„Der Expressionismus stirbt

Was aller Orten gemunkelt, belächelt, geahnt wird, bestätigt sich: Wieder stirbt eine Kunst an der Zeit, die sie verrät. Ob die Schuld an der Kunst liegt oder an der Zeit, ist ohne belang. Wollte man kritisch sein, so wäre allerdings nachweisbar, daß Expressionismus an jenem Revolutionsaas krepirt, dessen mütterliche Pythia er sein wollte.

Und dies erklärt, das, nämlich: daß der ganze Expressionismus (1910–1920) nicht einer künstlerischen Form, sondern einer *Gesinnung* Name war. Viel mehr Sinn einer Weltanschauung als Objekt eines Kunstbedürfnisses.“

Der hier zitierte Ivan Goll belegt diese Aussage im Folgenden mit den Zitaten typischer Repräsentanten seiner Generation: „Ludwig Rubiner: Der Dichter greift in die Politik“ („Die Aktion“, 1912). Derselbe: „Unser Ruf für die kommende Zeit über alle Länder hinweg ist die Forderung: L'homme pour l'homme statt des früheren l'art pour l'art“ („Zeit-Echo“, 1917). Kasimir Edschmid: „Kein Programm des Stils. Eine Frage der Seele. Ein Ding der Menschheit“. („Neue Rundschau“, 1918).

Hasenclever: „Die Bühne werde Ausdruck, nicht Spiel. Bühne für Kunst, Politik und Philosophie“. („Schaubühne“, 1916).

Und Goll fährt fort: „Also: Forderung. Manifest. Appell. Anklage. Beschwörung. Ekstase. Kampf. Der Mensch schreit. Wir sind. Einander. Pathos.

Wer war nicht dabei? Alle waren dabei. Ich war dabei [. . .] Kein einziger Expressionist war Reaktionär. Kein einziger war nicht Anti-Krieg. Kein einziger, der nicht an Bruderschaft und Gemeinschaft glaubte. Auch bei den Malern. Beweis: Gesinnung.

Und: Expressionismus war eine schöne, gute, große Sache. Solidarität der Geistigen. Aufmarsch der Wahrhaftigen.

Aber das Resultat ist leider, und ohne Schuld der Expressionisten, die deutsche Republik 1920. Ladenschild. Pause. Bitte rechts rausgehen. . .“¹

Die Verwandtschaft zum Anarchismus soll anhand Erich Mühsams Auffassungen deutlich werden. In seiner programmatischen Schrift „Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat“ schreibt er zu Beginn: „Wer die Freiheit der Persönlichkeit zur Forderung aller Menschengemeinschaft erhebt, und wer umgekehrt die Freiheit der Gesellschaft gleichsetzt mit der Freiheit aller in ihr zur Gemeinschaft verbundenen Menschen, hat das Recht, sich Anarchist zu nennen.“² Eine solche Aussage macht deutlich, daß es sinnlos ist, Anarchismus als eine Ideologie, als ein monolithisches, geschlossenes und auf alle Lebensfragen Antwort gebendes Gedankengebäude verstehen zu wollen. Anarchismus ist hauptsächlich eine Lebenseinstellung.

1 Ivan Goll, Der Expressionismus stirbt, in: ders., Gefangen im Kreise, Leipzig 1988, S.346f.

2 Erich Mühsam, Die Befreiung der Gesellschaft vom Staat, Berlin 1933, Nachdruck Berlin 1985, S.9; vgl. auch: Erich Mühsam, Ich bin verdammt zu warten in einem Bürgergarten. Hrsg. von Wolfgang Haug, 2 Bde, Darmstadt 1983.

Schon aus diesen beiden Essenzen: *Gesinnung* und *Lebenseinstellung* auf der Basis menschlicher Freiheit, *Gemeinschaft* und *Solidarität* wird eine geistige Nähe von Expressionismus und Anarchismus offenkundig. Auch die Kritik etwa seitens der Marxisten lag auf der Hand, ihnen war die Grundlage beider Anschauungen viel zu schwammig — eine Haltung, die sich auch bis in die Literaturgeschichtsschreibung der 70er Jahre fortsetzt, als gerade linke Literaturwissenschaftler immer wieder darauf verwiesen, daß die Expressionisten etwa im subjektiven Leiden stecken geblieben seien oder daß Anarchisten wie Mühsam nicht den entscheidenden Schritt zur Integration in die Arbeiterbewegung geschafft hätten. — Springen wir zunächst am Beispiel Erich Mühsams mitten hinein in die Beziehung eines Anarchisten zum Expressionismus und beginnen mit den Schwierigkeiten, die er mit den Expressionisten hatte:

Das Trennende

In seinem „Kain“-Artikel „Die Rigorosen“³ bezieht sich Erich Mühsam auf die expressionistische Anthologie „Der Kondor“, die von Kurt Hiller herausgegeben worden war: „Hardekopf liebt in seinen Kritiken Adjektivbildungen auf esk. Natürlich redet der einleitende Hiller von pädagogischen Assoziationen und Herr Arthur Kornfeld betitelt ein Sonett in leichenschänderischer Anmassung ‚liliencronesk‘.

So sind sie die Rigorosen. Man bedauert die, die sich in die Gefilde ihrer radikalen Strophen hineinverirren, so Herrn Paul Zech, dessen nicht sehr beträchtliche aber sympathische Landschaftslyrik wohl mehr durch Caféhausbeziehung als durch seelische Attraktion in den Kondor geriet.“

Mühsam, der selbst um gewagte Schüttelreime nie verlegen war, fängt mit der exaltierten Sprache der Expressionisten nichts an. Gerade ihre Wortschöpfungen geißelt er als manieziert, ja peinlich. Was die Kondoristen treiben, ist ihm, „nicht nur schlechte Kunst, sondern auch Kitsch, weil ihre Augen keine guten Bilder, sondern schlechte Öldrucke schauen, und weil sie sich einbilden, Kunst sei die plumpe, unverarbeitete Beschreibung roher Sinneseindrücke mit angehängter Pointe und einem dicken Knalleffekt.“ Sein vernichtendes Urteil, aus dem er nur den Dichter Georg Heym ausgenommen hat, endet mit der Feststellung: „Wenn es wahr wäre, was Hiller (einleitend) behauptet, daß im Kondor eine ‚Dichter-Sezession‘ sich manifestiere, und das soll doch wohl heißen, eine Auswahl der auffindbar Besten, dann ständen wir dem blanken Bankrott deutscher Lyrik gegenüber. Wir wollen nicht aufhören, auf besseren Nachwuchs zu hoffen. . .“

Damit greift Mühsam eine bereits im Februar 1912⁴ geäußerte Kritik auf, in der er schrieb: „Seit in Wien das Versemachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, daß mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion.“ Mühsam richtete diese Zeilen an den naturalistischen Theoretiker Hermann Bahr, der gesagt hatte, es sei „der Trost der alten (Dichter-) Generation, daß es immer wieder Zwanzigjährige gibt“. Mühsam macht in seiner Frage, ob es Bahr aufgefallen sei, daß „heute wir, die wir zwischen 30 und 40 stehen, eigentlich die Jüngsten sind“, deutlich, daß er sich einer anderen Dichtergeneration zurechnet.

3 Erich Mühsam, Die Rigorosen, in: Kain, Jg.2 (1912), Nr.5, August.

4 Erich Mühsam, Georg Heym, in: Kain, Jg.1 (1912), Nr.11, Februar.

Zu dieser ausgeprägten Differenz in künstlerischen Fragen tritt eine nicht weniger entscheidende politische Kontroverse am Anfang des Ersten Weltkriegs. Franz Pfemfert, der Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift „Die Aktion“, griff eine Passage aus Mühsams Einstellungsbegründung seiner Zeitschrift „Kain“ zu Beginn des Ersten Weltkriegs immer wieder zu dem Zweck auf, Mühsam als Kriegsgegner zu diskreditieren. Um den Sachverhalt zu klären und gleichzeitig zusammenzufassen, gebe ich hier Auszüge aus einem Brief Mühsams an den österreichischen Publizisten Karl Franz Kocmata aus dem Jahr 1917 wieder.⁵ Auch wenn es ein Brief Mühsams ist, der die Funktion hatte, sich zu verteidigen, halte ich ihn, gerade auch in der Kenntnis der Pfemfertschen Sichtweise und Moral für ehrlich und stimmig.

„Herr Pfemfert hat seit drei Jahren immer wieder behauptet, ich hätte zu Beginn des Kriegs meine früheren Überzeugungen von mir getan und wäre, begeistert von dem Augustgeschehn des Jahrs 1914, in patriotischem Überschwang ins nationale Lager geeilt. [. . .] Zunächst: ich habe am 2. August einige Worte geschrieben, die ich später sehr bereut habe; nicht, weil sie in irgendwelchem Betracht verräterisch gewesen wären — das sind sie nicht; sondern weil sie mißverständlich waren, weil sie das Unterliegen meiner Nerven unter den Eindruck des grauenhaftesten Zusammenbruchs aller meiner Hoffnungen und Ideale verrieten, und besonders, weil in ihnen die von mir stets bezeugte Auffassung nicht zu ihrem Recht kam, daß der Krieg diesseits und jenseits der Grenzen gleich schrecklich ist, und daß das Erbarmen mit denen, die mir durch Blut und Sprache näher verwandt sind, das Erbarmen mit denen nicht verdrängen darf, die mir ferner stehen. Ich bemerke aber zu meiner Verteidigung, daß ich diese Worte schrieb, ehe die Kriegserklärungen an Frankreich und Belgien ergangen waren, zu einer Zeit also, als die einzigen berichteten Kriegsereignisse die Zerstörung ostpreußischer Grenzorte betrafen, — und in einem dieser am ersten Tag vernichteten Orte — auch das mag meine Verwirrung begreiflich machen — wohnte damals eine Persönlichkeit, die von allen Menschen meinem Herzen am nächsten stand.“ (Gemeint war Jenny Brünn, Mühsams damalige Geliebte).

Doch zunächst zur Erklärung Mühsams, die in ihrem Hauptteil keinen Grund zur Beanstandung enthält: „Die über Länder und Völker hereinbrechende Katastrophe ist nicht mehr aufzuhalten. In diesem Augenblick wäre es müßiges Tun, Kritik zu üben oder Schuld auszuteilen. Die Ereignisse nehmen mir, der ich um der Menschlichkeit willen meine Zeitschrift geschaffen habe, die Feder aus der Hand.

Die Leser, die in vierzig Monaten mein Wollen erkannt haben, werden meine Stellung verstehen und billigen. Ich habe nur die Wahl, ganz zu schweigen oder zu sagen, was jetzt niemanden frommt und was unter dem geltenden Ausnahmerecht meine persönliche Sicherheit gefährden kann. Ein Drittes ist unmöglich, da ich meine Überzeugungen nicht verleugnen und nicht frisieren kann. Auch den Ausweg, den Inhalt der Zeitschrift auf die Glossierung belangloser Kleinigkeiten oder auf kunstkritische Betrachtungen zu beschränken, verschmähe ich. In dieser Stunde, wo es um das Schicksal aller geht, gibt es außerdem nichts Wesentliches und nichts, was meine Zeitschrift für Menschlichkeit angehen könnte.

5 Erich Mühsam, In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900–1934. Hrsg. von Gerd W. Jungblut, 2 Bde, Vaduz 1984, Bd. I, S. 234–238, hier S. 235f.

Deshalb habe ich mich entschlossen, die Herausgabe des ‚Kain‘ während der Dauer des Kriegszustandes zu unterbrechen. Nachher werde ich wieder auf dem Plan sein, um die Wege zu Frieden und Glück suchen zu helfen. Möge es bald sein!“

Aus dieser Haltung ließe sich die politische oder moralische Ablehnung Mühsams, wie sie von Franz Pfemfert so zäh betrieben wurde, nicht ohne weiteres begründen. Zwar schimmert die Absicht auf, „stillzuhalten“, doch bleibt die Formulierung vage und interpretierbar. Ungewöhnlich für einen Anarchisten ist allenfalls, daß er eine Kritik an den Verursachern für die entstandene Kriegssituation für „müßig“ hielt, dies kann jedoch wiederum als Eingeständnis eigener Ohnmacht eingeschätzt werden. — Ich will an dieser Stelle zunächst Rolf Kauffeldt widersprechen, der zu dieser Einstellungsbegründung sich an Walter Fähnders und Martin Rector anlehnte und schrieb: „Der Standpunkt Mühsams, lieber nichts zu schreiben, als auf den direkten politischen Inhalt zu verzichten, erschien insofern etwas kurzzeitig, als er verhinderte, mögliche indirekte und verstecktere Formen in Betracht zu ziehen, um somit literarisch und publizistisch gegen den Krieg zu wirken. Ein gutes Beispiel dafür, daß dies möglich war, lieferte ja Franz Pfemfert, der seine Zeitschrift ‚Die Aktion‘ zum Forum einer Antikriegslyrik machte und vor allen Dingen mit seinen eigenen Zeitungsausschnitt-Collagen unter dem Titel *Ich schneide die Zeit* aus geschickt wußte, die Zensur zu umgehen und trotzdem eine politische Aussage aufrechtzuerhalten.“⁶

Bei der Einschätzung, daß sich Mühsam selbst um den möglichen politischen Einfluß gebracht habe, wird zunächst die Verschiedenheit der Herausgeber, Pfemfert als der Mittler provokanter Themen und Kunst, Mühsam als ein Original, das sich selbst auslebte, also auch nicht schweigen konnte und dadurch selbst im Kreuzfeuer der Kritik und wahrscheinlicher Verfolgung stand, übersehen. Das gilt aber vor allem für die unterschiedliche Konzeption des „Kain“ und der „Aktion“. Der wesentliche Unterschied bestand in dem Anspruch Mühsams, alle Artikel (und Gedichte) selbst zu schreiben. Mühsam sah den „Kain“ als Plattform für den eigenen anarchistischen Ansatz und die eigenen künstlerischen Vorlieben (etwa als regelmäßiges Rezensionsblatt, in dem er über das Münchner Theatergeschehen berichtete). Er verfügte bei Kriegsausbruch über keinen Mitarbeiterstab, ganz im Gegensatz zur „Aktion“, die sich seit 1911 als Forum linker Expressionisten etabliert hatte und von allen Angehörigen dieser Generation so geschätzt wurde, daß es eine Ehre war, sich dort gedruckt zu sehen. Pfemfert hatte also die Option, die „Aktion“ ganz der Kunst zu verschreiben, um darüber Politik zu transportieren. Aber Pfemfert war die große Ausnahme, andere politisch orientierte Zeitschriften wurden zensiert oder mußten eingestellt werden. Mühsam hatte diese Wahl nicht. Seine Konzeption und seine eindeutige Ausrichtung der Zeitschrift auf den Anarchismus ließen tatsächlich nur erwarten, daß jede Ausgabe noch vor dem Verkauf beschlagnahmt werden würde, ja, daß 1914 angesichts der Kriegsbegeisterung an einen Verkauf wohl gar nicht zu denken war. Mensch könnte die beiden Zeitschriften auch als verkehrte Spiegelbilder auffassen: Mühsams „Kain“ als anarchistische Zeitschrift, die den literarischen und künstlerischen Neigungen ihres Herausgebers dienstbar gemacht wurde und darüber Intellektuelle und Bohème und auf der anderen Seite erklärte Anarchisten ansprach. „Die Aktion“ als literarische/künstlerische Zeitschrift, deren Herausgeber Kunst und Politik, mittels — z.B. anarchistischer Artikel und Autoren — zu verbinden trachtete und die Künstler zum Eingreifen in die Politik ermuntern wollte. Wenn die „Aktion“ also die Künstler und Literaten politisierte,

6 Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam. Literatur und Anarchie, München 1983, S.230.

so weckte der „Kain“ eher den Sinn für Ästhetik und Literatur bei seinen politisch ambitionierten Leserinnen und Lesern.

Doch zurück zu Mühsams verhängnisvollem Zusatz, den er — wie er glaubwürdig schreibt — unter dem Zureden und der Besorgnis einiger Freunde nachträglich unter die Einstellungserklärung geschrieben hatte: „Vorerst ruhe im Lande aller Zwist. Das Grundsätzliche meiner Überzeugung wird durch die gegenwärtigen Ereignisse nicht berührt. Aber ich weiß mich mit allen Deutschen einig in dem Wunsch, daß es gelingen werde, die fremden Horden von unseren Kindern und Frauen, von unseren Städten und Äckern fernzuhalten.“ Mühsam schreibt im Nachhinein dazu: „Ich habe [. . .] die Nachschrift bereut; nicht erst als Herr Pfemfert sie denunziert hatte, sondern gleich, als ich sah, wie die Zeitungen sie aufgriffen, um, unter geschickter Zurechtstreichung des Vorigen, mich als ihren Bundesgenossen in Anspruch zu nehmen (Münchner/Augsburger Abendzeitung z.B.), der ich nie — nicht einen Augenblick — war.“⁷

Zwei Dinge sollten vielleicht noch festgehalten werden: Mühsam ließ eine zweite Version seiner Einstellungserklärung drucken, die den Nachsatz nicht mehr enthielt. Ein Indiz dafür, daß er sich tatsächlich sofort des politischen Mißbrauchs bewußt geworden war und wohl auch zu der nationalistisch-rassistischen Formulierung der „fremden Horden“ nicht stehen wollte. Zum anderen: Er verteidigte seinen ersten Satz „Vorerst ruhe im Lande aller Zwist“ ausdrücklich mit der Zeitstimmung: Diese „Worte waren damals selbstverständlich.“ Genau an dieser Stelle besaß jedoch Franz Pfemfert tatsächlich die größere Sensibilität und den größeren politischen Weitblick (im Sinne einer linksradikalen Position), denn er erkannte in dieser Äußerung Mühsams meiner Ansicht nach völlig zurecht eine geistige Verwandtschaft zur Burgfriedenspolitik der SPD. Pfemfert, der sich später zum Rätekommunisten entwickelte und während des Krieges ab 1915 die Politik Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts praktisch unterstützte, benutzte ganz zielbewußt die Parole vom Burgfrieden zur Ausdifferenzierung einer linksradikalen Position in Konkurrenz zur Sozialdemokratie. Eine Methode, die ihm 1918/19 einen gewissen Erfolg brachte.

Bevor jetzt auf gemeinsame Voraussetzungen von Expressionismus und Anarchismus eingegangen wird, soll noch eine abschließende Korrektur angebracht werden. Aus der Tatsache, daß Mühsam zu Anfang des Krieges „erregt“ und „verwirrt“ war, folgerte Rolf Kauffeldt meines Erachtens zu Unrecht: „An den Gedichten ablesbar, entwickelte sich bei Mühsam aus dem zunächst vorhandenen Selbstzweifel eine generelle, abstrakt-expressionistische Wut, die dann ihrerseits in eine zunächst pazifistische, dann revolutionär-aktive Oppositionshaltung umschlug.“⁸ Ich will nun weniger darüber diskutieren, ob sich bei einigen von Mühsams Gedichten aus der Wortwahl eine Verwandtschaft zu expressionistischen Gedichten herleiten läßt, das mag durchaus sein, macht ihn jedoch noch nicht zu einem expressionistischen Dichter. Wogegen ich mich wende, ist jedoch die lineare Konstruktion: Unsicherheit — expressionistische (d.h. wohl: subjektive, eher apolitische) Wut — Pazifismus — politische Opposition. Mühsam war in einer bestimmten historischen Situation unsicher, das steht außer Frage; ihm aber deshalb generell politische Unklarheit zu unterstellen, die sich erst im Verlauf eines Jahres korrigiert, heißt sein politisches Engagement vor 1914 zu verleugnen. Es würde heißen, daß sein Anarchismus aufgesetzt gewesen sei und erst unter dem Eindruck des Krieges sich

7 Erich Mühsam, In meiner Posaune . . ., a.a.O., Bd.1, S.236f.

8 Rolf Kauffeldt, Erich Mühsam, a.a.O., S.232.

eigentlich konstituierte. Ich würde das Wort von der „Unsicherheit“ auf einen ganz kurzen Zeitraum reduzieren, nämlich auf den Zeitpunkt der Abfassung bis zu dem (mißbräuchlichen) Aufgreifen der Erklärung durch die bürgerliche Presse.

Mir scheint deshalb auch die Interpretation des Gedichts „Betäubung“ aus dem Jahr 1915 als Beleg für die Auswirkung der politischen Verunsicherung in den Bereich der künstlerischen Betätigung hinein fragwürdig.

Betäubung

Ist's nicht, als wär ich längst vorbei
am Ziel, das meine Augen maßen?
als wären neue Strecken frei?
als schritt mein Fuß auf andern Straßen?
Zwar dünkt dies alles mir vertraut:
die Bäume und am Weg der Graben;
doch weiß ich nicht, ob ich's geschaut,
ob Träume mir geweissagt haben.
Der Kirchturm lockt und ängstigt mich,
und neben mir die Frauenstimme
klingt gleich bekannt und wunderlich.
Sind sie das Gute oder Schlimme?
Was ist hier Wahrheit? Was ist Schein?
In Furcht und Hoffnung suchen viele . . .
Die Welt muß sehr verändert sein, —
und wir sind weit von unserm Ziele.⁹

Gerade die Schlußzeile dieses Gedichts deutet doch eher darauf hin, daß sich Mühsam seiner politischen Utopie sehr genau bewußt geblieben, aber auch Realist genug war, um zu erkennen, daß angesichts eines Krieges für seine Ideale zunächst kein Verwirklichungsspielraum existierte. Mühsam war auch nie Pazifist, dafür gibt es zahlreiche Belege in anderen Artikeln. Kurz: Mir scheint, daß hier eine Analogie zu den politischen Biographien der Expressionisten gesucht wurde, die für Mühsam nicht zutrifft.

Deutlich scheint nun geworden zu sein, daß sich Mühsam nicht als expressionistischer Dichter gefühlt hat, daß er mit den ihm politisch nahestehenden Expressionisten künstlerische und politische Differenzen hatte und daß er aufgrund seiner bereits seit Jahren ausdifferenzierten anarchistischen Weltanschauung auch nichts mit der politischen *Entwicklung* der Expressionisten während des Ersten Weltkriegs gemeinsam hatte. D.h. nicht, daß sich nicht auch Mühsam unter dem Eindruck dieses Krieges verändert hätte, und so ist unbezweifelbar, daß der Bohemien mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs tot war, daß der politische Mensch Mühsam, den Literaten weiter in den Hintergrund drängte.

9 Erich Mühsam, Gesamtausgabe. Hrsg. von Günther Emig, Bd.1: Gedichte, Berlin 1983, S.296f.

Gemeinsamkeiten von Anarchismus und Expressionismus

Zweifelloso gibt es jedoch gemeinsame *Voraussetzungen* Mühsams und einiger Expressionisten, die zu ähnlichen Konsequenzen führten, wie am Beispiel Ernst Tollers, seiner Beteiligung an der Münchner Räterepublik und seiner gemeinsamen Haftzeit mit Mühsam in Niederschönenfeld augenscheinlich wird. — Was verband die Expressionisten miteinander? Folgt man der Literaturgeschichtsschreibung (Richard Brinkmann, „Forschungsprobleme“) so war es vor allem das Thema des Aufbegehrens der Söhne gegen die etablierte Welt der Väter, — am kräftigsten illustriert durch Arnold Bronnens Drama „Vatermord“. Auch diese These wurde, diesmal von Christlieb Hirte, auf Mühsam angewandt, sie sollte Mühsams Anarchismus hinreichend erklären.¹⁰ Eine Psychologisierung, die ich den Veröffentlichungsbedingungen der ehemaligen DDR geschuldet sehe, auch wenn ich nicht bestreiten will, daß eine psychologische Neigung für eine anarchistische Lebenseinstellung mitkonstituierend sein kann. Wäre sie aber ausreichend, wäre der Anarchismus keine politische Bewegung sondern ein Fall für den Psychiater, und obwohl es in der Geschichte zahlreiche Beispiele für die Versuche der Herrschenden gegeben hat, Oppositionelle für „irr“ oder „verrückt“ zu erklären, glaube ich, daß es Konsens ist, daß dies nicht die ganze Wahrheit über eine politische Richtung sein kann, ganz gleich wie man selbst zu dieser Richtung steht.

Gehen wir aber im Fall der Expressionisten davon aus, daß die Wurzeln ihres Protests auf der Ebene persönlicher Konfliktstoffe lagen (aktuell in Erinnerung gerufen wurde das Beispiel Johannes R. Bechers), so liegt Pfemferts Versuch ab 1911 darin, diese Protesthaltung seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in eine sozialkritische Haltung gegen den Wilhelminischen Obrigkeitsstaat zu erweitern.¹¹ Vor diesem Hintergrund gelang einem Großteil der Expressionisten im Krieg und durch die Kriegserfahrung die eigene Politisierung, die sie zu Deserteuren, Soldatenräten und Mitgliedern revolutionärer Parteien werden ließ. Stellvertretend für viele, die sich vom politischen Umfeld der „Aktion“, aber auch anderer Gruppen angezogen fühlten, seien hier Franz Jung und Karl Otten genannt, die beide sowohl in Mühsams anarchistischer Gruppe „Tat“ in München als auch später in Pfemferts „Aktionskreis“ und darüber hinaus, Jung z.B. in der KAPD, aktiv wurden.

Welches sind die Elemente, die sowohl den Anarchismus als auch den Expressionismus nachhaltig mitkonstituierten oder beeinflussten und für seine jeweiligen Vertreter und Anhänger wichtig wurden? Folgende Punkte wären meiner Ansicht nach jeweils eigene Beiträge wert:

I. Der Einfluß des Stirnerschen Individualanarchismus und Friedrich Nietzsches auf die Boheme, die Literaten nach der Jahrhundertwende und den Anarchismus

Dabei geht es vor allem um die Kritik an den nivellierenden Elementen der Gesellschaft, die das Individuum an seiner Entfaltung hindern. Beide — Stirner wie Nietzsche — waren entscheidende Wegbereiter für ein Denken, das den Menschen in den Mittelpunkt stellen wollte. Stellvertretend für viele Veröffentlichungen nenne ich hier nur drei Titel von expressionistischen Anthologien, die Ludwig Rubiner herausgegeben hat: „Der Mensch in der Mitte“ (1917), „Kameraden der Menschheit“ (1919) und „Die Gemeinschaft“ (1919). Wir können diesen Einfluß gerade auch nach dem Abflauen der revolutionären Bewegung feststellen, als

10 Chris Hirte, Erich Mühsam — „Ihr seht mich nicht feige“, Berlin/DDR 1985, vgl. v.a. S.31f., S.72f. und S.87; ders., Wege zu Erich Mühsam (=Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, H.1), Lübeck 1989, S.15.

11 Franz Pfemfert, Ich setze diese Zeitschrift wider diese Zeit. Hrsg. von Wolfgang Haug, Darmstadt 1985, S.25f.

die Enttäuschung über die kollektiven Veränderungsversuche viele ehemalige Aktivisten auf sich selbst zurückwarf. Das Ich-Bewußtsein wurde stark überhöht und die Identitätssuche trieb neue Blüten, die — wie etwa der Haeusser-Bund — anstelle einer Lösung der sozialen Probleme eine Erlösung vorgaukelten.

II. Die Berliner Zeitschrift „Kampf — Zeitschrift für gesunden Menschenverstand“ des Anarchisten Senna Hoy (d.i. Johannes Holzmann)

In dieser Zeitschrift aus den Jahren 1904/5 findet die praktische gegenseitige Beeinflussung von Anarchismus und Expressionismus statt. Hier veröffentlichten neben Anarchisten (wie Hoy, Mühsam, Day) Mitglieder der Boheme und ehemalige Naturalisten (wie Johannes Schlaf, Wilhelm Bölsche, Peter Hille, Else Lasker-Schüler, Victor Hadwiger oder Paul Scheerbart) auch die späteren Herausgeber der beiden wichtigsten expressionistischen Zeitschriften Herwarth Walden und Franz Pfemfert oder Pfemferts Mitstreiter Ludwig Rubiner. Diese personelle Zusammensetzung und die sich daraus entwickelnde Verbindung von Literatur und Politik machten den „Kampf“ zu der wohl wichtigsten Vorläuferzeitschrift der expressionistischen Bewegung. Die Spuren lassen sich bis zu der oben von Mühsam kritisierten Kondor-Sammlung verfolgen, in die neben den Allerjüngsten eben auch Beiträge Else Lasker-Schülers aufgenommen wurden. Der „Kampf“ stellte die Verbindung zwischen dem politisch motivierten Spätnaturalismus der „Jungen“, der neuen Generation der Expressionisten und späteren Revolutionäre her. Die Basis dafür lieferte ein als „geistige Revolution“ verstandener Anarchismus. Für die redaktionelle Arbeit des „Kampf“ charakteristisch waren die sogen. *Intimen Abende*, welche die Redaktion veranstaltete und deren doppelte Aufgabe darin bestand, einerseits einen festen Kreis politisch und literarisch Interessierter an die Zeitschrift zu binden und andererseits durch Diskussionsveranstaltungen nach außen zu wirken. Pfemfert, der in der Redaktion des „Kampf“ sein Handwerk lernte, hat diese Einrichtung mit seinen „Aktionsabenden“ und „Revolutionsbällen“ später wieder aufleben lassen. Er knüpfte 1911 mit einem Paul Scheerbart-Abend ganz direkt an den letzten *Intimen Abend* Senna Hoy's aus dem Jahr 1905 an, an dem Paul Scheerbart zum Präsidenten der Abende gewählt worden war.

Auch inhaltlich zeigen sich Parallelen: Sowohl der „Kampf“ wie die „Aktion“ orientierten sich stark an der russischen Literatur und seit 1905 an den russischen sozialrevolutionären Erhebungen. Auch für die Auseinandersetzung des „Aktionskreises“ mit der SPD finden sich direkte Anknüpfungspunkte: Zwischen 1904 und 1905 drehte sich die Diskussion zwischen Anarchisten und Sozialdemokraten verstärkt um die Frage, ob der Generalstreik als politisches Aktionsmittel tauglich sei. Der ehemalige Berliner SPD-Reichstagsabgeordnete Dr. Raphael Friedeberg verwarf die Untätigkeit der SPD, griff anarchistische Gedankengänge auf und agitierte im Rahmen der sogen. Massenstreikdebatte für den Generalstreik und für die Ablehnung des Parlamentarismus. Pfemfert griff diese Auseinandersetzung 1913 in seinem Artikel „Der Massenstreik-Unsinn“ in der Auseinandersetzung mit Rosa Luxemburg wieder auf.

Interessant für unsere Suche nach den Zusammenhängen von Anarchismus und Expressionismus ist auch eine Nebeninformation: Die Herausgabe des „Kampf“ wurde durch Finanzmittel des Bankiers und freiheitlichen Sozialisten Benedict Friedländer und des Tolstoi-Übersetzers Dr. Otto Buek ermöglicht. Friedländer taucht auch mit einem Beitrag in der Kondor-Sammlung auf, mit Bueks Übersetzung von Alexander Herzens „Erinnerungen“ eröffnete

Pfemfert seine Buchreihe „Politische Aktions-Bibliothek“. Wichtiger an diesen Verbindungen ist jedoch der Hinweis auf Tolstoi.

Leo Tolstois urchristlicher Anarchismus wurde gerade von den Expressionisten als geistesverwandt aufgegriffen, erinnert sei beispielsweise an die Übersetzung und Herausgabe der Tagebücher durch Ludwig Rubiner oder ganz einfach an die Tatsache, daß sich kaum eine Bibliographie eines expressionistischen Schriftstellers zusammenstellen läßt, in der sich nicht irgendeine Beschäftigung mit Tolstoi findet. Ganz entscheidend für diese Rezeption war Tolstois Aufsatz „Was ist Kunst“, den auch Mühsam 1911 im „Kain“ als Vorbild beanspruchte. Tolstoi hatte es als moralische Pflicht des Künstlers bezeichnet, volksnah zu schreiben, um die eigenen revolutionären Erkenntnisse vermitteln zu können.

Einer, der ganz ähnlich argumentierte und dessen Anstoß ebenfalls einer eingehenderen Untersuchung wert wäre, war Heinrich Mann, der mit seinem programmatischen Essay „Geist und Tat“ den Anstoß für den Beitrag Mühsams „Appell an den Geist“ und in gewissem Sinne auch einen Hintergrund für das einflußreiche expressionistische Manifest Ludwig Rubiners „Der Dichter greift in die Politik“¹² abgab. — Die Auseinandersetzung mit Tolstoi und Mann oder auch mit dem einflußreichen Theaterkritiker Alfred Kerr steht für den Politisierungsprozeß der Expressionisten und, im Fall Mühsams, für die Absicht, dem Künstler und der Kunst einen neuen gesellschaftspolitischen Auftrag zuzuweisen.

III. Die Bedeutung des Freud-Schülers Otto Gross für die expressionistische Boheme und den Anarchismus

Otto Gross wurde 1877 als Sohn des Grazer Kriminalistikprofessors und Begründers der modernen Kriminalistik, Hans Gross, geboren. Für ihn gilt ohne jede Einschränkung der oben erwähnte Generationskonflikt mit dem Vater, der immer wieder in das Leben seines Sohnes intervenierte und ihn mittels seiner Beziehungen zur Polizei schließlich aus der Berliner Wohnung Franz Jungs heraus verhaften und ihn in eine Anstalt stecken ließ. Die Expressionisten sahen den Fall Otto Gross als repräsentativ, als typischen Ausdruck ihrer eigenen Revolte. Ludwig Rubiner schrieb: „Die Abwürgung des Dr. Gross durch seinen Vater ist typisch. Wir werden diesen Typus sprengen. [. . .] Die Irrenwärter, Vermögensverwalter, Staatsbeamten halten zusammen [. . .] wir vernichten ihre Stellung, wir untergraben ihre Ehre, wir zerstören ihren Besitz.“¹³

1906 war Otto Gross mit seiner Frau Frieda Schlaffer nach München gezogen und bewegte sich dort in Kreisen der Boheme und damit auch in den Kreisen Mühsams. Franz Jung schildert den Einfluß von Gross: „Ein großer Kreis von Künstlern und sonstwie kulturell interessierten Personen [. . .] lebte von der Diskussion über Gross. Eine große Anzahl genialer Persönlichkeiten [. . .] ist in engstem Kontakt mit Gross gestanden, gewissermaßen in seine Schule gegangen. Es widerstrebt mir, Namen zu nennen, einmal weil diese Menschen, die zum Teil Gross die Freilegung ihrer Genialität verdanken, sich früher oder später mit allem Haß von selbstständig werdenden gegen denjenigen gewandt haben, der nichts weiter wollte, als gerade diese Selbstständigkeit ihnen zu ermöglichen.“¹⁴

12 Ludwig Rubiner, Künstler bauen Barrikaden. Hrsg. von Wolfgang Haug, Darmstadt 1988, S.61–73.

13 Ludwig Rubiner, Aufruf an Literaten, in: Die Aktion, Jg.3 (1913), Nr.51, Sp.1175f.

14 Vgl. Franz Jung, Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe. Auszug aus einem ungedruckten Manuskript (1922/23). Kapitel: Einiges über meine Stellung zu Gross. Erstmals abgedruckt in: Otto Gross, Von geschlechtlicher Not zur sozialen Katastrophe. Hrsg. von Kurt Kreiler, Frankfurt a.M. 1980, S.129.

Gross hatte die Freudsche Methode von Beginn an enthusiastisch aufgenommen, stand ihr aber in einem wichtigen Punkt kritisch gegenüber. Er stellte Freuds These von der ausschließlich sexuellen Begründung der emotionalen Störungen in Frage und suchte deren Ursachen statt dessen in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Diese These von der sozialen Bedingtheit der psychoanalytischen Befunde äußerte er in den Kreisen der Analytiker als erster. Sein Verständnis der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft führte dann auch zu seiner späteren Zurückweisung durch Freud. Auf dem Internationalen Kongreß der Psychoanalytiker vom April 1908 in Salzburg, wo Gross über die „Kulturellen Perspektiven der Wissenschaft“ sprach, verwies ihn Freud: „Wir sind Ärzte und Ärzte wollen wir bleiben“.¹⁵

Nach Gross ist die Grundlage der psychischen Störungen der „Konflikt des Eigenen und des Fremden“.¹⁶ Das Eigene sind die individuellen Anlagen und Bedürfnisse, das Fremde steht für das gesellschaftliche Normengefüge, steht für die durch die Allgemeinheit dem Individuum auferlegten Zwänge. Die Konflikte ergeben sich aus einer allgemeinen Abwehrhaltung des Eigenen gegenüber dem Fremden und den daraus folgenden mehr oder weniger mißglückten Integrationsversuchen. Denn die menschliche Psyche — auf Funktionalität hin angelegt, wie alles in der Natur, — könne keine grundsätzlichen inneren Widersprüche dulden. Die inneren Konflikte sind also Auswirkungen der Selbstbehauptungsversuche des Individuums gegen die Gesellschaft und deren Repression unerwünschter Fähigkeiten und Charakterzüge. Damit stellt Otto Gross gleichzeitig die Frage nach der Begründung gesellschaftlicher Normen, denn nur das soll ja unterdrückt werden, was dem System der Gesellschaft schaden würde. Diese Thesen machten Gross für die Boheme interessant.

Den Ort der Entstehung des inneren Konflikts findet er nämlich in der patriarchalischen Familie als der eigentlichen Erziehungsinstanz des Staates. Hier werde über die ständige Androhung von Liebesentzug ein vom Kind nicht auszuhaltender Anpassungsdruck erzeugt. „Die Angst der Einsamkeit, der Trieb zum Anschluß zwingt das Kind sich anzupassen: die Suggestion von fremden Willen, welche man Erziehung nennt, wird in das eigene Wollen aufgenommen.“¹⁷ Die Atmosphäre in der bürgerlichen Familie und die bürgerliche Sexualmoral werden zum Hauptangriffsziel. Gross' Therapieziel bestand darin, das Eigene zu stärken, unter anderem empfahl und praktizierte er ein ungehemmtes Ausleben der eigenen Sexualität. Er strebte für seine Patienten und Patientinnen nicht an, daß sie in der Gesellschaft erneut funktionieren könnten, sondern wollte ihnen helfen, ihre eigenen Möglichkeiten lebbar zu machen, ihr eigenes Interesse zu erkennen und umzusetzen.

In seinem 1913 in der „Aktion“ veröffentlichten Aufsatz über „Die Einwirkungen der Allgemeinheit auf das Individuum“¹⁸ unterscheidet Gross zwischen den Angepaßten und den Individualisten und entwickelt die Auffassung, daß die Nichtangepaßten, obwohl durch ihr Anecken in der Gesellschaft vielfach psychopathisch deformiert, der wertvollere Menschentypus seien. Damit gelangt er in unmittelbare Nähe anarchistischer Positionen, die im Lumpenproletariat, in den gesellschaftlich Marginalisierten, in den Randgruppen, diejenigen sahen, die zu Trägern der Revolution werden können, weil sie nichts zu verlieren haben.

15 Emanuel Hurwitz, Otto Gross — Paradies-Sucher zwischen Freud und Jung, Frankfurt a.M. 1979, S.85.

16 Otto Gross, Vom Konflikt des Eigenen und des Fremden, in: Die freie Straße, Nr.4 (1916), S.3–5, Nachdruck in: Otto Gross, Von geschlechtlicher Not . . . , a.a.O., S.27–31.

17 A.a.O., S.27.

18 Otto Gross, Die Einwirkung der Allgemeinheit auf das Individuum, in: Die Aktion, Jg.3 (1913), Nr.47, Sp.1091–1095.

Von hierher erschließt sich dann die besondere Rolle der Psychoanalyse, wie sie Gross versteht, als Vehikel für Gesellschaftsveränderung. Sie soll den Menschen neue Selbsterkenntnis vermitteln und ihnen helfen, ihre verlorenen Kräfte zurückzugewinnen. Das bedeutet folgerichtig den Kampf gegen Anpassung überhaupt und gegen das Prinzip der Autorität in jeder bestehenden Form — damit untermauert er ein Essential des Anarchismus mit einer neuen wissenschaftlichen Begründung.

Otto Gross' soziale und politische Kritik gilt konsequenterweise allen gesellschaftlichen Institutionen, die den Zwang der Autorität in sich bergen und die Unmündigkeit der Massen tradieren. Von hierher begründet sich seine Kritik am Parlamentarismus, die Mehrheit seiner Angriffe gilt jedoch der patriarchalen Familie als staatlicher Sozialisationsinstanz und als Unterdrückungsinstrument der Frau. Angeregt von den ethnologischen Studien Otto Bachofens, behauptet Gross, daß der patriarchalischen Gesellschaft eine mutterrechtliche Gesellschaft vorausgegangen sei, in der die Frau ihre Individualität selbstbestimmt ausleben könnte. Ihre Mutterschaft wurde sozial abgesichert, so daß sie sich nicht im Austausch — wie später in der Ehe — prostituieren mußte. Als Ursache des psychischen Elends bei Frauen erkennt er den künstlichen Zwiespalt zwischen der Sexualität auf der einen Seite und dem Wunsch nach Selbstverwirklichung auf der anderen. Dieser Zwiespalt wird durch die Zwangssituation in der Ehe erzeugt. Aber auch für unverheiratete Frauen ergibt sich aus der Gefahr einer sozial nicht abgesicherten Schwangerschaft der angesprochene grundsätzliche Zwiespalt bezüglich ihrer eigenen Sexualität. Für Gross wird es zur ersten und größten Gesellschaftsfrage, daß die Frau wirtschaftlich in die Lage versetzt wird, ihre Mutterschaftsleistung zu übernehmen, ohne sich zu prostituieren, und daß sie dadurch frei bleibt, sich selbst zu verwirklichen. Daran will er jede zukünftige revolutionäre Gesellschaftsordnung messen, denn die wirtschaftliche Deckung aller mit der Mutterschaft zusammenhängenden Kosten sieht er als prinzipielle Pflicht der Gesellschaft.

Kommen wir zum Abschluß noch einmal auf unseren Ausgangspunkt zurück und vergleichen den Expressionisten und Rätekommunisten Franz Jung mit dem Anarchisten Otto Gross. Da beide sehr eng befreundet waren, sich theoretisch gegenseitig beeinflussen, scheint mir die Gemeinsamkeit und der Unterschied zwischen Anarchismus und Expressionismus/Linksradikalismus an diesem Paar besonders reizvoll illustrierbar zu sein. Jung erinnert sich: „Ich verstehe unter Gesellschaft die allgemeine Zusammenfassung von Familie und Staat. Das band mich an Gross. . .“¹⁹ Er beschreibt ihre Zusammenarbeit als produktiven geistigen Austausch, in dem jeder vom anderen lernte. Jung lernte vor allem Gross' Denktechnik und griff die psychoanalytische Herangehensweise in seinen Romanen und Erzählungen begeistert auf. Hinzugefügt zu den Grosschen Ideen hat Jung vor allem seine Vorstellung von der Dynamik des Lebens. Er nennt das „Rhythmus und Gemeinschaft“. Die Möglichkeit für das Erleben von Glück bestehe einzig darin, an diesen „Gemeinschaftsrhythmus“ Anschluß zu erhalten. Sein Ziel, und darin entspricht er Gross, ist, den „Haß aus der Welt zu schaffen“. Unter Haß versteht er die „Erlebensform des Unglücks“. Die gesellschaftlichen Institutionen Familie, Staat und Religion sind nur Organisationsformen dieses Unglücks. Sie spiegeln allesamt die ihnen zugrundeliegende Existenzangst: Die Religion erwächst aus der Angst, in der Isolation voneinander zu erfrieren, der Staat aus der Angst um den Besitz.

19 Franz Jung, Einiges über meine Stellung zu Gross, in: Otto Gross, Von geschlechtlicher Not . . . , a.a.O., S.131.

Jungs Denkansatz vom Rhythmus und Gemeinschaft führt ihn konsequenterweise zur Arbeiterbewegung. Er unternahm den Versuch, seinen psychologischen Gemeinschaftsbegriff mit der marxistischen Klassenanalyse zu verknüpfen. Ich verkürze jetzt, wenn ich sage, daß er im Klassenkampf eine Äußerung des Gemeinschaftsbewußtseins der Menschen sah. „Dieser Klassenkampf wird getragen von der revolutionären Arbeiterschaft, dem Proletariat, [. . .] weil die Summe der Bedrückung und der Beengung am sichtbarsten in der Arbeiterschaft zum Ausdruck kommt [. . .] Auch der einzelne Geist kann revolutionieren. Auch der Intellektuelle, [. . .] aber diese Revolution bleibt Stückwerk.“²⁰ Diese Haltung führt Jung in eine revolutionäre Partei, in die KAPD. Typisch für den Weg vieler Expressionisten. Keinen von ihnen hielt es in der zentralistischen parlamentsfixierten KPD, fast alle suchten über die rätekommunistischen Ideen nach einer Verbindung zwischen expressionistischen, anarchistischen, psychologischen und marxistischen Ansätzen. Einen Weg, den Gross — damals bereits verstorben — nicht hätte mitgehen können. Zwar teilt Gross den Grundgedanken, daß die am meisten Unterdrückten am ehesten zur Revolution bereit werden, sobald sie mit Hilfe der Psychoanalyse ihre Unterdrückung als gemeinsame erkannt hätten, aber er vernachlässigt den materiellen Unterdrückungsfaktor. Gerade der materielle Faktor ist es jedoch, der eine Klassenkampf-Partei mitkonstituiert. Jung akzeptiert dies, unterscheidet sich jedoch wiederum von der Mehrzahl der Marxisten, wenn für ihn die Forderung nach dem subjektiven Glück die zentrale Motivation für die Revolution bleibt.

Für den Anarchisten Gross kann aber die zentrale Organisationsform einer Partei niemals mit seiner Vorstellung einer revolutionären Bewegung übereinstimmen. Zu sehr tradiert die Partei das Element der „Entpersönlichung“. Daß Gross hier politisch gegen Jung recht behalten hat, beweist u.a. das Scheitern der Expressionisten, die die russische Revolution durch Übersetzungen und Artikel begrüßt hatten, aber nach 1919 in Deutschland ihre Ideale unter dem Anpassungsdruck, den die revolutionäre Masse zu erzeugen schien, aufgeben mußten. Viele versuchten lange, ihre Überzeugungen in die Arbeiterbewegung einzubringen, teilweise in wichtigen Positionen, man denke an Toller in München, Jung bei der KAPD, Pfemfert und Kanehl in der AAUE — letztlich blieb ihr Wirken aber einflußlos, beschränkt auf kleine Kreise, und so kristallisierte sich nach 1921 die eigentliche „Wahl“ für die expressionistische Generation heraus: entweder sich über ihre Kunst in der ungeliebten bürgerlichen Öffentlichkeit zu etablieren oder ein politisches Randdasein zu fristen.

Der eingangs bereits zitierte Ivan Goll schließt den Kreis: „Jawohl, mein guter Bruder Expressionist: Das Leben zu ernst zu nehmen, ist heute die Gefahr. Kampf ist zur Groteske geworden. Geist in dieser Schieberperiode Ulk. Der Intellektuelle, der seine Gesinnung bis zum Bolschewismus erhöht, muß sich vor den Massen klein, ganz klein machen, wohl auch eine Maske der Dummheit über die jüdische Stirn ziehen, damit ihm Steine nicht die Zähne ausschlagen. Bitter, bitter wird der ekstatische Mund. Der gute ‚Mensch‘ mit einer verzweifelten Verbeugung gebt sich in die Kulisse.“²¹

20 Franz Jung, Zweck und Mittel im Klassenkampf, in: *Die Erde*, Jg.1 (1919) S.357–360, S.427–431, S.530–533 und S.670–673, hier S.360, Nachdruck in: Franz Jung: *Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912–1963*. Werke, Bd.1, 1. Halbbd. Hrsg. von Lutz Schulenburg, Hamburg 1981, S.223–240; vgl. auch Franz Jung, *Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht!*, Berlin 1923, Nachdruck in: Franz Jung, *Werke*, Bd.6, a.a.O., 1987, S.9–84; ders., *Die Technik des Glücks*, Berlin 1921, Nachdruck in: ders., *Werke*, Bd.6, a.a.O., S.85–168.

21 Ivan Goll, *Der Expressionismus stirbt*, a.a.O., S.347.

OTTO GROTEWOHL (1894–1964). BIOGRAPHISCHE SKIZZE SEINER BRAUNSCHWEIGER JAHRE (1894–1933)

Von Bernd Rother

Otto Grotewohl ist als der führende Repräsentant der ehemaligen Sozialdemokraten in der SED und als erster Ministerpräsident der DDR immer wieder Gegenstand — meist kleinerer — biographischer Darstellungen von DDR-Historikern geworden.¹ Reden und Schriften Grotewohls sind in den fünfziger Jahren in der DDR in mehreren Bänden erschienen.² Am intensivsten hat sich Heinz Voßke mit Grotewohls Leben beschäftigt. Umfangreichstes Ergebnis dieser Studien ist eine biographische Monographie aus dem Jahre 1979.³ In allen Arbeiten steht — natürlich — die Zeit nach 1945 im Zentrum. Grotewohls politisches Wirken in seiner Heimatstadt Braunschweig bis 1933 erscheint als Präludium. In der Tat hatte Grotewohl vor 1933 keine überregionale Bedeutung, was ihn von seinem späteren bundesrepublikanischen Widerpart als Regierungschef, Konrad Adenauer, unterschied.

Wenn sich dieser Beitrag dennoch auf Grotewohls Braunschweiger Zeit beschränkt, dann nicht, um diese höher zu bewerten als bisher — da haben die DDR-Historiker die Gewichte richtig verteilt. Nötig ist es aber, unkorrekte Informationen zu berichtigen, früher verschwiegene Fakten nachzutragen und eine Bewertung der politischen Tätigkeit Grotewohls bis 1933 vorzunehmen. Unter anderem wird hier gefragt, ob es aus der Weimarer Zeit Anhaltspunkte gibt, die in der Rückschau Grotewohls politischen Weg nach 1945 mit erklären.

Das größte Problem bei der Untersuchung von Grotewohls Braunschweiger Zeit ist natürlich die Quellenlage. Im Nachlaß Grotewohl im Zentralen Parteiarchiv des Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA-ZPA)⁴ befinden sich nur unwesentliche Bestände aus dieser Zeit. Einiges erfährt man aus den Erinnerungen von Grotewohls erster Frau Martha im selben Archiv.⁵ Sehr fehlerhaft und daher praktisch unbrauchbar sind Kurt Fricke's Erinnerungen an die gemeinsame Arbeit in der und für die sozialistische Jugendbewegung in Braunschweig.⁶ Heino Brandes' Erinnerungen an Grotewohl setzen erst 1930 ein und bringen für die Ereignisse im März 1933 einige neue Informationen.⁷

Im wesentlichen stützt sich dieser Beitrag auf die Auswertung der Braunschweiger SPD-Tageszeitung „Volksfreund“, der Sitzungsniederschriften des Braunschweigischen Landtages und des Deutschen Reichstages. Nicht herangezogen wurde eine Sammlung von Artikeln Grotewohls in der sozialdemokratischen Tageszeitung „Harzer Echo“, einem Kopfblatt des Volksfreund, die sich im Stadtmuseum Blankenburg befindet und nicht zugänglich war. —

1 Vgl. die Bibliographie in: M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation. Hrsg. und eingel. von Martin Schumacher, Düsseldorf 1991, S.247.

2 Otto Grotewohl, Im Kampf um die einige Deutsche Demokratische Republik. Reden und Aufsätze. Auswahl aus den Jahren 1945–1953, Bd.1–3. Hrsg. vom Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut beim ZK der SED, Berlin 1954. Otto Grotewohl, Im Kampf um die einige Deutsche Demokratische Republik. Reden und Aufsätze, Bd.1–5, und Bd.6. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1959, 1964.

3 Heinz Voßke, Otto Grotewohl, Berlin 1979 (künftig: Heinz Voßke, Grotewohl).

4 IfGA-ZPA, NL 90.

5 IfGA-ZPA, EA 1878; dort auch: Erinnerungen von Grotewohls Sohn Hans und dessen Frau Mädi an ihn.

6 IfGA-ZPA, EA 1861. Kurt Fricke war in den zwanziger Jahren führend in der Braunschweiger SAJ aktiv gewesen und kannte daher Grotewohl gut. Zu Fricke vgl. auch die Unterlagen im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel, 131 Neu, Nr.2 und Nr.23.

7 IfGA-ZPA, EA 1881.

Auf dieser Grundlage soll nun versucht werden, Grotewohls politischen Werdegang bis 1933 nachzuzeichnen.

Am 11. März 1894 kam Otto Grotewohl als zweiter Sohn der Schneiderin Elise Grotewohl und des Arbeiters⁸ Wilhelm Grotewohl in der sozialdemokratischen Hochburg⁹ Braunschweig zur Welt.¹⁰ Mehrere Indizien weisen darauf hin, daß die Familie unter materiellen Schwierigkeiten litt. Die Wohnungen mußten häufig, z.T. jährlich, gewechselt werden, ohne daß damit eine durchgreifende Verbesserung der Wohnungsqualität verbunden war: Alle Wohnungen lagen in Braunschweigs Fachwerkalstadt, in der die Wohnverhältnisse überwiegend sehr schlecht waren. Auch der frühe Tod aller vier nach Otto geborenen Kinder läßt darauf schließen, daß die Familie Grotewohl damals in ärmlichen Verhältnissen lebte. Martha Grotewohl bestätigte dies in ihren Erinnerungen.¹¹

Die Ehe von Ottos Eltern verlief alles andere als harmonisch. Nach siebeneinhalb Jahren Ehe zog Ottos Mutter 1899 erstmals aus der gemeinsamen Wohnung aus. Zwar kehrte sie nach einem Monat zurück, nach weiteren anderthalb Jahren zog sie aber wieder aus. Ein letzter Anlauf zum Zusammenleben wurde ein weiteres Jahr später, im Oktober 1901, unternommen; Ende 1904 war die Trennung endgültig. Otto und sein älterer Bruder Wilhelm wohnten fortan beim Vater. Schon ein dreiviertel Jahr nach dem Auszug von Ottos Mutter zog in die väterliche Wohnung die neue Lebensgefährtin, Hermine Siedentopf, ein. Neun Monate später kam Ottos Stiefbruder Hermann zur Welt. Im Januar 1915 heiratete Ottos Vater Hermine Siedentopf. — Ottos Mutter hatte nach der endgültigen Trennung von ihrem Ehemann einen schweren Stand. Innerhalb von sieben Jahren lebte sie in elf verschiedenen Wohnungen. Ihren Unterhalt verdiente sie als Schneiderin. 1911 zog sie nach Krefeld, 1912 wurde sie von Wilhelm auch offiziell geschieden,¹² 1919 heiratete sie einen Dreher aus Hannover. Martha Grotewohl urteilte rückblickend über Ottos Kindheit: „Ein richtiges Elternhaus hatte er nicht.“¹³

Ottos Vater war nach der Erinnerung des Sohnes „alter Sozialdemokrat.“¹⁴ Martha Grotewohl hingegen schilderte Ottos Eltern, besonders den Vater, als „völlig unpolitisch.“¹⁵ Wie auch immer die Prägung durch das Elternhaus gewesen sein mag, Ottos Gewerkschaftsbeitritt zu Beginn seiner Buchdruckerlehre 1908¹⁶ war nichts Ungewöhnliches. Damals gehörten schon 40% der Arbeiter in der Stadt Braunschweig den Freien Gewerkschaften an, bei den Buchdruckern lag der Satz sogar über 55%. Ebenfalls 1908 trat Grotewohl dem sozialdemokratischen Arbeiterjugendverein bei. Bis 1914 war dies sein politisches Betätigungsfeld, auch wenn er 1912 der SPD beiträt. Grotewohls Erinnerungen zufolge wurde er schon 1910 Vorsitzender des Arbeiterjugendvereins, während zwei Zeitgenossen in ihren Erinnerungen dies

8 Über die genaue Tätigkeit von Wilhelm Grotewohl haben wir nur die Angabe von Martha Grotewohl, daß er in einer Konservenfabrik gearbeitet habe. IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.5.

9 1884 erstmals und dann wieder seit 1890 konnte die Sozialdemokratie den 1. Braunschweiger Reichstagswahlkreis, in dem die Landeshauptstadt dominierte, gewinnen.

10 Die Angaben zu Otto Grotewohls Eltern und Geschwistern sind — wenn nicht anders angegeben — der Braunschweiger Meldekartei bis 1928 entnommen: Stadtarchiv Braunschweig, D I 12, 246.

11 IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.5.

12 Heinz Voßke, Grotewohl, S.16.

13 IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.5. Voßke erwähnt zwar die Scheidung, ansonsten aber erscheint das Elternhaus nur in positivem Licht.

14 Otto Grotewohl erzählt: Bücher sind mir stets gute Freunde gewesen. 8. Februar 1954, in: Otto Grotewohl, An die Jugend (künftig: Otto Grotewohl, Jugend), Berlin 1955, S.307–309, hier: S.309. Heinz Voßke, Grotewohl, S.16 folgt ihm darin.

15 IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.3.

16 Heinz Voßke, Grotewohl, S.335.

auf 1912 bzw. 1913 datieren.¹⁷ Die dominierende Figur in der Braunschweiger Arbeiterjugendbewegung, als die er bei Voßke erscheint, war Grotewohl nicht. In den offiziellen Rechenschaftsberichten tauchen andere Namen neben und vor ihm auf. Zu den Aktivisten gehörte er jedoch zweifelsohne. 1913 wurde er deswegen zusammen mit zwei anderen Genossen vom SPD-Bezirk Braunschweig nach Berlin zur Teilnahme an einem Jugendleiterkurs delegiert.¹⁸ Anfang 1914 wurde Grotewohl eines von vier Mitgliedern der gemeinsamen Jugendschutzkommission von Arbeiterjugend und Gewerkschaftskartell Braunschweig.¹⁹ Neben der politischen Betätigung absolvierte Grotewohl die Buchdruckerlehre, die er 1912 abschloß. Anschließend arbeitete er als Gehilfe in verschiedenen Buchdruckereien, unter anderem in Krefeld, wo seine Mutter nun lebte.²⁰ Im Oktober 1914 wurde er durch Vermittlung befreundeter Genossen bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) Braunschweig eingestellt.²¹

Nach Kriegsausbruch übernahm Grotewohl die Koordinierung der sozialdemokratischen Jugendausschüsse im Herzogtum Braunschweig. Der bisherige Vorsitzende war, wie einige andere Jugendfunktionäre, zum Kriegsdienst einberufen worden. Aus dieser Zeit sind zwei Rundschreiben Grotewohls an die Jugendausschüsse erhalten geblieben. In beiden zeigt er sich als Vertreter der offiziellen sozialdemokratischen Positionen zum Krieg.²² Auch während des weiteren Verlaufs des Krieges ist von Grotewohl keine kritische Haltung gegenüber der weiteren Bewilligung von Kriegskrediten durch die Mehrheit der SPD bezeugt — ganz im Gegensatz zur Braunschweiger SPD und zu den Genossen in der dortigen Arbeiterjugend, die schon ab 1915 mehrheitlich die Kriegsgegner in der SPD unterstützten und 1917 fast geschlossen zur USPD gingen.²³ Es war wohl nicht nur die Tatsache, daß er ab November 1914 selber zum Militärdienst eingezogen und damit von den Braunschweiger Entwicklungen getrennt war, die dazu führte, daß Grotewohl sich bis Ende 1918 nicht der USPD anschloß; auch inhaltlich scheint er bis dahin zur MSPD gehalten zu haben.²⁴

17 Otto Grotewohl, *Jugend*, S.5; Heinz Voßke, *Grotewohl*, S.335 übernimmt Grotewohls Darstellung. G. Kirchner nennt im *Volksfreund* vom 15. Mai 1931 das Jahr 1912; R. Gehrke in seinen *Erinnerungen*: Nur ein Arbeiterleben, Typoskript, Braunschweig (um 1956), S.36, das Jahr 1913. Der *Volksfreund* erwähnte am 13. Mai 1912 als Vorsitzenden des Jugendausschusses in der Stadt Braunschweig den Genossen Runge, als Vorsitzenden im Herzogtum O. Günther.

18 Sozialdemokratische Partei für das Herzogtum Braunschweig, Jahresberichte der Parteiorganisationen im Bezirke des Herzogtums Braunschweig für die Zeit vom 1. April 1913 bis zum 31. März 1914, Braunschweig 1914, S.16.

19 *Volksfreund* vom 12. Februar 1914. Falsch ist demzufolge Voßkes Behauptung, Grotewohl sei Vorsitzender der Kommission geworden (Heinz Voßke, *Grotewohl*, S.27).

20 Heinz Voßke, *Grotewohl*, S.21 und S.31.

21 So zumindest Heinz Voßke, *Grotewohl*, S.35. In Grotewohls Personalakte als Präsident der Landesversicherungsanstalt Braunschweig wird der Eintritt in die Dienste der AOK erst für den 1. April 1917 vermerkt (vgl. Staatsarchiv Wolfenbüttel, 12 A Neu, 13 m, Nr.26451).

22 Die Rundschreiben sind abgedruckt in: Otto Grotewohl, *Jugend*, S.11f.

23 Vgl. dazu: Friedhelm Boll, *Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover*, Bonn 1981.

24 Ein Indiz, wenn auch kein Beleg ist die positive Erwähnung, die Grotewohl im mehrheitssozialdemokratischen *Volksfreund* vom 18. August 1917 fand. Bei der von Friedhelm Boll, *Massenbewegungen* . . . , a.a.O., S.240ff, plastisch beschriebenen scharfen Konfrontation zwischen USPD und MSPD in Braunschweig in dieser Zeit ist eine derart positive Würdigung kaum vorstellbar, wenn Grotewohl damals schon auf seiten der USPD gestanden hätte. Zu den wenigen der MSPD Braunschweig verbliebenen Anhängern zählt ihn auch Renate Gast in ihrer Arbeit: Die Spaltung der SPD in Braunschweig während des Ersten Weltkriegs, PH-Examensarbeit, Braunschweig 1949, S.73. Gast hatte noch viele Zeitzeugen befragen können.

Im Krieg wurde Grotewohl mehrfach verwundet.²⁵ Im März 1918 kam er an die Westfront, wo er bis Kriegsende blieb. In der Novemberrevolution wurde er nach Voßkes Darstellung in seinem Truppenteil Vorsitzender des Soldatenrats.²⁶ Am Tag der Landtagswahl, am 22. Dezember 1918, kehrte Grotewohl nach Braunschweig zurück.²⁷ Hier regierte seit der Novemberrevolution ein von USPD und Spartakus gestellter Rat der Volkskommissare. Der führende Mann der Braunschweiger USPD und der neuen Regierung war Sepp Oerter.²⁸ Neben der Landesregierung gab es als zweites Machtzentrum den Arbeiter- und Soldatenrat der Stadt Braunschweig. Voßke behauptet, Grotewohl sei nach seiner Rückkehr Mitglied dieses Gremiums geworden.²⁹ Leider nennt er keine Quelle dafür; nach meinen Erkenntnissen ist diese Information falsch, gehörte Grotewohl nie dem Braunschweiger Arbeiter- und Soldatenrat an. Erst im Dezember 1918 trat Grotewohl der USPD bei. Außerdem schloß er sich nach Voßkes Darstellung der „Volkswehr“ an, einer Miliztruppe, die die Braunschweiger Regierung zum Schutz der Revolution aufgestellt hatte. Seinen Unterhalt verdiente Grotewohl wieder als Kassenbeamter bei der AOK Braunschweig.³⁰ Im April 1919 konnte er aus der väterlichen Wohnung aus- und in eine eigene Wohnung einziehen.³¹ Dieser Umzug fand statt, als im Land Braunschweig große Teile der Industriearbeiterschaft für die Errichtung der Räterepublik streikten; das Bürgertum reagierte darauf ebenfalls mit einem Streik. Für die Reichsregierung war dies Anlaß, in die schon lange ungeliebte USPD- und Spartakushochburg Braunschweig Truppen einmarschieren zu lassen.³² Voßke schreibt, Grotewohl habe an den „bewaffneten Kämpfen“ gegen diese Truppen teilgenommen. In Wirklichkeit marschierten die Truppen der Reichsregierung kampfflos in Braunschweig ein, da der Rat der Volksbeauftragten und die Streikleitung der Arbeiter angesichts der Übermacht dazu aufgerufen hatten, keine Gegenwehr zu leisten.³³

Bei Grotewohl führte dieses Erlebnis zu einer Radikalisierung der politischen Position.³⁴ Im Dezember 1918 erst hatte er den Schritt von der MSPD zur USPD getan, im August 1919 schon stand er auf dem linken Flügel der USPD. Deutlich wurde dies bei Grotewohls erstem öffentlichen, von den Zeitungen beachteten Auftreten nach der Novemberrevolution. In Bad Harzburg tagte am 24. August 1919 die Konferenz der Gewerkschaften des Landes Braunschweig. Grotewohl äußerte sich dort nicht nur zur Neuordnung des Krankenkassenwesens in Braunschweig — ein entsprechender Antrag, den er eingebracht hatte, wurde einstimmig angenommen — sondern auch zur künftigen Rolle der Gewerkschaften: „Die Arbeiterschaft muß aus der geistigen Beeinflussung der Gewerkschaften herausgeholt werden. Es ist ganz ausgeschlossen, mit dem Kapital ein Kompromiß zu schließen.“ Statt dessen sollten die Betriebsräte künftig die Vertretungsorgane der Arbeiterklasse sein; eine Beschränkung der Rechte der

25 Vgl. u.a. Volksfreund vom 18. August 1917 und Heinz Voßke, Grotewohl, S.37 und S.40.

26 Heinz Voßke, Grotewohl, S.45. Eine Quellenangabe macht Voßke für diese Information nicht. Martha Grotewohl erwähnt in ihren Erinnerungen an Otto nur, daß er *Mitglied* eines Soldatenrates an der niederländischen Grenze gewesen sei. (Vgl. IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.3). Bei Voßke gibt es mehrfach die Tendenz, Grotewohl vom Mitglied zum Vorsitzenden eines Gremiums zu „befördern“.

27 Stadtarchiv Braunschweig, D I 12, 246.

28 Vgl. zur Novemberrevolution in Braunschweig: Bernd Rother, Die Sozialdemokratie im Land Braunschweig 1918 bis 1933, Bonn 1990, S.27–44 (künftig: Bernd Rother, Sozialdemokratie).

29 Heinz Voßke, Grotewohl, S.45.

30 A.a.O., S.27, S.45, S.48 und S.336.

31 Stadtarchiv Braunschweig, D I 12, 246.

32 Vgl. dazu Bernd Rother, Sozialdemokratie, S.67–72.

33 A.a.O., S.70; Heinz Voßke, Grotewohl, S.336.

34 Voßke erwähnt diese Entwicklung nicht.

Betriebsräte — wie im Entwurf eines Reichsbetriebsrätegesetzes vorgesehen — lehnte er ab. Grotewohl stand mit dieser Position unter den Rednern der Konferenz alleine. Seine linksradikalen Positionen paßten zur damaligen KPD; in Braunschweig aber dominierte — mit Ausnahme einiger Großbetriebe — die USPD; diese wollte Gewerkschaften *und* Betriebsräte.³⁵ Dennoch wurde Grotewohls schneller Aufstieg in Braunschweigs USPD dadurch nicht merklich beeinträchtigt. Im April 1920 wurde er in die Pressekommission der USPD Braunschweig gewählt, die das Parteiblatt, die „Freiheit“, zu beaufsichtigen hatte.³⁶ Im Mai dieses Jahres kandidierte er auf Platz 14 der USPD-Liste zum Braunschweigischen Landtag; da die USPD 23 der 60 Sitze gewann, zog auch Grotewohl in das Parlament ein. Dort wurde der 26jährige sofort finanzpolitischer Sprecher der USPD-Fraktion.³⁷

Wie kam es zu diesem schnellen Aufstieg? Grotewohl brachte zwei wichtige Qualifikationen mit: Verwaltungserfahrung und rhetorisches Talent.³⁸ Verwaltungserfahrung war in der Braunschweiger USPD, die im Funktionärskörper von Industriearbeitern geprägt war, ein rares Gut. Als Kassenbeamter bei der AOK hatte Grotewohl Buchhaltungskenntnisse, war außerdem firm in der Sozialpolitik.³⁹ Damit ragte er schon über die Mehrzahl der USPD-Landtagsabgeordneten hinaus. Zudem hatte sich Grotewohl schon vor 1914 über die Volksschul- und Berufsausbildung hinaus weitergebildet, an der städtischen Fortbildungsschule u.a. Französisch gelernt. Auch in den folgenden Jahren betrieb Grotewohl seine Fortbildung konsequent weiter. 1922/23 belegte er Kurse an der „Leibniz-Akademie“ in Hannover, 1924/25 an der Hochschule für Politik in Berlin, 1925–1928 an der Handelshochschule und der Universität in Berlin.⁴⁰

Zusammen mit den politischen Erfahrungen aus der Arbeiterjugendbewegung ließ dies auf Führungsqualitäten hoffen. Nach der Zahl der Landtagsreden stand er 1920/21 in der USPD auf Platz vier,⁴¹ für einen Neuling ein bemerkenswerter Anfang. Auffällig an Grotewohls Rhetorik waren sein Pathos und die ständige Demonstration breiter Bildung. Als Beispiel sei eine Grotewohl-Rede aus dem Februar 1923 genannt, in der er Pestalozzi, Diesterweg und Tolstoi zitierte.⁴² Neben dem MSPD-Führer und Rechtsanwalt Dr. Jasper war Grotewohl zweifelsohne der gebildetste Braunschweiger Sozialdemokrat der Weimarer Republik.

Kurz nach Grotewohls Einzug in den Landtag begann in der USPD der Streit um die Annahme der 21 Bedingungen, die die Kommunistische Internationale als Voraussetzung für die Aufnahme der USPD gestellt hatte. Mit ihnen sollten die nationalen Parteien den Weisungen der Moskauer Zentrale unterworfen und von Gegnern des Anschlusses gesäubert werden. In der USPD standen sich in dieser Frage zwei ähnlich große Lager gegenüber: Die Linken befürworteten die Bedingungen, weil sie zu ideologischer Klarheit in der Partei führen würden,

35 Der Volksfreund, damals USPD-Organ, berichtete am 25. und 26. August 1919 von der Konferenz. Das Zitat befindet sich in der Ausgabe vom 25. August 1919.

36 Vgl. Freiheit (Organ der Braunschweiger USPD) vom 26. April 1920.

37 Vgl. Verhandlungen der Landesversammlung des Freistaates Braunschweig auf dem Landtage von 1920/21 (künftig: Verhandlungen Landesversammlung 1920/21), besonders Bd.1, Sitzungsbericht vom 8. Juni 1920, Sp. 14 und a.a.O., Niederschrift 10, 22. Juni 1920, S.19.

38 Der Volksfreund, damals MSPD-Organ, nannte ihn am 30. Mai 1922 den „hervorragendste[n] Fraktionsredner der USP“.

39 Rückschauend schrieb Grotewohl, daß 1918–1933 sein Hauptinteresse der Sozialpolitik gegolten habe. Vgl. Otto Grotewohl, Jugend, S.6.

40 Heinz Voßke, Grotewohl, S.31 und S.73f.

41 Auswertung der Verhandlungen Landesversammlung 1920/21.

42 Verhandlungen des Landtags des Freistaates Braunschweig auf dem Landtage 1922/24 (künftig: Verhandlungen Landtag 1922/24), Bd.2, Sitzungsbericht vom 13. Februar 1923, Sp.2602–2605.

die Rechten lehnten sie ab, weil sie die Partei spalten würden. In Braunschweig dominierten eindeutig die Gegner der 21 Bedingungen, die auf Reichsebene in der Minderheit blieben. Grotewohl meldete sich zu dieser Frage in der Debatte des Braunschweiger USPD-Ortsvereins Ende September 1920 zu Wort. Er begann mit einer Kritik an Sepp Oerter, der seit Juni 1920 Ministerpräsident in einer USPD/MSPD-Koalition war. Oerter hatte sich in der Debatte des Ortsvereins von der Anwendung von Gewalt zur Durchsetzung der Ziele der USPD distanziert. Für Grotewohl führte dies „geradewegs in das Lager der Rechtssozialisten. Wenn die Umstände es erfordern, müssen wir zur Gewalt schreiten.“ Angesichts dieser radikalen Position wäre zu erwarten gewesen, daß Grotewohl sich für die 21 Bedingungen aussprechen würde. Aber weit gefehlt: Unter Hinweis auf August Bebel und Wilhelm Liebknechts Kampf gegen Lassalles Zentralismus lehnte auch er die 21 Bedingungen ab: „Wir müssen uns auch die Selbstkritik bewahren. Wenn wir die Bedingungen annehmen, ist aber jede Opposition ausgeschlossen.“⁴³ Grotewohl drückte mit diesen Argumenten am präzisesten von allen Debattenrednern die Stimmung der überwiegenden Mehrheit der Braunschweiger USPD aus: Radikale Maßnahmen wurden befürwortet, der Anschluß an eine von auswärts gelenkte Partei wie die KPD aber abgelehnt.

An dieser Stelle soll auf Grotewohls Verhältnis zur KPD während der Weimarer Republik eingegangen werden, ist dies doch wegen seiner späteren Politik besonders interessant. Das negative Urteil über die KPD, das bei Grotewohl schon in der Debatte um die 21 Bedingungen zum Ausdruck gekommen war, blieb im Kern bis 1933 unverändert. Zwar betonte er immer wieder, daß für die Stärkung der Arbeiterbewegung nichts wichtiger sei als die Wiederherstellung der politischen Einheit. Aus seiner Sicht war dazu die KPD aber nicht bereit. Sie war für ihn von Moskau abhängig und „wechselt ihre Politik, wie man ein Hemd wechselt“.⁴⁴ Angesichts der taktischen Kooperation der KPD mit Rechtsradikalen im Jahre 1923 sprach Grotewohl von „Rechts- und Linksbolschewisten“.⁴⁵ 1932 erklärte er vor dem Bezirksparteitag: „Die Frage eines einheitlichen Zusammengehens, die Notwendigkeit, daß alle proletarischen Kräfte zusammengefaßt werden, diese Gedanken beherrschen heute die Herzen der Arbeiter aller Richtungen.“ Die Realisierung aber scheitere an der KPD, für die die SPD der Hauptfeind sei.⁴⁶ Sowohl mit dem Wunsch nach Einheit der Arbeiterbewegung als auch mit dem nach Abgrenzung von der KPD wich Grotewohl nicht von der Position fast aller führenden SPD-Politiker der Weimarer Republik ab. Bis 1933 hatte Grotewohl kein besseres Verhältnis zur KPD als jeder durchschnittliche Sozialdemokrat in Braunschweig und anderswo. Nun aber zurück ins Braunschweig der Jahre 1920/21. Die Trennung des linken Flügels von der USPD war für Grotewohls weiteren Aufstieg von großer Bedeutung. Zu der Minderheit, die in Braunschweig zur KPD ging, gehörte auch Hans Sievers, bis dahin Volksbildungsminister. Sievers, ein Jahr älter als Grotewohl, von Beruf Volksschullehrer, war erst 1919 zur USPD gestoßen und noch schneller aufgestiegen als Grotewohl. Mit Sievers war nun der einzige jüngere USPD-Politiker ausgetreten, der für Grotewohl Konkurrent um Posten hätte sein können. Insbesondere fehlte jetzt in der Landtagsfraktion ein kompetenter Schulpolitiker. In der Landesregierung übernahm Oerter das Amt von Sievers, in Partei und Fraktion aber profilierte sich zunehmend Grotewohl als Fachmann für den Schulbereich.

43 Freiheit (Braunschweig) vom 24. September 1920.

44 Freiheit (Braunschweig) vom 20. März 1922.

45 Volksfreund vom 3. November 1924.

46 Volksfreund vom 27. Juni 1932.

Der entscheidende Schritt nach vorn in Grotewohls Karriere vollzog sich im November 1921. Die bürgerliche Opposition warf Oerter vor, bestochen worden zu sein, und konnte auch einige Belege vorweisen. In einer eilends einberufenen Fraktionssitzung setzte Grotewohl durch, daß Oerter aus der Regierung und auch aus dem Landtag ausschied. Nachfolger als Volksbildungsminister wurde Grotewohl.⁴⁷ Oerter, mit dem Grotewohl sich in den vorangegangenen 18 Monaten angefreundet und der den befähigten Nachwuchspolitiker gefördert hatte, warf Grotewohl später vor, ihn aus egoistischen Karrieregründen fallengelassen zu haben.⁴⁸ Grotewohl jedenfalls war nun mit 27 1/2 Jahren Braunschweiger Minister, zwar nicht der jüngste der Weimarer Republik, wie immer wieder behauptet wird — Sievers war bei Amtsantritt noch etwas jünger gewesen —, aber immerhin sehr jung für solch ein Amt.

Bevor Grotewohl in seinem neuen Amt wirklich wirksam werden konnte, standen schon wieder Neuwahlen zum Landtag an, notwendig geworden durch die Verabschiedung der neuen Landesverfassung. Grotewohl rückte von Platz 14 auf Platz 5 der USPD-Liste vor und blieb auch in der nach der Wahl erneuerten USPD/MSPD-Koalition Volksbildungsminister. In dieser Funktion sorgte er im März 1922 für Furore. Erst zwei Jahre zuvor selbst aus der Kirche ausgetreten,⁴⁹ untersagte er per Erlaß die Verbreitung von religiösen Inhalten in der Schule außerhalb des Religionsunterrichts. Braunschweigs Bürgertum lief dagegen Sturm, während in der Arbeiterschaft Freidenker-Ortsvereine wie Pilze aus dem Boden schossen. Da diese Auseinandersetzung mit einer kräftigen Erhöhung der Kirchensteuern zusammenfiel — von Grotewohl war dieses Zusammentreffen wahrscheinlich bewußt gewählt worden — traten im ganzen Land innerhalb von drei Monaten 20.000 Menschen aus der evangelischen Kirche aus.⁵⁰

Im Mai 1922 stürzte die USPD/MSPD-Koalition, unter anderem unter Mithilfe des mittlerweile aus der USPD ausgeschlossenen Sepp Oerter. Für Grotewohl brachte dies auch ein berufliches Problem. Im November 1921 hatte er bei Amtsantritt als Minister seinen Arbeitsplatz bei der AOK aufgegeben.⁵¹ Nun war er erwerbslos. Bald fand er aber eine Stelle als Betriebsrätesekretär beim Braunschweiger ADGB.⁵² Sozialpolitische Kenntnisse hatte er aus der AOK-Zeit, mit juristischen Fragen hatte er sich als Sprecher der USPD im Landtagsausschuß zur Erarbeitung der neuen Landesverfassung beschäftigt, der er bis November 1921 gewesen war.⁵³

Bei der Wiedervereinigung von MSPD und USPD Ende 1922 wurde Grotewohl einer der beiden gleichberechtigten Fraktionsvorsitzenden;⁵⁴ im Februar 1923 wurde er erneut zum Minister gewählt, nun für das Ressort Inneres.⁵⁵ Seine Hauptaufgabe bis zur Landtagsneuwahl Ende 1924 war die Ausarbeitung einer neuen Kommunalverfassung. Bevor wir kurz deren Inhalte streifen, müssen wir uns vor Augen führen, daß Grotewohl sich alle staatsrechtlichen

47 Neuer Ministerpräsident wurde August Junke (USPD). Zu diesen Vorgängen vgl. Bernd Rother, Sozialdemokratie, S.136–138.

48 Verhandlungen Landtag 1922/24, Bd.1, Sitzungsbericht vom 3. Mai 1922, Sp.498f.

49 Stadtarchiv Braunschweig, D I 12, 246.

50 Vgl. dazu Bernd Rother, Sozialdemokratie, S.144f. Das Land Braunschweig hatte ca. 500.000 Einwohner, von denen über 90% der evangelischen Kirche angehörten.

51 Staatsarchiv Wolfenbüttel, 12 A Neu, 13m, Nr.26451.

52 Heinz Voßke, Grotewohl, S.61.

53 Verhandlungen Landesversammlung 1920/21, Bd.3, Sitzungsbericht vom 10. Mai 1921, Sp.4092.

54 Freiheit (Braunschweig) vom 9. Oktober 1922.

55 Braunschweigische Anzeigen vom 28. Februar 1923.

Kenntnisse mühsam im Selbststudium und über Kurse wie an der Hannoveraner „Leibniz-Akademie“ aneignen mußte. Zwar standen ihm als Innenminister juristisch gebildete Ministerialbeamte zur Verfügung; ihre politische Loyalität aber war zweifelhaft, so daß Grotewohl sich nicht einfach auf sie verlassen konnte. — Gegen den Widerstand von Ministerpräsident Jasper (SPD) setzte Grotewohl eine sehr weitgehende Selbstverwaltung der Braunschweiger Kommunen durch.⁵⁶ Aus heutiger Sicht bemerkenswert war die in der neuen Kommunalverfassung vorgesehene Möglichkeit von Volksentscheiden auf Gemeinde- und Kreisebene. In der Weimarer Republik war dies keine Braunschweiger Besonderheit: Im dominierenden Preußen jedoch gab es solche Regelungen nicht. Interessant ist auch, daß die neue Kommunalverfassung die Bildung von Gemeindeverbänden zuließ, um größere Aufgaben gemeinsam angehen zu können.⁵⁷ Grotewohl war nicht nur formell für die neue Kommunalverfassung zuständig. Deutlicher Beweis dafür war die Publikation eines an der Praxis orientierten Kommentars zur neuen Braunschweiger Kommunalverfassung, der 1925 in erster und 1928 in zweiter Auflage erschien und im Land Braunschweig das Standardwerk des Kommunalrechts wurde, verfaßt vom Nichtakademiker und Nichtjuristen Grotewohl.⁵⁸

Ende 1924 wurde die sozialdemokratisch geführte Landesregierung nach einer Niederlage in der Landtagswahl von einer bürgerlichen Regierung abgelöst. Für Grotewohl, der nun SPD-Bezirksvorsitzender wurde, stellte sich erneut die Frage, wie er Geld verdienen könne; er war ja erst 30 Jahre alt und daher nicht pensionsberechtigt. Drei Jahre mußte Grotewohl nun im wesentlichen seinen Unterhalt durch Einnahmen aus journalistischer Tätigkeit bestreiten.⁵⁹ Zwar zog er 1925 in den Reichstag ein, aber auch hier waren die Diäten nicht so hoch, daß er davon leben konnte. Die finanziellen Probleme wurden erst gelöst, als er am 1. Oktober 1928 zum Präsidenten der Landesversicherungsanstalt Braunschweig berufen wurde.⁶⁰ Dazu hatte beigetragen, daß seit Ende 1927 in Braunschweig wieder eine sozialdemokratische Landesregierung amtierte. Mindestens ebenso wichtig dürfte gewesen sein, daß Grotewohl als ehemaliger AOK-Angestellter und durch sein Engagement in der Sozialpolitik, das er seit 1925 im Reichstag an den Tag gelegt hatte, fachlich kompetent war.

Über Grotewohls politisches Wirken in den Jahren 1924–1933 ist die Überlieferung geringer als für die Vorjahre. Im Reichstag wurde Grotewohl zwar bald einer der sozialpolitischen Sprecher der Fraktion, kam aber natürlich dort bei weitem nicht so häufig zu Wort wie zuvor im Landtag. Von den Bezirksvorstandssitzungen, die Grotewohl als Vorsitzender bis 1933 leitete, fehlen jegliche Unterlagen. Aus den wenigen Zeugnissen aus dieser Zeit wird deutlich, daß Grotewohl deswegen von 1924 bis 1933 an der Spitze der Sozialdemokraten im Land Braunschweig stand, weil er — neben ständig erweitertem Fachwissen und großen rhetorischen Fähigkeiten — mit seiner politischen Position durch alle Veränderungen hindurch stets repräsentativ für die Haltung der Mehrheit der Braunschweiger Sozialdemokraten war.

56 Zum Verhalten von Jasper vgl. Staatsarchiv Wolfenbüttel, 12 A Neu, 13, Nr.13452, Niederschriften der Sitzungen des Staatsministeriums vom 31. Januar und 22. Februar 1924.

57 Vgl. Otto Grotewohl, Die Reform des kommunalen Verfassungsrechts in Braunschweig, in: Die Gemeinde. Halbmonatsschrift für sozialistische Arbeit in Stadt und Land, Jg.1 (1924), H.10, S.482–486, und: Christian Engeli, Volksbegehren und Volksentscheid im Kommunalverfassungsrecht der Weimarer Zeit, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.25 (1985), S.299–331.

58 Otto Grotewohl, Die Verfassung der Gemeinden und Kreise im Freistaat Braunschweig, Braunschweig 1925, zweite Aufl., Braunschweig 1928.

59 Heinz Voßke, Grotewohl, S.72.

60 Staatsarchiv Wolfenbüttel, 12 A Neu, 13m, Nr.26451.

Grotewohl schwamm mit der Mehrheit. Bis 1923 — solange also in Deutschland die Hoffnung auf eine zweite, eine soziale Revolution nicht völlig illusionär war — betonte er immer wieder, daß die Arbeiterbewegung sich in ihren politischen Aktionen nicht prinzipiell von den bestehenden Gesetzen behindern lassen dürfe. Diese Position, geteilt von der großen Mehrheit der Braunschweiger Sozialdemokraten, unterschied sich grundsätzlich von der Heinrich Jaspers, der bis 1922 Braunschweigs MSPD führte; Jasper wollte die parlamentarische Demokratie stabilisieren und daher nur im Rahmen der Gesetze agieren. Dies war einer der Gründe, warum Jasper in Braunschweigs Sozialdemokratie bis 1924 immer mehr an den Rand gedrängt wurde. Grotewohl hingegen erklärte Ende 1922 in einer Landtagsdebatte über Teuerungsunruhen, die es in Braunschweig gegeben hatte, „daß es unsere Ansicht ist, daß wir bei diesen Dingen nicht vor den Stacheldrähten der Gesetze und vor den Stacheldrähten der Reichsverfassung halt machen können und unser Volk verelenden lassen.“⁶¹

Es stellt sich die Frage, weshalb bei diesen Positionen Grotewohl nicht zur KPD ging. Auch hier war er typisch für die Haltung der Braunschweiger Sozialdemokraten. Weiter oben wurde schon dargelegt, daß er die KPD ablehnte, weil sie von Moskau abhängig sei. Hinzu kam, daß er und die überwiegende Mehrheit der politisch aktiven Braunschweiger Arbeiter seit dem Frühjahr 1919 zur KPD wegen ihrer überwiegend irrealen und häufig wechselnden politischen Strategien auf Distanz gingen. Die USPD-Strategie beschrieb Grotewohl exemplarisch in der Debatte über den Polizeihauhalt Anfang 1921: „Wir wissen, daß es nicht möglich ist, eine Polizei gegen ein kapitalistisches Staatswesen einzurichten, die proletarische Aufgaben [. . .] erfüllen kann. Das gibt es nicht. Ein kapitalistischer Staat wird in allen seinen Einrichtungen durch die kapitalistischen Grundregeln und durch die kapitalistische Geistesverfassung orientiert, und wir wissen, daß wir nicht eine Einrichtung aus dem Rahmen dieses Staates herausnehmen können.“ Möglich aber sei, die Gefahren zu mindern, die von einer Polizei für die Arbeiterschaft ausgehen. Daher trat Grotewohl dafür ein, neue Kräfte aus der Arbeiterschaft bei der Polizei einzustellen.⁶² Dies war ein für Braunschweigs USPD typischer und durchaus überzeugender Kompromiß zwischen revolutionärem Anspruch und realistischer Tagespolitik.

Mit der relativen Stabilisierung der Weimarer Republik ab 1924 war die Revolution endgültig von der Tagesordnung verschwunden. Ohne große Debatte war das auch Braunschweigs Sozialdemokraten schnell klar. Am Ende des Bezirksparteitages 1925 erklärte Grotewohl: „Der herrliche Schmuck des Saales versinnbildlicht aufs beste unsere politische Einstellung. Die schwarz-rot-goldenen Farben der Republik ruhen auf den Pfeilern der roten Farbe unserer Partei.“⁶³ Die Verteidigung und soziale Gestaltung der Republik war nun die Aufgabe, vor der sich Braunschweigs SPD sah. Weder Grotewohl noch die Braunschweiger Parteiorganisation traten in dieser Phase in den innerparteilichen Konflikten auf Reichsebene hervor. Beide vertraten nun die Mehrheitsmeinung der Reichsorganisation, sei es in der Wehrfrage oder im Streit um die Tolerierung der Regierung Brüning.⁶⁴

Bisher lag die Betonung darauf, Grotewohls Aufstieg dadurch zu erklären, daß er am besten die Position der Braunschweiger Sozialdemokratie verkörperte. Als reines Sprachrohr wäre

61 Verhandlungen Landtag 1922/24, Bd.1, Sitzungsbericht vom 29. November 1922, Sp.1874.

62 Verhandlungen Landesversammlung 1920/21, Bd.2, Sitzungsbericht vom 5. Januar 1921, Sp.1162.

63 Volksfreund vom 4. August 1925.

64 Keinen Beleg habe ich gefunden für Voßkes These, Grotewohl sei vom Vorstand der SPD-Reichstagsfraktion wegen kritischer Äußerungen diskriminiert worden. Voßke stützt sich dafür auf die Erinnerungen von Heinrich Hoffmann, nach 1945 SPD-Landesvorsitzender in Thüringen. Vgl. Heinz Voßke, Grotewohl, S.74.

er aber auch bei besten rhetorischen Fähigkeiten und politischen Erfahrungen nicht so weit aufgestiegen. Wer politische Führung ausüben will, darf nicht nur nachvollziehen, er muß auch gestalten und vorausdenken. Bei Grotewohl äußerte sich diese Qualität eines politischen Führers in seiner Konzeption des Kampfes für den Sozialismus. Grotewohl wandte sich gegen jede rein ökonomistische Begründung des Klassenkampfes. Für ihn war Sozialismus eine Weltanschauung. Aufgabe der Partei sei es, Erziehungsarbeit unter der Arbeiterschaft zu leisten. 1925 hörte sich dies so an: „Aus dem dumpfen, unklar dahinlebenden Fabrikarbeiter, aus dem geknechteten, versklavten Landarbeiter muß der freie, selbstbewußte und klar denkende Sozialist erzogen werden. Wir wollen das erreichen durch unsere Mitgliederversammlungen, die wir auf ein höheres Niveau bringen müssen, und durch erweiterten Literaturvertrieb.“⁶⁵ Vor der Bezirkskonferenz der SAJ erklärte Grotewohl Anfang 1927: „Die Partei wurde durch die Verfolgung [während des Sozialistengesetzes] zu einer religiösen Sekte hervorgehoben. [. . .] Die Verehrung der Partei seitens der Arbeiter nahm [. . .] einen religiösen Charakter an.“ Der Mitgliederzustrom nach 1918 habe dies geändert. Die neuen Mitglieder fanden kein „richtiges Verhältnis zum Sozialismus [..]. Die Befriedigung der egoistischen Triebe des einzelnen wurde mehr in den Vordergrund gestellt. Diese Politik ließ auch keinen Platz mehr für Weltanschauungsfragen, sondern wurde beherrscht von Fragen der Erhöhung der Erwerbslosenunterstützung, Fortschritten in der Sozialversicherung und anderem. Die Gewerkschaften wurden zu einer großen Einkommensfabrik. Dies führte zu einer Entseelung der sozialistischen Bewegung.“ Die alten SPD-Mitglieder hätten sich daher aus der Tagesarbeit herausgezogen. „1920 finden wir nicht mehr den Mann, der Marx und Engels liest, sondern den Funktionär, der seinen Tarif kennt. Die Partei ist jetzt ein rationeller Betrieb geworden. Sie strömt agitatorische Wirkungen aus und zieht neue Arbeitermassen heran, nach innen hin erkaltet sie aber. [. . .] Die Partei ist heute ein Mittel zum Zweck geworden, die Idee des Sozialismus aber ist unendlich viel mehr.“ Sozialistische Erziehung der Massen sei nötig; die sozialistische Jugendbewegung solle dabei vorangehen.⁶⁶ Erziehung war für Grotewohl der Schlüssel zur Ausbreitung sozialistischen Bewußtseins; eine spontane Entstehung dieses Bewußtseins in den Klassenkämpfen der proletarischen Massen hielt er nicht für möglich. Diese Sicht von der Erziehungsaufgabe der sozialistischen Bewegung leitete ihn bis in scheinbare Kleinigkeiten hinein. Anfang 1921 redete er für die USPD bei der Beratung des Kapitels „Landestheater“ im Entwurf des braunschweigischen Staatshaushaltes. Grotewohl forderte, daß in den „Volksvorstellungen“ keine „geistlose[n] Amüsierstücke“ gespielt werden dürften. „Wir wissen, daß recht viele dieser Vereinigungen, Gewerkschaften und auch andere, selbst den Wunsch haben, daß diese Amüsierstücke gespielt werden. Aber es muß die Aufgabe der Intendantur sowie weiterer Kreise, die sich mit der Volksbildung befassen, sein, in einem Sinne auf diese Volksvorstellungen einzuwirken, daß sie aus diesem Niveau emporgehoben werden.“⁶⁷ — Zugleich aber zeigt sich in diesen Äußerungen von Grotewohl eine Sicht der Partei, die in ihren fast religiösen Anklängen unter veränderten Bedingungen der Parole von der Partei, die immer recht hat, Raum geben konnte. 1930 wurde die sozialdemokratische Landesregierung durch eine Koalition der „Bürgerlichen Einheitsliste“ mit der NSDAP abgelöst. In dieser Regierung dominierten die Nationalsozialisten, obgleich sie der kleinere Partner waren. Für Braunschweigs Sozialdemokraten

65 Volksfreund vom 3. August 1925.

66 Volksfreund vom 3. Februar 1927.

67 Verhandlungen Landesversammlung 1920/21, Sitzungsbericht vom 12. Januar 1921, Sp.1414.

trat nun die Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten in den Vordergrund. Gerade weil sie deren Politik hautnah erlebten, plädierten sie — und allen voran Grotewohl — für die Tolerierungspolitik im Reichstag. Grotewohl hoffte darauf, daß die nationalsozialistische Bewegung über kurz oder lang an ihren inneren Widersprüchen zerbrechen würde und setzte daher darauf, sie um jeden Preis solange als möglich von der Regierung fernzuhalten. Sollte es dennoch den Nationalsozialisten gelingen, an die Macht zu kommen, erwartete Grotewohl — wie viele andere — eine Verfolgung wie zu Zeiten des Sozialistengesetzes. Das Wesen moderner terroristischer Massenbewegungen verkannte auch er.⁶⁸ — Als nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 in Braunschweig der Naziterror voll entbrannte, versteckte sich Grotewohl zunächst mit Hilfe von Genossen in der Nähe von Blankenburg und in Hannover.⁶⁹ Ende April 1933 ging er nach Hamburg. Damit endete Grotewohls Wirken in seiner Heimatstadt.

68 Volksfreund vom 23. März 1931, vom 17. Dezember 1931, vom 27. Juni 1932 und vom 13. Februar 1933. Ich hätte an dieser Stelle gern Grotewohls Politik ab 1930 ausführlicher geschildert. Leider läßt dies die Quellenlage nicht zu, da nicht nur die Parteiakten verloren gegangen sind, sondern auch die Berichterstattung des Volksfreund über parteiinterne Angelegenheiten mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus immer spärlicher wurde. Die früher offene Schilderung interner Konflikte wich der Verkündung offizieller Statements.

69 Den Aufenthalt in Hannover erwähnen Martha Grotewohl (vgl. IfGA-ZPA, EA 1878, Bl.8) und Heino Brandes (vgl. IfGA-ZPA, EA 1881, Bl.14) in ihren Erinnerungen. Der Braunschweiger SPD-Bezirksvorstand war nach Brandes' Erinnerungen im März 1933 dorthin übersiedelt (a.a.O., Bl.11 und Bl.78).

DIE LINZER KONFERENZ DER ITH DISKUTIERT ÜBER GESCHLECHT UND KLASSE

Von Helmut Konrad

Hatte die 27. Linzer Konferenz der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung 1991 versucht, mit der Thematik „Arbeiterbewegungsgeschichte und die Herausforderungen durch die politischen Umbrüche in Osteuropa“ (der Tagungsband ist unter dem Titel „Arbeiterbewegung in einer veränderten Welt“ 1992 erschienen) einerseits auf den Zusammenbruch des Kommunismus in großen Teilen der Welt zu reagieren, andererseits die bisherige institutionalisierte und politischen Lagern verpflichtete Arbeitergeschichtsschreibung zu bilanzieren, so wurde 1992, auf der 28. Konferenz, ein gänzlich neuer Weg beschritten. Mit diesem Versuch stellte man sich der Tatsache, daß Linz durch die weltgeschichtliche Entwicklung in der traditionellen Tagungsform einen radikalen Bedeutungsverlust hatte hinnehmen müssen. Eine Begegnungsstätte zwischen Ost und West auf neutralem Boden war nicht länger gefragt, ihre für fast drei Jahrzehnte wichtige wissenschaftspolitische Funktion war obsolet geworden.

In Anerkennung dieses Funktionsverlustes konnten sich die Organisatoren auf die anderen Stärken der ITH besinnen. Diese bestehen nicht zuletzt in einem dichten Netz von Mitgliedsinstituten, die über die ganze Welt verstreut sind (mit besonderen Ballungen etwa in Japan und Lücken, vor allem in Lateinamerika und Afrika) und der besonderen Organisationsform einer durch diese Mitgliedsinstitute beschickten und in den Inhalten demokratisch von allen mitbestimmten Konferenz. Ohne politische Rücksichtnahmen und ohne Überlegungen zur „Ausgewogenheit“ konnten daher heuer erstmals die Veranstalter und die Mitgliedsinstitute eine Thematik wählen, die für alle von Interesse war und Auseinandersetzungen auf einem hohen Niveau versprach.

„Klasse-Geschlecht-Ethnizität“ lautete der Titel dieser Konferenz, und die Attraktivität der Thematik spiegelte sich schon darin, daß ein Drittel der Angemeldeten ausgeladen werden mußte, weil die Teilnehmerzahl ansonsten die infrastrukturellen Möglichkeiten des Tagungs-ortes gesprengt hätte. Damit schafft man sich keine Freunde, aber der Saal war auch so an der Grenze der Aufnahmekapazität. Erstmals wurde der Ablauf der Konferenz, für die bisher nur die Hauptreferenten fixiert worden waren, nicht dem Zufall überlassen, sondern die fünf zur Verfügung stehenden Halbtage waren jeweils einem Thema gewidmet, in das zwei bis drei Hauptreferentinnen einführten, manchmal ergänzt durch kurze Koreferate. Das organisatorische Konzept, das sich durchaus bewährte, wurde von Gabriella HAUCH vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (Linz/Graz) entwickelt, 1991 vorgestellt und beschlossen und schließlich von einem Team unbezahlter Mitarbeiter umgesetzt, wobei die Hauptlast auf den Schultern des Sekretärs der ITH, Barry McLOUGHLIN lag, der übrigens in der ganzen Geschichte der ITH die erste Person ist, die ein (Halbtags-)Gehalt bezieht.

So war die diesjährige Konferenz inhaltlich wesentlich exakter vorstrukturiert als ihre Vorläufer. Dies tat der Diskussion gut, wobei sich durch die neue Zugangsweise und wohl auch durch das Thema, das eine theoriebezogene Auseinandersetzung erforderlich machte, eine westeuropäisch-nordamerikanische Dominanz ergab, bei leider zu geringer Einbeziehung der Forschungen aus dem frankophonen Sprachraum — eine alte Schwäche der ITH. Die Dritte Welt kam zu Wort, allerdings lag das Hauptgewicht der Diskussion weder auf „Klasse“ noch auf „Ethnizität“, sondern ganz eindeutig auf „Geschlecht“, so daß der Gesprächsverlauf oft von einer wenig begründeten globalen Gültigkeit getroffener Aussagen ausging. Umso wichtiger waren die Ergänzungen aus den Regionen außerhalb Europas und Nordamerikas. Daß einzelne Gruppen diesmal inhaltlich zurückhaltend waren (Osteuropa, China, Vietnam und leider auch das erstmals vertretene Albanien) lag wohl an der in diesen Regionen noch wenig entfalteten Theoriediskussion und an einer Problemsicht, in der der Differenzierung der Geschlechterrollen nicht die erste Priorität zukommt. Zu sehr dominieren dort aktuelle ökonomische und politische Probleme.

Daß allerdings Frauen die Diskussion bestimmten, war durchaus konsequent. Die Männer blieben, abgesehen von wenigen Versuchen, sich entweder einzupassen oder kritisch abzugrenzen (letzteres galt besonders für einige der erfahrenen langjährigen Teilnehmer an den Konferenzen), passiv, was aber kein Nachteil war, denn etliche Männer waren durchaus konzentrierte Zuhörer und dürften für sich zu differenzierten Positionen der Frauengeschichte gegenüber gefunden haben.

Der erste Halbttag war einer allgemeinen theoretischen Diskussion gewidmet. Ursula BEER aus Dortmund ging in ihrem Einleitungsstatement dem Zusammenhang von Geschlechter- und Klassenungleichheiten nach, um die Möglichkeiten der Fruchtbarmachung einer historischen Diskussion um Unterdrückung für die Gegenwart zu diskutieren. Brigitte STUDER aus der Schweiz bot einen kurzen Aufriß über die Entwicklung der historischen Frauenforschung und warnte vor einfachen Antworten. Die außereuropäische Sicht wurde von der Inderin Hem LATA SWARUP eingebracht, die darauf bestand, die Geschlechterfrage nicht von der Frage der Ausbeutung der Dritten Welt durch die Erste zu lösen. Die Frau der Dritten Welt sei doppelt unterdrückt, als Frau und als Nicht-Weiße. Fortschritt sei unter außereuropäischen Rahmenbedingungen oft eine sehr ambivalente Kategorie, besonders für Frauen.

Die Diskussion lief eher zaghaft an, und Gabriella Hauch im Vorsitz hatte einige Mühe, die breit und allgemein dargebotenen Ansätze in konkrete Auseinandersetzungen münden zu lassen. Dies wurde am Nachmittag sofort besser, als bei der Thematik der häuslichen und außerhäuslichen Arbeiten die Referate Fallbeispiele brachten, nachdem Dorothy THOMPSON (Birmingham) in die Thematik eingeführt hatte. Susanne MILLER (Bonn) die große Persönlichkeit der ITH, brachte die heterogene Diskussion trotz des Zeitdrucks eindrucksvoll über die Bühne. Gerade in der Vielfalt lag die Stärke dieses Nachmittags — Beispiele von japanischen Weberinnen fanden ebenso ihren Platz wie Heimarbeitsdiskussionen in den USA.

Shera BERGER-GLUCK aus Kalifornien leitete gemeinsam mit Regina BECKER-SCHMIDT (Hannover) in die dritte Fragestellung ein, ob die Oral History als „die“ feministische Methode zu bezeichnen sei. Auch hier wurden in Ergänzungsreferaten Fallbeispiele geboten, die die Diskussion konkret werden ließen. Dabei gab es auch heftigere Streitgespräche über methodische Ansätze (wie weit darf ein Interview am „Seziertisch“ zerlegt werden etc.), andererseits aber auch große Betroffenheit über Fälle, wie etwa die Gulag-Verarbeitung von Frauen. Ohne den Ansatz absolut zu setzen, konnte in dieser Sektion doch sehr deutlich gezeigt werden, daß ein methodisch genauer, demokratisch verwendeter und quellenkritisch geprüfter Umgang mit dem Typus der mündlichen Quelle die Kategorie „Geschlecht“ besonders plastisch machen kann, zumindest für die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Und dies gilt klassenspezifisch doppelt, da ja auch die Marginalisierung der Arbeiterfrau eine doppelte war und ist.

Halbtag Nr.4 galt dem Thema Sozialisation/Verschiedene Kulturen. Den Einleitungsbeitrag lieferte Henriette STEVENS, die als Holländerin in Tirol die Erfahrung des Fremdseins durchaus auch in ihrer eigenen Lebensgeschichte machen mußte. Sie versuchte, die Nützlichkeit anthropologischer Ansätze auszuloten. Vorsichtig verwendet können sie ohne Zweifel speziell für Versuche, über den eigenen Lebensraum auch in der Forschung hinauszublicken, nützlich sein. Die Koreferentinnen griffen diese Fragestellungen zwar nicht auf, steuerten aber interessante ergänzende Sichtweisen bei, so etwa Dana FRANK aus Kalifornien mit ihrer Analyse der Konsum-Streiks, die doppelt zulasten der Frauen gingen (längere Wege, höhere Preise bei gleichzeitiger Reduktion des Haushaltsbudgets), wodurch deutlich wurde, daß die Sichtweisen der Arbeiterbewegung auf den Reproduktionsbereich die spezifische Situation der Arbeiterfrau nicht wahrnahmen und mit männlichen, aus dem betrieblichen Kampf entwickelten Kategorien eher einen kontraproduktiven Effekt hatten.

Der letzte Halbtag, „Öffentlichkeit — Politik — Massenorganisationen“ genannt und von Annette KUHN aus Bonn eingeleitet, sollte die Brücke zur bisher in der Arbeitergeschichtsschreibung dominanten Zugangsweise bauen. Dies gelang nur teilweise, denn diese Sektion war deutlich überfrachtet, mit Länderbeispielen vollgestopft und vom verständlichen Bedürfnis etlicher Teilnehmer und Teilnehmerinnen gekennzeichnet, wenigstens in der letzten Sitzung noch zu Wort zu kommen. So mußten Kuhns Analyse der Repräsentanz von Frauen in Organisationen, die sie schriftlich vorgelegt hatte, und vor allem ihr Bemühen, im mündlichen Beitrag die Diskussionen der vorangegangenen Sektionen aufzugreifen, in der Flut von wenig auf den Diskurs abgestellten Fallbeispielen aus aller Welt ersticken. Hatte es in der vorangegangenen Sektion Ingrid BAUER leicht, die Strukturen der Fragestellungen als Sektionsleiterin herauszuarbeiten und das Gespräch zu strukturieren, so stand Anna ZARNOWSKA vor einer praktisch kaum zu lösenden Aufgabe. Bis zur letzten Minute lief die Diskussion,

so daß nicht einmal die Zeit blieb, eine zusammenfassende Rückschau auf die Konferenz zu leisten.

Bei allen Schwächen im Detail wurde in Linz jedoch diesmal auf einem Niveau diskutiert, das beachtlich war und das, wenn es in den nächsten Konferenzen beibehalten werden kann, Linz auch nach dem Funktionswechsel einen festen Platz im Konferenzkalender sichern sollte. Daß dies so bleibt, dafür wurden in einer langen und nicht immer harmonischen Generalversammlung die Weichen gestellt. Die kommenden Tagungen werden intensiv, ab sofort sogar zweijährig (gilt erstmals für die Tagung 1994) vorbereitet. Ein jeweils allein für die inhaltliche Gestaltung verantwortliches Team von vier bis fünf Personen (natürlich hatte die Generalversammlung Frauenquoten zu diskutieren) plant die Konferenzen vor und trifft sich auch zu Koordinationssitzungen, nicht notwendigerweise in Österreich. Möglich wird dies durch die ideelle und vielleicht auch materielle Mithilfe der großen Mitgliedsinstitute, 1993 ist das das Archiv für Sozialgeschichte in Amsterdam, 1994 die Friedrich-Ebert-Stiftung. Diese Teams legen Hauptreferenten, Themenschwerpunkte, Sektionsleitungen und den Tagungsablauf fest. So wurde für 1993 das Thema „Nationale Frage und Arbeiterbewegung“ gewählt. Die erste Vorbereitungsrunde kam überein, zumindest zwei Schwerpunkte, nämlich Korea und Südafrika, neben den europäischen Themen zu behandeln und dafür Referenten aus Seoul bzw. Amsterdam zu gewinnen. Letztlich soll, abgesehen von der Frage der ökonomischen Machbarkeit, das Team auch entscheiden, welche der vorgelegten Beiträge zur Publikation vorgeschlagen werden sollten. Dies müßte auch die Qualität und den Grad der Beachtung der Bände im internationalen Fachkreis erhöhen. Die Frauentagung wird übrigens, wahrscheinlich ergänzt um eine Grundlagenstudie, die die ITH zum Stand der Frauen- und Arbeitergeschichte Osteuropas in Auftrag geben konnte, demnächst publiziert. Spätestens zur Tagung 1993 müßte der Band, ausgewählt und herausgegeben von Gabriella Hauch, erschienen sein.

Für 1994 nimmt ein kleines Vorbereitungsteam jetzt schon die Frage der Migration und deren Auswirkungen auf die Arbeiterbewegung in Angriff. Auch hier baut man wieder auf internationale Hilfe und hofft, Themenschwerpunkte auch außerhalb Europas ansiedeln zu können.

Die Generalversammlung der ITH hatte heuer auch Neuwahlen durchzuführen. Dabei gab es zwar einige neue Ehrenmitglieder (Eric Hobsbawm, Masao Nishikawa, Johan Reinhardt Van der Leeuw), die aktive Leitungsebene blieb aber im wesentlichen unverändert. Allerdings kündigte Herbert Steiner, der seit der ersten Konferenz Seele und Motor des Unternehmens ist (obwohl er formal stets nur als Kassierer fungierte) aus Altersgründen seinen Rückzug innerhalb der beiden Jahre an. Dies wird den Charakter der Tagung sicher nochmals verändern, waren doch Steiners persönliche Kontakte eine der wesentlichen Grundlagen für die Schaffung des starken informellen Netzes, das die ITH in ihrer Geschichte bilden konnte. Die jüngere Generation um den wiedergewählten Vorsitzenden Helmut Konrad wird ohne Zweifel Steiners Stil nicht kopieren können. Dies kann aber auch nicht das Ziel sein. Es wird darum gehen, den 1992 eingeschlagenen Kurs fortzusetzen und daran zu arbeiten, daß die Linzer Konferenz weiterhin eine große Gruppe hochkarätiger Forscherinnen und Forscher zur Geschichte der Arbeiterbewegung jährlich auf dem Jägermayerhof zusammenführen und zur Mitarbeit gewinnen kann.

Am Rande der Konferenz wurden diesmal die schon traditionellen Victor-Adler-Staatspreise für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung der Arbeiterbewegung

verliehen. Preisträger waren diesmal Frau Dr. Margarethe Grandner von der Universität Wien für ihre große Studie zur Gewerkschaftsbewegung; Dr. Barry McLoughlin für seine Verdienste um die ITH und für seine Dissertation über den Republikanischen Schutzbund und schließlich Prof. Helmut Gruber aus New York für sein Buch zum Roten Wien. Wie schon 1991 gab es auch heuer die Verleihung der Käthe-Leichter-Staatspreise durch Frauenministerin Dohnal, wobei vor allem die Verleihung an Frau Dr. Maurel El Sadaoui aus Ägypten öffentliches Interesse fand, steht diese Vorkämpferin für die Rechte der Frau doch auf der Todesliste der islamischen Fundamentalisten in ihrer Heimat. Die weiteren Preise gingen an Dr. Gabriella Hauch aus Linz sowie an die Wienerinnen Dr. Gerda Neyer und Dr. Brigitte Galanda. Ein Preis wurde zwischen Dr. Silvia Hahn und Mag. Susanne Mittermayer geteilt.

Die Exkursion führte diesmal einen Teil der Teilnehmer in das berufliche Rehabilitationszentrum in Linz, einen Ort praktischer Politik im Interesse der Arbeitnehmer. Ein größerer Teil zog allerdings einen freien Nachmittag in der Stadt vor, was angesichts der Dichte des Konferenzprogrammes auch kein Wunder war.

Insgesamt kann man durchaus sagen, daß ein erfolgsversprechender Weg eingeschlagen wurde. Ob das vierte Jahrzehnt der Tagung, das 1994 mit der 30. Konferenz beginnt, nahtlos an die bisherige Geschichte, die ein wichtiger Teil österreichischer und internationaler Wissenschaftsgeschichte ist, anschließen kann, wird von den gemeinsamen Anstrengungen der Interessierten wohl ebenso abhängen wie von den Entwicklungslinien der Weltpolitik.

BERLIN 1932 — DAS LETZTE JAHR DER ERSTEN DEUTSCHEN REPUBLIK. ANMERKUNGEN ZU EINER TAGUNG IN DER AKADEMIE DER KÜNSTE, BERLIN- TIERGARTEN

Von Berthold Grzywatz

Die von Diethart KERBS am Fachbereich II der Hochschule der Künste Berlin geleitete Forschungsgruppe „Fotografie und Geschichte“ veranstaltete in Kooperation mit dem seit einem Jahr bestehenden Berliner Forum für Geschichte und Gegenwart am 6. und 7. November 1992 eine Tagung, die sich als Diskurs über die Probleme des Jahres 1932 und insbesondere über die Schwierigkeiten, Demokratie in wirtschaftlichen Krisenzeiten zu verteidigen, verstand. Nicht die erneute Ursachenforschung über den späteren Sieg des Nationalsozialismus, sondern eine prinzipielle Offenhaltung der Diskussion, ihre Ergänzung durch das Bereitstellen zusätzlicher Informationen und Argumente war angesagt. Dabei hatte man sich methodisch auf eine Konzeption geeinigt, die dem ausgewählten politisch wie sozial motivierten Einzelereignis die illustrative Darstellung in den zeitgenössischen gedruckten Medien gegenüberstellte, zu denen historisch-politische bzw. theoriegeschichtliche Überblicke den verbindenden Rahmen herstellen sollten.

Eine Gesamteinschätzung zur Situation des Jahres 1932 übernahm Heinrich A. WINKLER, für eine theoriebezogene Auseinandersetzung unter der Thematik „Die Totalitarismustheorie und das Jahr 1932“ war ursprünglich Eberhard Jäckel vorgesehen, die Verpflichtung kam jedoch nicht zustande, so daß der Tagung von vornherein eine wichtige konzeptionelle Stütze fehlte. Als herausragende singuläre Ereignisse des Jahres 1932 hatten sich die Veranstalter

verschiedene Mieterstreiks und den Streik bei den Berliner Verkehrsbetrieben (BVG) ausgewählt, die paradigmatisch für den Widerstand gegen die soziale Verelendung sowie das problematische Umwerben der Nationalsozialisten durch die KPD stehen sollten. Der zentrale politische Wendepunkt des Jahres 1932 wurde mit dem Staatsstreich des Papenkabinetts gegen die preußische Landesregierung markiert. Auf den historischen Diskurs folgten Erörterungen über „abgebildete und geschehene Geschichte“, mit denen beabsichtigt war, das Jahr 1932 im Spiegel der Bildmedien zu entfalten. Einzelanalysen zur bildlichen Präsentation von Mieterkämpfen sowie eine Auseinandersetzung mit den von Carlo Mierendorff und Sergej Tschachotin entwickelten Vorstellungen einer sozialdemokratischen Gegenpropaganda zum Nationalsozialismus, apostrophiert als politischer „Symbolkrieg“, ergänzten den mediengeschichtlichen Überblick.

Erlebte Geschichte präsentierte Günter REIMANN, der als ehemaliger Wirtschaftsredakteur der „Roten Fahne“, aber auch als Moskaureisender und Teilnehmer am Verkehrsarbeiterstreik insbesondere über intime Kenntnisse der damaligen kommunistischen Politik verfügte. Etwaigen Irritationen der Teilnehmer, daß mit dem Tagungsthema „Berlin 1932“ auch ein besonderer Ort gewählt worden war, dessen geschichtliche Situation nicht nur durch die zentralen Entwicklungslinien der Reichs- und Staatspolitik, sondern auch durch die besonderen Verhältnisse einer Metropole mit überregionaler Ausstrahlung geprägt war, begegneten die Veranstalter eingangs der Tagung mit dem lapidaren Hinweis, daß Berlin einerseits als Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen in der Weimarer Republik angesehen werden mußte und andererseits das unumstrittene Pressezentrum des damaligen Deutschland darstellte. Akzeptiert man diese Sichtweise, wobei ihre Unbestimmtheit im Hinblick auf die politische Ausstrahlungskraft der Reichshauptstadt vernachlässigt werden soll, erhebt sich sofort die Frage, welche Einwirkungen von Berlin ausgingen: Nicht nur in ihrer Funktion als Sitz der Reichs- und Staatsregierung konnte, quasi naturgegeben, die politische Bedeutung Berlins liegen, sondern nicht minder mußte die Reichshauptstadt als selbständige städtische Lebenswelt auf die politische Entwicklung Einfluß nehmen. Die Veranstalter hatten diesen Aspekt ja gerade dadurch hervorgehoben, daß sie singuläre Ereignisse der Stadtgeschichte in ihrer Beispielhaftigkeit für die soziale und politische Situation in den Krisenjahren der Weimarer Republik herausstellten. Das heißt, dann hätte aber auch die Berliner Kommunalpolitik näher in das Blickfeld gerückt werden müssen, etwa im Hinblick auf eine sozialverträgliche Krisenpolitik, deren Spielräume sich durch die faktische Zahlungsunfähigkeit der Stadt besonders eng gestalteten, die weit über dem Reichsdurchschnitt liegenden Arbeitslosenquoten, den als Niederlage der sozialdemokratischen Gemeindepolitik empfundenen und angeprangerten Verkauf der Berliner Elektrizitätswerke oder den Sklarek-Skandal, mit dem sowohl die Republik als auch die sie tragenden Parteien an Glaubwürdigkeit verloren hatten. Wenn die Metropole gleichsam zum Ort politischer Eskalation werden konnte, dann mußten die inneren Faktoren dieses Prozesses benannt und in einem Gesamtüberblick, unter Einschluß der dem Jahr 1932 vorausgehenden Krisenzeit, die politische und soziale Lage der Reichshauptstadt in ihrer Beziehung zur Reichspolitik herausgearbeitet werden. Die Veranstalter hatten sich jedoch zu einem solchen konzeptionellen Schritt nicht entschließen können, an Stelle des auf Berlin bezogenen Leitthemas der Tagung konnte deshalb mit gleicher Berechtigung von Deutschland und Preußen 1932 gesprochen werden, die beiden lokalgeschichtlichen Referate der Veranstaltung änderten daran nichts.

Geschichte und Gegenwart: Diethart Kerbs wies eingangs darauf hin, daß sich Parallelen zwischen 1932 und 1992 geradezu aufdrängten. Andauernde Massenarbeitslosigkeit, zunehmende Mieterproteste, selbst ein Verkehrsstreik im Frühjahr 1992, vor allem aber die Welle rassistischer Gewalttaten ließen heute wie vor sechzig Jahren die Angst vor der Bedrohung der Demokratie aufkommen. Bezeichnend, daß in dieser Situation die Totalitarismustheorie, die nach Kerbs wissenschaftlich seit langem obsolet ist, gerade in den Reihen konservativer Politiker ihre Wiederbelebung feierte. Nun haben jene Konservativen, und das mit einiger Berechtigung, wohl zu keinem Zeitpunkt ihre vergleichende Sichtweise totalitärer Gesellschaftssysteme aufgegeben. Auch dürfte noch zu hinterfragen sein, ob die Totalitarismustheorie im Rahmen komparativer Herrschaftsanalysen nicht nach wie vor hermeneutischen Wert besitzt, doch wichtiger scheint, daß diesen Eingangsbetrachtungen ein polarisierendes Denken zugrundeliegt, daß allemal dazu angetan ist, weder die seriöse politische Reflexion zu beflügeln noch sich streitbar der Demokratie zu verpflichten. Im Verlaufe der Tagung wurden dann auch, wie Olaf SCHWENCKE bereits in seiner Begrüßungsansprache mit dem Hinweis auf das Fehlen eines breiten Nationalkonservatismus in der Bundesrepublik anmerkte, die Differenz der heutigen Situation zum Jahr 1932 herausgestellt. Die Weimarer Demokratie hatte sich Anfang der dreißiger Jahre mit einer ganz spezifischen Krisensituation auseinanderzusetzen, deren Umstände gegenüber dem Gegenwärtigen derart gesondert waren, daß, wie Wolfgang WIPPERMANN pointiert erklärte, der Vergleich die Probleme von heute geradezu verdeckt. Günter Reimann lehnte es ebenfalls ab, von historischen Parallelen zu sprechen, bemerkte jedoch, daß man heute am Beginn einer Weltwirtschaftskrise stehe, die sich vor allen Dingen auf das internationale Finanz- und Währungssystem erstrecken und schließlich auch die Formen sozialer Sicherheit substantiell erschüttern könnte.

Für Reimann war mit der Wirtschaftskrise der neuralgische Punkt zum Verständnis des politischen Zusammenbruchs der Weimarer Republik benannt. Nach seiner Auffassung war der bürgerliche Staat generell nicht in der Lage, eine solche Krise zu meistern, er förderte aus diesem Grund Gewaltorganisationen, um Ziele zu erreichen, die die Demokratie mit legalen Mitteln nicht durchsetzen konnte. Anfang der dreißiger Jahre bestand dieses Ziel darin, die politische Arbeiterbewegung zu zerschlagen und damit die Möglichkeit zu eröffnen, die Krise sozial, politisch und ökonomisch zu bewältigen. Die nationalsozialistische Bewegung hoffte der politische Konservatismus instrumentalisieren zu können, die „parlamentarisch-politisch-bürokratische Konspiration“ endete jedoch in einem Irrtum, mit dem sich nicht der „Ausweg Hitler“, sondern die Herrschaft eines nicht befürworteten Gewaltregimes eröffnete. Dieser historische Irrtum der Konservativen war nicht, so Günter Reimann, Ergebnis einer besonderen geschichtlichen Situation bzw. spezifischen Umständen verpflichtet, vielmehr wurde hier ein politisches Verhaltenskonzept deutlich, daß der Konservatismus in allen vergleichbaren gesellschaftlichen Krisensituationen an den Tag legte.

Dieses Theorem, auf dessen empirische Überprüfbarkeit hier nicht näher eingegangen werden soll, steht deutlich in Widerspruch zu einer zweiten Hauptthese Reimanns: der von der Machtlosigkeit der KPD am Ende der Weimarer Republik. Zur Begründung führte er an, daß die KPD sich grundlegend von einer Avantgarde zu einer Partei von Dauerarbeitslosen und ruinierten Mittelständlern gewandelt hätte, die in den Betrieben über keinen Rückhalt verfügte. Einem einflußlosen Feind gegenüber benötigt man aber nicht jene außergewöhnlichen Maßnahmen, wie sie von den konservativen Kräften in der Krise gesucht wurden. Zudem

dürfte eine Wählerschaft von fünf bis sechs Millionen, das wurde in der anschließenden Diskussion hervorgehoben, nicht Ausdruck politischer Einflußlosigkeit gewesen sein. Reimann erliegt hier wohl dem Mythos vom Betriebsarbeiter als der eigentlichen politischen Stütze der Arbeiterbewegung. Die Erfolge der Nationalsozialisten beweisen demgegenüber gerade, daß politische Mobilisierung und gesellschaftliche Einflußnahme in Unabhängigkeit von berufsständischen Interessenvertretungen möglich und erfolgreich in Szene zu setzen waren. Es ist auch nicht richtig, daß die KPD ohne jeden Einfluß in den Betrieben dastand. In den für die Berliner Industriestruktur wichtigen Metallbetrieben hatten die Kommunisten, abgesehen von einzelnen kleinen Gruppen auf beruflicher Grundlage, zwar keinen Einfluß, im Bereich des Steinkohlenbergbaus und der Chemieindustrie verfügten sie jedoch, was schon die Ergebnisse der Betriebsrätewahlen deutlich werden lassen, über einen nicht unerheblichen Einfluß. Wie durch die zeitgenössischen Untersuchungen von Wienand Kaasch und Ossip Pjatnitzki bekannt ist, gehörten 1927 noch zwei Drittel der KPD-Mitglieder zur Industriearbeiterschaft, erst in den Jahren der Weltwirtschaftskrise ging der Anteil der Betriebsarbeiter dramatisch zurück, im Jahre 1931 lag er nur noch bei 20 bis 22 Prozent. Wenn gemeinhin der Prozentsatz der Arbeitslosen unter den Kommunisten schon in den zwanziger Jahren hoch lag und in den Jahren der Weltwirtschaftskrise überdurchschnittliche Ausmaße annahm, dann darf dieser Umstand, sobald die analytische Betrachtung auf die Handlungsfähigkeit einer Arbeiterpartei gerichtet und das Problem der Arbeitslosigkeit als Faktor des politischen Einflusses Allgemein anerkannt ist, nicht allein auf die Kommunistische Partei beschränkt bleiben. Schließlich traf die durch die Weltwirtschaftskrise ausgelöste Massenarbeitslosigkeit sämtliche Produktionsbereiche, vornehmlich aber die Investitionsgüterindustrien mit ihren hohen Anteilen an gelernten Arbeitern. Nach der Statistik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes lag die Arbeitslosenquote unter den Gewerkschaftsmitgliedern 1932 im Jahresdurchschnitt bei 43,8 Prozent, 1931 hatte er bei 34,7 Prozent gelegen.

Das theoriegeschichtliche Pendant zu der sozialökonomisch begründeten These von der Einflußlosigkeit der Kommunisten manifestierte sich nach Reimanns Ansicht in der Bedeutungslosigkeit der Sozialfaschismustheorie. Da eine betriebliche Verankerung der Kommunisten nicht gegeben war, bestand eben nicht die Möglichkeit einer negativen, die Spaltung der Arbeiterschaft vertiefenden Kritik. Für Reimann lag die Verantwortung für die Betriebsarbeiter ausschließlich bei der von der Parteibürokratie kontrollierten Sozialdemokratie.

Diese theoretische Konstruktion enthebt letztendlich von einer kritischen Erörterung der kommunistischen Politik und entkleidet diese, völlig ungerechtfertigt, ihrer historischen Wirksamkeit. Entscheidend für das historische Versagen der KPD war, daß sie keine politische Antwort auf die durch veränderte Produktions- und Arbeitsprozesse veranlaßte soziale Differenzierung der Arbeiterklasse zu finden wußte, und zwar in einer Periode dauerhafter Massenarbeitslosigkeit. Die Taktik der revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO) und ihre theoretische Verbrämung im Begriff vom Sozialfaschismus vertiefte die Spaltung der Arbeiterklasse und erwies sich damit als mehr oder weniger hilfloser Reflex auf die ohnehin durch Produktionsbedingungen und Konjunkturlage bedingte verschärfte Konkurrenz unter den Arbeitern. Reimanns Blick auf die Lage der Klassenverhältnisse der Arbeiterschaft und die konkrete Politik der Arbeiterparteien steht allzu deutlich in der Tradition einer organisationszentrierten Sichtweise, die den Arbeiter bzw. die Arbeiterklasse lediglich als Objekt parteipolitischer Praxis sieht.

Dem voluntaristischen Urteil von der Teilschuld der rechten Sozialdemokratie bei der Hinnahme des Papenschen Staatsstreiches trat Heinrich August Winkler, nachdem er in seinem politischen Portrait des Jahres 1932 weitgehend eine ereignisgeschichtlich orientierte Skizze gegeben hatte, mit einem Traktat über die Schicksalsmächtigkeit des Faktischen gegenüber: Es kam so, weil es so kommen mußte; weil die SPD durch Regierungsbeteiligung und Tolerierungspolitik zur staatserhaltenden Partei schlechthin geworden war und sich jeder militanten Haltung verschloß; weil die Spaltung der Arbeiterklasse nicht nur eine Belastung, sondern zugleich eine politische Voraussetzung für den Bestand der Weimarer Republik war, die Spaltung aber Bündnisse unmöglich machte; weil ein Zusammengehen der Arbeiterparteien die Klassenauseinandersetzungen verschärft und Koalitionen mit bürgerlichen Parteien unmöglich gemacht hätte, gleichzeitig aber durch das weitere Schüren sozialer Ängste im Bürgertum der Zustrom zum Nationalsozialismus verstärkt worden wäre; weil ebenfalls die durch den gewalttätigen Habitus der Kommunisten ausgelöste Furcht das Wachstum des Rechtsradikalismus begünstigte.

Gegenüber diesen hinlänglich bekannten Einschätzungen ist eine andere Bemerkung Winklers hervorzuheben, mit der er auf eine Beobachtung Arkadij Gurlands verwies. Bereits im Juni 1932 hatte der zur Parteilinken zählende Gurland erklärt, daß die praktische Zielsetzung der Tolerierungspolitik weniger auf die Erhaltung der Demokratie als auf die Bewahrung der Legalität, weniger auf die Vereitelung eines nur parlamentarischen Regierungssystems als auf die Vereitelung des Bürgerkriegs gerichtet war. Winkler folgte dieser These insofern, als er die Vermeidung des Bürgerkriegs als obersten Imperativ der Sozialdemokratie, insbesondere nach den Erfahrungen von 1918/19 anerkannte, parlamentarische Demokratie und Klassenkompromiß bildeten einen unauflösbaren Zusammenhang. Aber meinte Gurland nicht noch etwas anderes: nämlich ein reduziertes Demokratieverständnis der Sozialdemokratie, das eine formale Übereinstimmung des staatlichen Handelns mit dem positiven Recht höher bewertete als das Prinzip der Volkssouveränität und der Gewaltenteilung? Die „Politik des kleineren Übels“ war zwangsläufig mit der Aufgabe demokratischer Positionen verbunden.

Im Gesamtüberblick zum Jahr 1932 blieb die Struktur und Verfassung der politischen Rechten verschwommen, wodurch das Bild von den Zwangsläufigkeit des nationalsozialistischen Sieges verstärkt wurde. Neben den Hinweisen auf die bekannten geheimen Verhandlungen zwischen den staatlichen und parteipolitischen Führungsgruppen erwähnte Winkler allein das nationalsozialistische Programm „Arbeit und Brot“, mit dem sich die NSDAP bei der Reichstagswahl Ende Juli 1932 als „Arbeitsbeschaffungspartei“ profilieren konnte. Zudem vertrat er die Auffassung, daß die Nationalsozialisten das durch die Entmachtung des Reichstags entstandene Vakuum nutzten, um sich „als Anwälte des entrechteten Volkes“ auszugeben und in einer Art propagandistischer Doppelstrategie sowohl die verbreiteten Ressentiments gegen das parlamentarische System zu verstärken als auch den verbrieften Anspruch der Massen auf politische Teilhabe einzuklagen. Mit anderen Worten: Die Nationalsozialisten nutzten die politische Schwäche ihrer Gegner sowie die Schwierigkeiten der republikanischen Kräfte, ihre Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, um die eigene Partei als Ausweg aus der allgemeinen Krise in den Vordergrund zu rücken.

Die NSDAP befand sich nach den im August gescheiterten Verhandlungen mit Hindenburg aber selbst in einer Krise. Das Führungszentrum der Partei war zerstritten, die Anhängermassen waren wegen der sich ständig hinausschiebenden, schon so nahe geglaubten Machtergreifung ungeduldig und entnervt, die Öffentlichkeit erlebte durch die Reaktionen auf das

Beuthener Sondergerichtsurteil gegen fünf Nationalsozialisten, daß sich die NSDAP mit gemeinen Mördern identifizierte und den Mord an einem Arbeiter weltanschaulich rechtfertigte, die Beteiligung am Berliner Verkehrsarbeiterstreik ließ Zweifel an dem von Hitler seit 1931 gesteuerten Kurs der Annäherung an Industrie und Großbürgertum aufkommen, und schließlich verloren die Nationalsozialisten bei der Novemberwahl über zwei Millionen Wähler. Drei Tage später, nachdem am 3. Dezember das Kabinett Schleicher gebildet worden war, notierte Goebbels in sein Tagebuch: „Die Lage im Reich ist katastrophal“. Die Hoffnung der NSDAP, daß das Kabinett Schleicher als „letzter Ausweg“ nur ein Experiment von kurzer Dauer vor der eigenen Machtergreifung sein würde, die sich historisch bewahrheitete, war in den ersten Dezemberwochen zunächst nur optimistisches Wunschdenken. Die Frage, warum die politischen Gegner die Schwäche der Nationalsozialisten, die sich durch den Zusammenprall zwischen Hitler und Strasser und dessen Parteiaustritt noch verschärfte, nicht zu nutzen wußten, blieb in Winklers politischem Portrait des Jahres 1932 offen. Er gab auch keine Antwort darauf, warum die in der „Politik des kleineren Übels“ geübte Sozialdemokratie, die, wie Winkler zu Eingang seines Vortrags erläuterte, die Reichspräsidentenwahl 1932 unter der Perspektive „Hitler oder Hindenburg“ betrieb, sich nicht am Ende des Jahres unter der Parole „Hitler oder Schleicher“ zum Handeln entschließen konnte. Die von Winkler als Chimäre bezeichnete Querfront war wohl eine Unmöglichkeit, eine Zusammenarbeit mit dem „sozialen General“ hätte diesem jedoch eine politische Basis gegeben, und es ist die Frage, ob das spätere Urteil Friedrich Stampfers, wonach sich die Sozialdemokratie im Bunde mit Schleicher nur hätte kompromittieren können, ohne das Schicksal aufzuhalten, tatsächlich eingetroffen wäre. So zeigte die Befindlichkeit der SPD am Ende des Jahres 1932 eine Haltung, die die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ schon in der Zusammenfassung des Ergebnisses der Novemberwahl dargelegt hatte: Wie zu dieser Zeit das „Anti-Papen-Sentiment“ erwies sich jetzt die Ablehnung Schleichers stärker als die Feindschaft gegen Hitler. Otto Brauns Vorschlag einer Zusammenarbeit blieb ein vereinzelter Versuch, er war angesichts der von der sozialdemokratischen Parteiführung verordneten Linie einer absoluten Opposition gegenüber dem Schleicher-Kabinett, der sich auch die Gewerkschaften und das Reichsbanner unterwarfen, ohne jede Aussicht auf Erfolg.

„Falsch gedacht und nicht gehandelt“, unter diesem Leitmotiv faßte Wolfgang Wippermann das Scheitern der sozialdemokratischen Politik zusammen, die er zugleich als ein Scheitern ihres Antifaschismus apostrophierte. Wippermann verließ damit die Ebene des Diskurses über machtpolitische Auseinandersetzungen und suchte in einer Reflexion über die theoretische Begründung des Faschismusbegriffs und seine klassenanalytische Fundierung einen Zugriff auf das „antifaschistische Abwehrkonzept“ der SPD zu gewinnen.

Die Bemühungen des in Braunschweig lehrenden Soziologen Theodor Geiger, die Wahlerfolge auf der Grundlage einer Schichtenanalyse der deutschen Gesellschaft sozialpsychologisch zu deuten, hielt Wippermann aufgrund ihrer politischen Konsequenzen für verfehlt. Die Bewußtseinsdefizite des vorindustriell geprägten „alten Mittelstandes“, dem vornehmlich Bauern, Handwerker und Kleinhändler angehörten, sowie des proletarisierten „neuen Mittelstandes“, der sich aus Angestellten und kleinen Beamten zusammensetzte, durch eine nationalistisch gefärbte Politik und Propaganda aufzufangen und zu instrumentalisieren, ließ sich nur schwer mit der politischen Tradition der SPD verbinden. Immerhin zeigten die Analysen Geigers, daß die Linke in jenen Jahren, und hierin dürfte Wippermann zu widersprechen sein,

durchaus differenzierte Vorstellungen über die soziale Basis des nationalsozialistischen Wählerpotentials zu entwickeln wußte. Das gilt übrigens ebenso für die Kommunisten. Die Autoren der Untersuchungen über die soziale Zusammensetzung der NSDAP in der „Internationalen Presse-Korrespondenz“ vom späten Frühjahr 1932 stellten die Verankerung der Nationalsozialisten in den Mittelschichten heraus und sie übersahen ebensowenig den Einbruch der Partei in proletarische Kreise wie ihre antikapitalistischen Tendenzen und ihre relative Eigenständigkeit. Diese Einsichten blieben nur durch das grundlegende Verständnis des Kapitalismus als Klassenherrschaft der Bourgeoisie sowie eines ökonomistisch gefärbten Begriffs von Klassenbewußtsein, mit dem man nicht nur die eigene Legitimation als Partei begründete, sondern zugleich auch die Verblendungen der radikalisierten Massen gegenüber der sozialen Demagogie der NSDAP erklärte, in ihrer Wirkung behindert. Mit Schichtenanalysen und sozialpsychologischen Deutungen allein können keine Handlungskonzepte entwickelt werden, zumal in einer Situation, in der einerseits die ideologischen Leitlinien und die spezifische Interessenorientiertheit einer Klassenpartei, andererseits die undemokratische Struktur der Republik strategische Überlegungen beengten.

Die Strategie des sozialdemokratischen Antifaschismus basierte nach Wippermann auf der Bonarpartismustheorie von Marx und Engels. Die durch das Gleichgewicht der Klassenkräfte begründete relative Autonomie der Exekutivgewalt mußte unter allen Umständen aufrechterhalten werden, was in der konkreten politischen Praxis hieß, der NSDAP die Teilnahme an der Staatsmacht zu verwehren. Die Tolerierungspolitik war somit ein grundlegender Pfeiler des sozialdemokratischen Antifaschismus, im Sommer 1932 endete sie mit dem Preußenschlag in einem Fiasko. Wippermann machte den „undifferenzierten Faschismusbegriff“ der SPD dafür verantwortlich, daß sie die Tragweite des Papenschen Staatsstreiches nicht erkannte. Die schwerwiegende Folge war, so Wippermann, daß die Sozialdemokraten sich damit jede Möglichkeit nahmen, die Machtergreifung des Faschismus zu verhindern. Die Analyse Wippermanns endete hier in einer nicht hinterfragbaren Behauptung: Tatsache ist und bleibt, daß die Sozialdemokratie nach dem 20. Juli 1932 und ebenso nach dem 30. Januar 1933 sich nicht zum Widerstand entschließen konnte, ob aber nach dem 20. Juli noch Möglichkeiten des Widerstands gegeben waren, muß dahingestellt bleiben.

Die Undifferenziertheit des von den Sozialdemokraten entwickelten Faschismusbegriffs lag darin, daß er auf die Form einer gewaltsamen Machtergreifung fixiert war. Die Sozialdemokraten wollten nicht den „Legalitätskurs“ Hitlers wahrnehmen. Diese Schlußfolgerung Wippermanns regt zu Zweifeln an. Insbesondere der von Winkler ins Feld geführte Imperativ, einen Bürgerkrieg auf jeden Fall zu vermeiden, deutet an, daß nicht die mangelnde Wahrnehmung der gegnerischen Strategie, sondern die vorrangige politische Zielsetzung der Sozialdemokraten sich nicht mit einem Handeln vereinbaren ließ, daß die bewußte Inkaufnahme die Eskalation von Gewalt einschloß. Stampfer zitiert in seinen „Erfahrungen und Erkenntnissen“ einen nicht genannten Freund, der zum Verhalten der Sozialdemokraten Anfang der dreißiger Jahre erklärte: „Ihr seid schlechte Generale. Ihr könnt nicht andere in den Tod schicken“, womit nach seiner Auffassung das Dilemma der durch die Erfahrungen der Revolutionszeit geprägten Parteiführung zutreffend charakterisiert war. Sicherlich ist Wippermann darin zu folgen, daß nach dem 20. Juli das Gleichgewicht der Kräfte aufgeweicht war, daß diese Situation aber, um es noch einmal zu betonen, wirkungsvolle Gegenstrategien ausschloß, ist nicht erwiesen.

In der anschließenden **Diskussion** erläuterte Günter Reimann, der sich im Frühjahr und Herbst 1932 in Moskau aufgehalten hatte, daß sich zu Anfang des Jahres in der Sowjetunion, veranlaßt durch den Zusammenbruch des Produktions- und Distributionssystems, in der bolschewistischen Partei Meinungen geltend machten, die einen wirtschaftspolitischen Kurswechsel befürworteten. Befürchtungen vor einem Machtverlust der Partei ließen jedoch von einem Wandel absehen. Stalin hatte sich damit innerhalb des Parteiapparates durchgesetzt. Er erhoffte sich durch einen Sieg Hitlers in Deutschland eine Verbesserung der außenpolitischen Lage des Sowjetstaates. Stalin glaubte nach Reimanns Auffassung an die Möglichkeit einer Verständigung mit Hitler, einen möglicherweise kommenden Krieg sah er als eine „innere“ Angelegenheit der imperialistischen Mächte. Diese Einschätzung beeinflusste, so Reimann, die Haltung der sowjetischen Parteiführung zu den deutschen Kommunisten: Sie waren gezwungen, eine Opferrolle für die Bedürfnisse der Sowjetunion zu spielen, sie durften weder Anstrengungen unternehmen, die die KPD der Macht näher brachten, noch solche, die ernsthaft einen Machtantritt Hitlers verhinderten.

Diesem Ausflug in die inneren Machtverhältnisse der Sowjetunion und die Verflechtung des deutschen Kommunismus mit der sowjetischen Außenpolitik mochten die Tagungsteilnehmer nicht so recht folgen. Seit W.G. Krivitzkys biographischer Arbeit aus dem Jahre 1939 ist nun bekannt, daß es im Sommer 1932 auf dem Höhepunkt der Kollektivierung und des Hungers innerhalb der bolschewistischen Partei Gruppierungen gab, die das Industrialisierungstempo verlangsamten und die Zwangskollektivierung aufgeben wollten, daneben aber auch einen Wechsel in der obersten Führung und die innerparteiliche Demokratisierung anstrebten. Ob mit diesen, in geheimen Memoranden zirkulierenden Zielsetzungen und mit den verschiedenen Oppositionsgruppen sich aber schon der Beginn einer zweiten Phase der Neuen Ökonomischen Politik oder, wie Reimann erklärte, eines „Prager Frühlings“ ankündigte, bedurfte einer eingehenderen Untersuchung. Grundlegende Erschütterungen des Parteiapparates waren jedenfalls nicht beobachtet worden, die „Leute vom Apparat“ waren unfähig gegen ihren Chef, gegen Stalin, zu handeln. Die Furcht vor einem Ausbruch der Massenunzufriedenheit oder der Inszenierung einer Konterrevolution lähmte, darin muß man Reimann zustimmen, diese, wie alle früheren Oppositionen. Ähnliche Befürchtungen veranlaßten selbst einen Trotzki im Oktober 1932, sich wegen des sich möglicherweise verdichtenden „thermidorianischen Drucks“ für eine zeitweilige Unterstützung Stalins auszusprechen. Die Kommunistische Internationale, zum Instrument sowjetischer Außenpolitik degeneriert, beschäftigte sich im Mai 1932 grundsätzlich mit dem außenpolitischen Programm der NSDAP, um die Konzeption schnell als unrealistisch und illusionär abzutun. Die antisowjetischen Bekundungen der Nationalsozialisten hielt man für vernachlässigbar, da die NSDAP sich keineswegs leisten konnte, ihre durch eine revisionistische, antifranzösische Propaganda gewonnenen Anhänger zu verlieren. Die Nationalsozialisten waren auf einen antifranzösischen Kurs festgelegt, eine antifranzösische, antipolnische und antisowjetische Außenpolitik ließ sich nach Ansicht der Kommunistischen Internationale bei der Schwäche Deutschlands auf Dauer nicht durchhalten, zumal sich die Reichswehr, die man in der Sowjetunion zu dieser Zeit für die politisch ausschlaggebende Macht in Deutschland hielt, nach den Versicherungen Schleichers an einem Fortbestand des freundschaftlichen deutsch-sowjetischen Verhältnisses festhalten wollte. Die Sozialdemokratie setzte dagegen auf eine deutsch-französische Verständigung, die in der Sowjetunion das Trauma einer außenpolitischen Isolierung wachhielt.

Für die sowjetische Führung wie die Kommunistische Internationale hatte deshalb der Kampf gegen die Sozialdemokraten Priorität. Die KPD, die dem „Generalstab der Weltrevolution“ unterworfen war, zeigte sich im Rahmen der „Antifaschistischen Aktion“ bestrebt, ihre Einheitsfronttaktik zu modifizieren. Die Kommunisten wollten im Frühjahr 1932 eine Politik überwinden, die sich bislang als „Einheitsfront unter sich“ herausgestellt hatte, und damit die eigene Isolierung und Stagnation überwinden. Die Politik der Einheitsfront von unten sollte nicht grundsätzlich aufgegeben werden, durch gezielte Massenaktionen aber „die Mauer“ zu den sozialdemokratischen Arbeitern durchbrochen werden. Selbst die Sozialfaschismustheorie war nicht mehr unumstritten, wie die Rede Thälmanns auf der Plenartagung des Zentralkomitees der KPD am 24. Mai 1932 zeigte. Das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) wandte sich zwar im Juni 1932 gegen die „opportunistischen Auswüchse“ in der Einheitsfronttaktik, doch eine neue Selbstisolierung der einzelnen Sektionen sollte auf jeden Fall verhindert werden. Die Antifaschistische Aktion wurde auf dem XII. Plenum des EKKI als vorbildliche neue taktische Initiative gelobt; da mit dem Erstarken des Nationalsozialismus aber auch dessen sowjetfeindliche Haltung problematischer wurde, bestand die Aufgabe der KPD nun darin, sowohl die Sozialdemokratie als auch die NSDAP zu bekämpfen, das heißt, der Hauptstoß gegen die SPD sollte „anders“ als bislang geführt werden. Um die Motivierung dieses taktischen Kurswechsels zu verdeutlichen, sei an dieser Stelle auf folgende Erläuterung Otto Kuusinsens hingewiesen: „Wir müssen die Sozialdemokratie in anderer Weise bekämpfen als den Faschismus oder sonstige konservative Parteien der Bourgeoisie, weil wir in unserer Taktik [. . .] auf die Arbeitermassen, die heute noch mit den sozialdemokratischen Führern gehen, Rücksicht nehmen müssen. Wenn wir das nicht tun, wenn die sozialdemokratischen Arbeiter von unserem Auftreten den Eindruck bekommen, die Kommunisten seien mehr interessiert an der Bekämpfung der sozialdemokratischen Führer als an der Bekämpfung des Faschismus oder der Offensive der Großbourgeoisie bzw. der Regierung, so werden wir [. . .] sie uns entfremden. Hier gilt es, unseren Kampf so zu gestalten, daß wir strategisch den Hauptstoß gegen die Sozialdemokratie richten, aber in einer solchen Form, daß wir dabei gleichzeitig mit voller Wucht den Faschismus und die Großbourgeoisie angreifen.“¹ Doch wie sollte diese überaus komplizierte Taktik, die zeitweilig auf eine Unterstützung der Sozialdemokraten sinnend mochte, um das Einrücken von Nationalsozialisten in leitende Machtpositionen zu verhindern, ohne jedoch den Kampf gegen das Weimarer System und die SPD aufzugeben, in der praktischen Tagespolitik verwirklicht werden? Das Gebot, aus der Selbstisolierung hervorzutreten, war nur schwer mit dem Verbot „rechtsopportunistischer Entgleisungen“ vereinbar. In der KPD regte sich Anfang 1932 ein echtes, eigenes Überlebensinteresse — in dieser Hinsicht mußte die theoriegeschichtlich orientierte Darstellung Wippermanns korrigiert werden —, nur gelang es den deutschen Kommunisten nicht, aus dem Schatten der Erwägungen der Komintern hervorzutreten, wodurch schon die grundlegende Voraussetzung des Überlebens nicht geschaffen wurde. Die anhaltende wirtschaftliche Krisensituation der Weimarer Republik konfrontierte die Sozialdemokratie mit dem Problem, ihre tradierte Feindschaft gegen den Kapitalismus in ein angemessenes Verhältnis zu ihrer verantwortungsbewußten Vertretung von Arbeiterinteressen

1 Internationale Presse-Korrespondenz, Nr.6 vom 17. Januar 1993, S.206.

zu bringen. Ein Problem, über das die SPD noch zur Zeit der Weltwirtschaftskrise ergebnislos nachsann. Friedrich Stampfer sah hierin eine der Ursachen für den Untergang der Weimarer Republik.

Henrick STAHR ging in seinem Vortrag zu den Mieterkämpfen des Jahres 1932 der Frage nach, ob das soziale Elend Anfang der dreißiger Jahre den Radikalismus erzeugte. Das hieß insbesondere, inwieweit Mieterkämpfe als Teil „allgemeiner politischer Mobilisierung“ genutzt wurden. Das Engagement der KPD bei den Mieterbewegungen sah Stahr in einem engen Zusammenhang mit ihrem „Niedergang zur Arbeitslosenpartei“. Einflußverluste auf betrieblicher Ebene sollten durch neue Kampffelder kompensiert werden. Das Bild von der Arbeitslosenpartei ist bereits oben relativiert worden; darüber hinaus ist fraglich, ob die Mieterkämpfe nur unter dem Gesichtspunkt politischer Instrumentalisierung gesehen werden konnten, da die Aktionen zunächst von den Hausbewohnern getragen wurden. Selbst die grundsätzliche Zielsetzung auf einen Sturz des Weimarer Systems durfte die Kommunisten, wollten sie sich nicht gänzlich von den sozialen Bedürfnissen der Arbeiterklasse abwenden und damit letztendlich isolieren, nicht davon abhalten, tagespolitische Forderungen zur sozialen Absicherung der Arbeitnehmer zu stellen. Daß sie dabei wenig Rücksicht auf die Notwendigkeit der Etatisierung, geschweige denn Verständnis für die Schwierigkeiten des städtischen Haushalts aufbrachten, ist ein anderes Problem. — Die in der anschließenden **Diskussion** aufgeworfene Frage, ob die Kommunisten in tagespolitischen Sachfragen einen eigenständigen Kurs verfolgt haben, kann beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht differenziert beantwortet werden. Lokale und regional eingegrenzte Studien wären hier zur weiteren Klärung dringend notwendig.

Stahrs kurzer Überblick zur Wohnungspolitik in der Weimarer Republik ließ nicht die Differenz zwischen den Berliner Verhältnissen und der allgemeinen Lage auf dem deutschen Wohnungsmarkt deutlich werden. Seine resümierenden Äußerungen über Wohnungsknappheit, schlechte Wohnqualität oder wohnungspolitische Versäumnisse waren zu oberflächlich, als daß sie als ernsthafter Beitrag zum Verständnis der Wohnungspolitik in den zwanziger Jahren gewertet werden können. Die zentrale These von einem praktischen Stillstand des Wohnungsbaus während der Weltwirtschaftskrise, auf der seine politischen Schlußfolgerungen aufbauen, ist für Berlin schlichtweg falsch.

Nach den Ermittlungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin bildeten die Jahre 1930 und 1931 für die Weimarer Zeit den Höhepunkt bei der Erstellung von neuen Wohnungen: 43 667 bzw. 31 026 neue Einheiten² wurden in diesen beiden Jahren beziehbar. Selbst im Jahr 1932 blieb der Zugang an Neubauwohnungen mit 9 315 über dem Stand von 1925 (8 283 Wohnungen).³ 1933 wurde dieser Umfang mit 7 970 Wohnungen nur knapp unterschritten. In den beiden letzten Jahren der Weimarer Republik wurde weiterer Wohnraum in erheblichem Umfang durch Um-, An- und Aufbauten geschaffen. 1932 konnten auf diese Weise immerhin 4 708 Wohnungen fertiggestellt werden, 1933 waren es nicht weniger als 12 543 Einheiten. Eine wirkliche Krise bei der Wohnraumherstellung gab es hingegen in den Anfangsjahren der Republik. 1922 lag der Wohnungszugang in Berlin lediglich bei 3 618 Einheiten,⁴ 1923 wurden 3 059 neue Wohnungen fertiggestellt, 1924 sank der Stand auf 2 630, um dann 1925 mit 8 283 Neubauwohnungen einen entscheidenden Umschwung einzuleiten, der 1926 mit einer

2 Wohnungen in Flach-, Mittel- und Dauerneubauten.

3 Wohnungen in Dauerneubauten für Wohnzwecke.

4 Wohnungszugang durch Neubauten und Umbau.

annähernden Verdoppelung auf 14 418 neuen Wohnungen fortgesetzt wurde. In den Jahren 1927 und 1928 pendelte sich der Wohnungszugang bei 19 458 bzw. 19 258 ein.⁵

Zwischen 1914 und 1923 war der Wohnungsbau in Berlin fast gänzlich zum Erliegen gekommen, so daß sich ein erheblicher natürlicher Ergänzungsbedarf aufgestaut hatte. Mit der 1924 eingeführten Hauszinssteuer schuf man dann das wesentlichste Instrument zur Wohnungsbaufinanzierung. Die Steuer wurde auf bebaute Grundstücke erhoben, wobei die Hauseigentümer einen Teil auf die Mieter abwälzen konnten. Ein Schritt, der mit den gegenüber der Vorkriegszeit niedrigeren Mieten gerechtfertigt wurde. Die zwischen 1924 und 1930 aus Hauszinssteuermitteln zur Verfügung gestellten 750 Millionen Mark waren nicht unbedeutend, trotzdem reichten sie nicht aus. Die erheblichen Steigerungen beim Wohnungsbau erreichte die Stadt durch jährliche Senkungen bei den Hauszinssteuerhypothesen, was zur Folge hatte, daß in steigendem Umfang Geld auf dem Kapitalmarkt aufgenommen werden mußte. Ein Anstieg der Mieten war auf diese Weise nicht zu vermeiden. Die Stadtgemeinde vergab deshalb Zusatzhypothesen, mit denen die Mietbelastungen gemindert werden sollten. Das bereits im Kaiserreich heiß umkämpfte Problem des Mangels an billigen Kleinwohnungen bestand im Berlin der Weimarer Republik fort.

Die großen Siedlungsprojekte der zwanziger Jahre wurden weitgehend von den gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften der Angestelltengewerkschaften ausgeführt. In welche Zwickmühle eine sozial orientierte Wohnungsbaupolitik geraten konnte, hatte im Jahre 1927 das Projekt der privatwirtschaftlichen Berliner Wohnungsbau Aktiengesellschaft gezeigt, die auf kommunalen Grund gegen eine jährliche Pachtsumme und einen Mietzuschuß der Stadt 80 000 Wohnungen zu erstellen gedachte. Geplante Mietpreise zwischen 60 und 100 Mark für 2 1/2 bzw. 3 1/2 Zimmerwohnungen stießen auf den energischen Widerstand der Sozialdemokraten, die schon gar nicht das Argument hinnehmen wollten, daß einem Teil der minderbemittelten Schichten die freiwerdenden alten Wohnungen zur Verfügung stehen würden.

In den auf 1933 folgenden beiden Jahren des nationalsozialistischen Regimes lag der Wohnungsneubau nur knapp über dem Stand von 1932/33: 9 073 bzw. 8 028 neue Wohnungen⁶ wurden fertiggestellt. Weiterer Wohnraum wurde auch jetzt durch umfangreiche Umbauten geschaffen: 1934 und 1935 waren es immerhin 19 068 und 10 271 Einheiten.⁷ Mit dem Anstieg der fertiggestellten Neubauten im Jahre 1936 (15 582 Wohnungen) ging die Zahl des durch Umbau bereitgehaltenen Wohnraums entsprechend zurück (1936: 8 380 Einheiten).⁸ Die Frage der kommunalen Wohnungspolitik stand weiterhin in einem engen Zusammenhang mit der Finanzlage der Städte. Die Reichsfinanzreform hatte hier keine grundlegende Verbesserung geschaffen. Während der Weltwirtschaftskrise erreichte die schwebende Schuld, das heißt die kurzfristig abzulösenden Kredite, eine außergewöhnliche Höhe. 1931 lag sie bei nicht weniger als 620 Millionen Mark. Einsparungen im Sozialbereich waren unumgänglich; daß dies selbst den bürgerlichen Kommunalpolitikern nicht leicht fiel, darüber geben die stenographischen Berichte der Stadtverordnetenversammlungen beredt Auskunft.

5 Wohnungen in Flach-, Mittel- und Hochneubauten. Alle Zahlen nach: Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, Jg.1 (1924), S.16; Jg.2 (1926), S.33; Jg.3 (1927), S.30; Jg.5 (1929), S.36; Jg.6 (1930), S.40; Jg.8 (1932), S.27; Jg.9 (1933), S.21 und S.26; Jg.10 (1934), S.50 und S.60.

6 Wohnungen in Flach-, Mittel- und Hochneubauten.

7 Zugang an Wohnungen durch Um-, An- und Aufbauten.

8 Alle Zahlen nach: Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, Jg.11 (1935), S.53 und S.58; Jg.12 (1936), S.32 und S.37; 13 (1937), S.27 und S.32.

Zudem darf eine Beurteilung der städtischen Wohnungspolitik nicht von der Analyse der Zuwanderungsraten und dem innerstädtischen Wanderungsverhalten abgelöst werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Berlin zwischen 1910 und 1925 einen Zuzugsüberschuß von zirka 360 000 Personen zu verkraften hatte, zwischen 1925 und 1933 betrug er immerhin noch 278 000. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges lag der Bevölkerungsstand Berlins um 4,2 Prozent unter dem Niveau von 1913, erst 1924/25 wurde die Höhe von 1913 überschritten. Im Jahre 1931 machte sich eine, wenn auch zahlenmäßig geringfügige negative Wanderungsbilanz bemerkbar, die sich dann in den folgenden beiden Jahren verstärkt fortsetzte. Die Bevölkerungsschübe stellten erhebliche Anforderungen an den Wohnungsmarkt, ihre Bewältigung seitens einer vorsorgenden kommunalen Wohnungspolitik war bei der angespannten Haushaltslage äußerst schwierig.

Diese Verhältnisse müssen ebenso bei der Beurteilung der städtischen Wohnungspolitik wie bei der Untersuchung der politischen Bedeutung der Berliner Mieterstreiks berücksichtigt werden. Zudem sollte sich die Analyse nicht von der sozialen Brisanz ihres Gegenstandes derart beeinflussen lassen, daß am Ende nur ein moralisches Urteil übrigbleibt. Es ist zumindest fragwürdig, am Beispiel eines speziellen, lokal eingegrenzten Krisenproblems einerseits die bis in die unteren Gruppierungen der SA hineinreichende Einheitsfrontpolitik der KPD zu kritisieren, gleichzeitig aber das Engagement der Kommunisten, trotz des Geruchs der Instrumentalisierung sozialer Tageskonflikte, als Einsatz für die in Not Geratenen hervorzuheben, und andererseits das jedenfalls in Teilen nicht wirkungslose Bemühen der Sozialdemokraten um sozial verträgliche Regelungen als bloße Zugeständnisse auf einen drohenden Massenprotest zu würdigen oder die Bemühungen der SPD um ein staatliches Mietsenkungsprogramm lediglich im Zusammenhang mit der eigenen Passivität und dem sturen Legalismus zu sehen. Im Rahmen der parlamentarischen Demokratie blieb die sozialdemokratische Politik, soweit es um die Beseitigung von sozialen Härten durch Notverordnungen ging, die einzig realistische Politik, denn nur durch staatliches bzw. kommunales Eingreifen konnte den bedrängten Mietern langfristig geholfen werden. Daß aber überhaupt Einschnitte im sozialen Netz vorgenommen werden mußten, war nicht den Sozialdemokraten, sondern der ungewöhnlichen ökonomischen und finanziellen Krisensituation des Reichs wie der Kommunen anzulasten.

Ein Mangel des Stahrschen Referates war, soweit die Mieterstreiks als Momente der kommunalen Wohnungspolitik behandelt wurden, die schmale Quellenbasis, welche weitgehend nicht über die Auswertung von Beiträgen aus der Roten Fahne hinausging. Die Mieterstreiks am Ende der Weimarer Republik waren nicht, wie Stahr selbst auseinandersetzte, Ausdruck einer allgemeinen Massenerscheinung. Sie hatten zahlenmäßig nur eine begrenzte Bedeutung, einzelne Fälle errangen jedoch durch ungewöhnliche Aktionsformen und durch die Tatsache, daß kommunale oder staatliche Immobilien betroffen waren, eine erhebliche Wirkung in der Öffentlichkeit. Als spektakulärster Fall, der zugleich den zeitweiligen Erfolg sozialdemokratischer Vermittlungspolitik unterstrich, erwies sich vermutlich der Mieterstreik in der sogenannten Wanzenburg, die nach der Jahrhundertwende geschlossene Stadtvogtei am Molkenmarkt. Bereits 1906 war das ehemalige Stadtgefängnis an einen privaten Unternehmer verpachtet worden, der das Gebäude unter weitgehender Aufrechterhaltung des Grundrisses für Wohnzwecke einrichtete. Insgesamt 110 Familien wohnten in dem Gebäude unter bedrückenden hygienischen Verhältnissen. Die Unterlassung notwendiger Renovierungsarbeiten verschlimmerte die Situation. Bei dem sich im August 1932 formierenden Mieterprotest wurden die

Forderungen nach Mietsenkungen, Aufnahme von Renovierungen und Lösung des Pachtvertrages erhoben. Es handelte sich hierbei um eine Eigeninitiative der Betroffenen, deren parteipolitische Zugehörigkeit nur eine untergeordnete Rolle spielte. Stahr berichtete, daß sowohl die linke Presse als auch der nationalsozialistische „Angriff“ mit Protestberichten an die Öffentlichkeit traten. Es war schließlich jedoch einem Antrag der Sozialdemokraten im Landtag zu verdanken, daß der am 1. September aufgenommene Mieterstreik mit einem Erfolg endete. Der Pächter wurde zu erheblichen Mietminderungen, zur Niederschlagung von Mietrückständen und zur Rücknahme von Exmissionsklagen sowie zur Ausführung von Renovierungsmaßnahmen gezwungen.

Die Öffentlichkeitsarbeit der Mieter, die Pressekontakte und Hausführungen einschloß, hatte wesentlich zum Erfolg des Streiks beigetragen. Unter den Arbeiten zur bildnerischen Darstellung des Streiks in der zeitgenössischen Presse ragte die Reportage von Erwin Vulpus in der „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung“ hervor. Eine methodisch überlegte, sachlich orientierte Arbeit, die nach Ansicht von Stahr allein darauf abzielte, den Eindruck der Wohnsituation zu vermitteln. Ein Urteil, das durch die Beschränkung auf das Photomaterial und die jeweilig zugeordneten Bildunterschriften beeinflusst ist. Der Begleittext zu Vulpus' Bildmaterial ist keineswegs einem sachlichen Anliegen verpflichtet, sondern einem expressiven Duktus („wie ein wüster Traum ist ein Gang durch dieses Paradies eines skrupellosen Haustyrannen“ — „aber sachte, sachte, ihr Herren Journalisten, unter welchem Regime waren solche Zustände möglich? Ist das nicht das notwenige Widerspiel der Fälle um die ehemaligen Stadtväter Böß und Scholtz, um die Devaheimaffären, um die zahllosen Korruptionsaffären der Wohnbaugesellschaften? Wer hat die Ärmsten der Armen, Erwerbslose, die kaum so viel Unterstützung beziehen, wie sie den Erben des Herrn Schippanowski als Mietzins zahlen müssen, diesen Hyänen zugetrieben? [. . .] Doch nur ein System, das die Preise von Neubaumieten so hoch schraubte, daß sie zu einem Luxus Weniger wurden“), der eine politisch nutzbare, emotionale Stimulierung erzeugen sollte. Der Einzelfall wurde zum propagandistischen Mittel gegen die von den Sozialdemokraten getragene Berliner Gemeindepolitik benutzt.

Die „sachliche“ Reportage von Vulpus unterstützt diese Tendenz durch ein als „Aufmacher“ herausgehobenes Photo, das den Blick durch ein unmittelbar vor die Augen des Betrachters gerücktes und damit überdimensioniertes Fenster auf das Berliner Rathaus lenkte. Der vergrößerte Stabrahmen des Fensters erzeugte den Eindruck des Eingeschlossenseins, in der Empörung über die ungerechten Verhältnisse werden die Augen auf das Zentrum der kommunalen Politik gerichtet, wo, wie konnte es anders sein, die eigentlichen Übeltäter, „die Bankrotteure des Munizipalsozialismus“, residierten. Dabei war die Perspektive nicht einmal sachlich richtig, denn nicht der Magistrat, wie im Begleittext der Vulpus-Reportage behauptet, sondern der preußische Staat war Besitzer des ehemaligen Gefängnisses. Die Staatsbehörden lösten dann auch den Pachtvertrag zum Dezember 1933. Die von Stahr betriebene Analyse von Bildmaterial greift methodisch zu kurz, wenn sie sich ausschließlich mit der abgebildeten Geschichte auseinandersetzt, die ästhetische Dimension des Mediums aber gänzlich außer acht läßt. Auf diese Weise kann es zu Urteilen kommen, die, lediglich der historisch-politische Untersuchung verpflichtet, den einzelnen Bildern unterlegt werden. Die Bilder haben aber ihre eigene Sprache, der man näher zu kommen trachten muß.

Stahrs Vortrag hob bereits die Problematik einer politischen Taktik hervor, welche mitunter die Grenze zum Nationalsozialismus im Alltagsgeschehen verschwinden ließ. Klaus Rainer RÖHL thematisierte „die Nähe zum Gegner“ am Beispiel des Verhältnisses von Kommunisten

und Nationalsozialisten während des Berliner Verkehrsarbeiterstreiks im November 1932. Röhl sah den Streik nicht als ein besonderes, durch das Zusammentreffen bestimmter Umstände begründetes Ereignis, sondern geradezu als Höhepunkt einer stringent entwickelten kommunistischen Strategie, die schon seit 1929 darauf angelegt war, die städtischen Verkehrsbetriebe „streikreif“ zu machen. Von der BVG als Schwerpunktbetrieb sollte dann der Funke auf andere wichtige kommunale Versorgungsbetriebe überspringen und schließlich der politische Massenstreik ausgelöst werden. Auch die Zusammenarbeit von Nationalsozialisten und Kommunisten war nach Röhl's Auffassung nicht aus dem Augenblick heraus zu verstehen, vielmehr gab es seit 1930 gemeinsame Versammlungen, in denen man sowohl den Willen zum parteiübergreifenden Handeln zum Ausdruck brachte als auch schon über einen Streik bei der BVG sprach.

Den Beweis für solche Übereinkünfte blieb Röhl schuldig; sein Hinweis, daß sich Nationalsozialisten und Kommunisten zwar an den verschiedensten Orten Straßen- und Saalschlachten lieferten, in den Verkehrsbetrieben aber ohne Zusammenstöße auskamen, kann wohl kaum ernstgenommen werden. Aufrufe gegen die braune „Mordpest“ in den Verkehrsbetrieben betrachtete Röhl lediglich als Pflichtübungen, welche die Kommunisten nicht abhalten konnten, auf eine „einheitliche Kampffront“ aller BVG-Arbeiter hinzuwirken. Hier wird übersehen, daß die Einheitsfronttaktik sich zunächst immer an die Arbeiter überhaupt wandte, auf ihr Herausbrechen aus den gegnerischen Organisationen gerichtet war, handelte es sich nun um die sozialdemokratisch orientierten Freien Gewerkschaften oder die nationalsozialistische Betriebszellenorganisation. An ein grundsätzliches Zusammengehen auf organisatorischer Ebene dachten die Kommunisten nicht, die spätere Zusammenarbeit mit der NSBO während des Streiks änderte an dieser generellen Zielsetzung der KPD nichts.

Die hier suggerierte „Kontinuität“ längeren gemeinsamen Agierens von Kommunisten und Nationalsozialisten widerlegte Röhl in gewisser Weise selbst, wenn er die Streikabsichten der in der RGO organisierten Verkehrsarbeiter als politisch aussichtslos bezeichnete und die Realisierung des Streiks nur durch die „in letzter Minute“ angebotene Hilfe der Nationalsozialisten garantiert sah. Bei der Darstellung des materiellen Inhalts des Streiks erlag Röhl der Logik der kommunistischen Agitation. Es wurden nur die verschiedenen Lohnkürzungen und die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen aneinandergereiht, um schließlich auf die Berechtigung der Empörung der Verkehrsarbeiter hinzuweisen. Ein Vergleich mit dem Lohnniveau in anderen Bereichen der Gemeindevirtschaft und der Stadtverwaltung hätte aber deutlich gemacht, daß die Löhne der Verkehrsarbeiter über dem Durchschnitt des öffentlichen Dienstes in Berlin lagen.

Röhl's Analyse fand schließlich so gut wie keinen Zugriff auf die Motive der Nationalsozialisten, wenn man einmal von dem Moment ihrer grundsätzlichen Gegnerschaft zur Republik absah. Selbst der Zusammenhang mit der bevorstehenden Novemberwahl wurde nur am Rande erwähnt. Daß der Streik jedoch für die auf eine innere Krise zusteuernde NSDAP, insbesondere auch angesichts eines erwarteten Stimmenverlustes, von erheblicher Bedeutung war, die Partei geradezu zur Teilnahme gezwungen war, hatte Goebbels in seinem Tagebuch verdeutlicht. Wollte die NSDAP ihre „feste Position im arbeitenden Volk“ erhalten, hob der Reichspropagandaleiter hervor, mußte sie der Öffentlichkeit ihre „neue Art des politischen Handelns“ und ihre „bewußte Abkehr von den bürgerlichen Methoden“ vor der Wahl noch einmal zeigen. Nach Goebbels' Äußerungen hätte die NSDAP bei einer Streikverweigerung ihren selbst behaupteten Status als „Arbeiterpartei“ nicht aufrecht erhalten können. Goebbels

war sich bewußt, daß durch die Teilnahme am Streik „viele bürgerliche Kreise“ abgeschreckt wurden. Das war für ihn aber nicht das Entscheidende: „Diese Kreise kann man später sehr leicht wiedergewinnen; hat man aber den Arbeiter einmal verloren, dann ist er auf immer verloren“, resümierte er. Diese politisch-taktische Begründung der nationalsozialistischen Streikbeteiligung erscheint mir nicht nur für sein Verständnis, sondern auch für die Beurteilung der Aktionseinheit von Kommunisten und Nationalsozialisten von Wichtigkeit.

In der auf Röhl's Vortrag folgenden **Diskussion** vertrat Günter Reimann eine entschiedene Gegenposition, die auch das Verdikt der Lüge, ja der Fälschung gegenüber der Darstellung Röhl's einschloß. Die Überlieferung des Streiks war nach Reimann durch Manipulationen der involvierten Partei- und Berufsorganisationen beeinflusst, die es entsprechend ihrer politischen Interessenlage darauf abgesehen hatten, entweder nur begrenzte Einsichten über die Ursachen des Streiks zu eröffnen oder geschönte Darstellungen über die eigene Rolle während der Streikaktionen zu veröffentlichen. Aus den offiziellen Publikationen und Verlautbarungen konnte demnach, so Reimann, „die Wahrheit“ über den Streik nicht ersehen werden. Reimann sah sich zu seinem Urteil besonders dadurch veranlaßt, daß er selbst als Teilnehmer über eine interne Kenntnis der Ereignisse verfügte. Durch Zufall war er zum Beirat des Streikkomitees vom BVG-Betrieb Müllerstraße berufen worden und hatte in dieser Funktion während der gesamten Dauer des Streiks an den Geschehnissen teilgenommen.

Zu den vielfachen Legenden, die sich um die Hintergründe und Ursachen des Verkehrsarbeiterstreiks rankten, gehörte zunächst der materielle Inhalt. Die übriggebliebene Lohnreduzierung von zwei Pfennig spielte nach Reimann nur eine untergeordnete Rolle, entscheidend waren die in Geheimverhandlungen getroffenen Vereinbarungen zwischen der Gewerkschaftszentrale und der Direktion der Verkehrsgesellschaft, die an die Stelle des am 20. November auslaufenden Tarifvertrags treten sollten. Bei den Vereinbarungen handelte es sich einerseits um ein radikales Rationalisierungsprogramm, das die Arbeitsintensität erhöhen und die Einsparung von Arbeitskräften ermöglichen sollte, andererseits um eine Initiative für weitere schwerwiegende Lohnsenkungen, indem beabsichtigt war, nach der Entlassung relativ gut bezahlter Stammarbeiter neu eingestellte Arbeitnehmer bis zu fünfzig Prozent unter den Tarifsätzen zu entlohnen. Die Gewerkschaftsführung wollte die Vereinbarungen durch Abstimmungen in Belegschaftsversammlungen zur Annahme bringen, wobei gehofft wurde, daß die mögliche Gefährdung des „Beschäftigungsprivilegs“ die Arbeiter zur Annahme der Vorschläge veranlassen würde. Bei einer Befürwortung der Vereinbarungen mußten die Verkehrsarbeiter aber erst recht um ihre Arbeitsplätze fürchten, sie lehnten deshalb die Annahme ab und entschieden sich mit überwältigender Mehrheit für einen Streik.

Die im Anschluß gewählten Streikkomitees setzten sich überwiegend aus Sozialdemokraten zusammen, die KPD spielte bei der Auslösung des Streiks wie auch in dessen Verlauf keine Führungsrolle, was Röhl auch gar nicht behauptet hatte und durch die Akten der politischen Polizei bestätigt wird. Noch unbedeutender war die Beteiligung der NSDAP, die ebenso wie die rechte Führung der Sozialdemokraten den Fortgang des Streiks hintertrieb.

Reimanns Beurteilung, die den Tagungsteilnehmern einiges Kopfzerbrechen bereitete, sich aber inhaltlich nicht gravierend von Röhl's Bewertung unterschied, erfolgte lediglich aus einer anderen Perspektive, gleichsam von innen heraus, aus der subjektiven Sicht des Beteiligten. Er mußte zwangsläufig vernachlässigen, was Röhl besonders heraushob: die Wirkung in der Öffentlichkeit unter Einfluß der parteipolitischen Propagandaapparate und der veröffentlichten Stellungnahmen der einzelnen Parteiführungen. An dieser Kontroverse hätte sich eine

spannende Diskussion über den Umgang mit den in verschiedenen Provenienzen überlieferten Quellen, die Bewertung des persönlichen Erfahrungsberichts etc. entzünden lassen, zumal Diethart Kerbs im Hinblick auf historisches Bildmaterial angemerkt hatte, daß das Photo als geschichtliche Quelle mit ausgesprochener Vorsicht zu behandeln ist. Die technischen Manipulationsmöglichkeiten haben das Photo häufig zu einem Propagandainstrument herabgewürdigt, das eher etwas über die Absichten des Produzenten oder Auftraggebers als über die abgebildete Geschichte aussagt. So handelt es sich beispielsweise bei dem bekannten Bild vom „triumphierenden“ Fackelzug der SA durch das Brandenburger Tor am Abend des 30. Januar 1933 um eine Fälschung, in Wahrheit fand nach Kerbs an dem betreffenden Abend nur eine „mickrige Demonstration mit wenig Beleuchtung“ statt. Der quellenkritische Diskurs versandete jedoch unter dem Hinweis der Zünftler auf den „Pseudo-Authentizismus des Zeitzeugen“ (R. Albrecht). Methodisch darf die von Reimann ergriffene Perspektive jedoch nicht vernachlässigt werden, da sie die historische Analyse auf die Motive der unmittelbar Betroffenen und Akteure lenkt, die für das tiefere Verständnis jeder sozialen und politischen Erscheinung unerläßlich sind.

Reimanns Darstellung der materiellen Inhalte des Verkehrsarbeiterstreiks bedarf jedoch einer kritischen Korrektur. Es muß ihm zwar beigegeben werden, daß die Notverordnungs politik der Präsidialkabinette auf eine allgemeine Senkung der Gestehungskosten ausgerichtet war, damit wird aber nur ein Teil der Regierungspolitik umrissen. Brünnings Deflationspolitik war auf eine Sanierung der öffentlichen Finanzen unter Einschluß von Ausgabenkürzungen und Gehaltsabsenkungen, eine Auflockerung des Preis- und Tarifssystems und eine direkte Senkung aller Kostenfaktoren der Wirtschaft gerichtet. Der Rückgang der Tariflöhne fiel bis 1931 gegenüber dem Stand von 1928 nur unwesentlich aus, allerdings hatten die durchschnittlichen Bruttowochenverdienste, bedingt durch Arbeitsausfall und Arbeitslosigkeit, um über ein Fünftel abgenommen. Die Indexziffern für die Lebenshaltungskosten und die Großhandelspreise sanken im gleichen Zeitraum in ähnlichem Umfang, nur hatten sie schon im November 1930 den Stand von 1928 unterschritten. Die „Vierte Notverordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zum Schutze des inneren Friedens“ ordnete weitere Preissenkungen an, die auch die Mieten einschlossen, und verfügte unter Zwangseingriffen in laufende Tarifverträge eine Lohnreduzierung auf den Stand vom Januar 1927. Die „Verordnung über die Erhaltung und Vermehrung der Arbeitsgelegenheit“ vom 5. September 1932, auf die Reimann vor allen Dingen anspielte, verknüpfte die Möglichkeit der Lohnsenkung unter das Niveau des Tarifvertrages mit der betrieblichen Vermehrung von Arbeitskräften. Tariflöhne konnten danach vom Arbeitgeber um zehn bis fünfzig Prozent gekürzt werden, wenn er gleichzeitig die Belegschaft um fünf bis fünfzehn Prozent erweiterte. Wenn die Weiterführung oder die Wiederaufnahme eines Betriebes nicht möglich war, durfte auf Anordnung des Schlichters auch ohne Arbeitskräftevermehrung eine bis zu zwanzigprozentige Senkung des Tariflohns vorgenommen werden. Die Lockerung der Tarifverträge erwies sich in der Praxis als zweiseitige Angelegenheit. Einzelne Unternehmer kritisierten die einseitige Bevorzugung der notleidenden Betriebe und mokierten sich über den Einfluß der Schlichter als wenig erfreuliche „Planwirtschaft auf dem Arbeitsmarkt“ oder sie fürchteten als Folge der durch staatlichen Eingriff geänderten Tarifverträge eine unregulierte Friedenspflicht der Gewerkschaften. Das Schleicher-Kabinett hob die Verordnung schließlich, was Reimann unerwähnt ließ, am 14. Dezember 1932 auf, womit das Tarifrecht noch einmal einen, wenn auch relativen Sieg davongetragen hatte.

Die Tagung ließ, das wurde vor allem unter dem Eindruck der angeschnittenen sozialen Fragen deutlich, eine, wenigstens im Überblick aufgerollte Auseinandersetzung mit den Kernfragen der Weimarer Sozialpolitik vermissen.

Politisch gesehen bildete der Berliner Verkehrsarbeiterstreik nach Reimanns Erinnerung eine der letzten Möglichkeiten, durch ausgedehnte Streikaktionen, eventuell sogar durch den nicht aussichtslosen Ausbruch eines Generalstreiks, die politischen Machtverhältnisse in Deutschland zu ändern, allein die „Sabotage“ der rechten Führer der Sozialdemokratie, so das Urteil des ehemaligen Kommunisten, hatte eine solche Entwicklung, nicht zuletzt aus Furcht vor einem unkontrollierbaren Massenaufstand und der Verweigerung vor dem Verlust einer wie auch immer gearteten Verständigung mit der Reichsregierung, verhindert. Ignoranz gegenüber einer den Zeitumständen angemessenen politischen Taktik warf auch Richard ALBRECHT der sozialdemokratischen Parteiführung vor. Die von Sergej Tschachotin und Carlo Mierendorff formulierte Konzeption eines aktiven propagandistischen Abwehrkampfes gegen den Nationalsozialismus, die sich die Erkenntnisse der modernen Werbepsychologie zunutze machte und das Wissen um das „Pawlowsche Syndrom der konditionierten Reflexe“ für eine progressive Umkehr der „subjektiven Fasisierung“ einzusetzen gedachte, scheiterte einmal mehr an der Passivität und Phantasielosigkeit des Parteivorstandes. Diese Kritik erliegt erneut der Verdinglichung des Subjektes ‚Arbeiter‘. Eine andere Perspektive: Warum haben die Massen ihre Führer nicht mitgerissen? Oder: Warum haben die kommunistischen Arbeiter die in die Isolation führende Einheitsfronttaktik geduldet, vielleicht sogar gefordert? Indessen, Albrecht weiß, daß Tschachotin einem naturwissenschaftlich-mechanischen Menschen- und Weltbild verpflichtet war. Die massenpsychologisch und triebtheoretisch begründete Handlungsorientierung, insbesondere in ihrer Zuspitzung auf den Nationalsozialismus, gewinnt ihre Plausibilität erst im Nachhinein. Zudem war der „Hunger nach Unmittelbarkeit“ (S.Kracauer) immer tangiert durch die Unmittelbarkeit des Hungers, das heißt, das Streben nach sozialpolitischen Lösungen mußte in irgendeiner Weise als positives Moment in eine neue Mobilisierung eingehen. Bei den durch die Krise erlebten Erfahrungshorizonten war das sicherlich keine leichte Aufgabe.

Diethart Kerbs hatte zum Jahr 1932, soweit es sich im Spiegel der Bildmedien manifestierte, zehn Thesen entwickelt, die für den Beginn der Weimarer Republik so etwas wie eine „medienpolitische Unschuld“ feststellten. Das Engagement der Photographen zeichnete sich durch eine naive Unerschrockenheit aus, die gegen Ende der Republik von einem kreativen Professionalismus abgelöst wurde. Es entstand der moderne Photojournalismus mit der Sozialreportage, der historischen Bildchronik, dem Bildessay und der Bildbiographie, überhaupt der politische Bildjournalismus. Dabei stand das ausschlaggebende politische Ereignis weniger im Vordergrund des Interesses als das soziale Elend und die Streikbewegungen — am Ende, insbesondere in der bürgerlichen Presse, eher Unterhaltung als Auseinandersetzung. Bei der Bewertung des historischen Materials darf allerdings ebenso wie bei der systematisierenden Analyse das Hinterfragen der eigenen Erkenntnisziele nicht offenbleiben.

Am Ende dieser zweitägigen Tagung, die zeitweilig in ihrem Drange nach politischen Schuldzuweisungen unter dem Syndrom des Wie-konnte-es-nur-so-kommen geradezu stigmatisiert erschien, zeigte sich eine auffallende Ratlosigkeit, die in einer Vielzahl von neuen Fragen aufging: Wie stand es mit der geistigen Befindlichkeit der Weimarer Gesellschaft? Wo sind die Ursachen für die Brutalität in den Auseinandersetzungen zu suchen? Das mag ein Indiz dafür

sein, daß der historische Diskurs über einen, auch für das gegenwärtige politische Selbstverständnis wichtigen Zeitabschnitt der Weimarer Republik nach wie vor von kreativer Unruhe, die sicherlich durch die Aktualität des Rassismus und des Rechtsradikalismus bestärkt wird, geprägt ist. Die Geschichte und ihre Fragen sollten jedoch nicht den notwendigen Blick für gegenwärtige Probleme verstellen.

DDR-AKTEN UND QUELLENKRITIK. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Erika Bucholtz und Thomas Franz

Am 18. September 1992 veranstaltete die Sektion Geschichte der Arbeiterbewegung der Historischen Kommission zu Berlin gemeinsam mit dem Unabhängigen Historikerverband (UHV) eine Arbeitstagung, in deren Rahmen Archivaren und Historikern die Möglichkeit gegeben wurde, eine Bestandsaufnahme der Akten verschiedener Provenienzen zur Geschichte der DDR — von mehreren hundert Regalkilometern Akten war die Rede — vorzunehmen: eine Bestandsaufnahme, bei der man von dem Sachverhalt ausgehen muß, daß die Aktenlage keinesfalls als gesichert gelten kann.

Zu der Problematik, daß viele Dokumente vernichtet wurden, unsystematisch längst vor 1989 und zum Teil gezielt nach der „Wende“, tritt mit dem veränderten Bundesarchivgesetz auch die Sorge, wie das verbleibende Material innerhalb der einzelnen Institutionen und Archive aufzubewahren, umzuverteilen und zu verwalten sei. Ungelöst ist zur Zeit die Frage, ob aufgrund finanzieller Engpässe nun noch weitere Aktenvernichtungen ins Haus stehen, wenn zum Beispiel für einige Archive, die unter der Obhut der Treuhand stehen, am 31.12.1992 die Finanzierung endet.

Im Hinblick auf diese Situation richteten sich die Hauptfragen der Archivare und Historiker auf die Reduzierung der noch verbleibenden Akten der DDR auf ihren erhaltenswerten Bestand, auf die Sicherung dieser Bestände und — im Rahmen einer historischen Aufarbeitung der DDR-Geschichte — auf die Relevanz der Akten und ihre mögliche Neuinterpretation.

Gegenstand des ersten Tagungsabschnitts waren die Akten der SED. Stefan WOLLE (Berlin) vom UHV beschäftigte sich in seinem Vortrag mit der qualitativen Beschaffenheit der SED-Akten und gelangte zu der These, daß innerhalb der pyramidenförmigen Parteistruktur der „beste Aussagewert der Akten an der Basis“ gegeben sei. Während für die Kreis- und Bezirksleitungen der Partei eine Überlieferung von großer Dichte das „reale Leben“ in der DDR abbilde, seien die Bestände des Politbüros und des ZK-Apparats weit weniger informativ. Wolle beschrieb Verschiebungen und Lücken der Aktenüberlieferung im Staats- und Parteiapparat. So seien Akten staatlicher Provenienz entgegen den Grundsätzen ordnungsgemäßer Ablieferung in den persönlichen Nachlässen von Mitgliedern des Politbüros aufgefunden worden, welche wiederum die Möglichkeit gehabt hatten, ihre Akten zu „bereinigen“. Für die Ebene der Entscheidungsgremien könne somit ein kohärentes Bild der Vorgänge kaum gezeichnet werden. Auch wenn man von der Tatsache absehe, daß „Säuberungen“ der Akten der mittleren und höheren Ebene das Bild verfälschen, ergebe sich — Wolle zufolge — in den höheren Regionen eine „Spaltung der Welt in ein Zwiedenken zwischen Realität

und Ideologie.“ In der Parteiführung sei weniger eine ausgedehnte Bürokratisierung und Rationalisierung spürbar geworden, sondern haben — analog zur Polykratiethese für den Nationalsozialismus — Kompetenzkonflikte, „Anarchie und Chaos“ vorgeherrscht. Zudem führte die Abschottung der Spitzenfunktionäre von ihrer Umgebung dazu, daß Entscheidungen zunehmend in einer „Welt der Potemkinschen Dörfer“ getroffen worden seien. Dieser Realitätsverlust schlage sich auch in den Akten nieder, und die sukzessive Herausfilterung negativer wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen aus den Akten lasse sich auf dem Wege zu den übergeordneten Parteistellen nachvollziehen.

Elke WARNING (Berlin), Archivarin im Zentralen Parteiarchiv der SED/PDS, teilte Wolles Aussage im Grundsatz, stufte aber den Wert bestimmter Aktengruppen anders ein als ihr Voredner. Sie differenzierte nach chronologischen Gesichtspunkten. Während die Qualität der Aktenführung beispielsweise für die frühen fünfziger Jahre, als die SED noch nicht alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens beherrschte, hoch anzusetzen sei, lasse sie seit den siebziger Jahren zunehmend zu wünschen übrig.

Des weiteren betonte sie, daß der Nutzen persönlicher Nachlässe von Mitgliedern des Politbüros noch nicht abschließend beurteilt werden könne, weil zentrale Bestände noch der Verzeichnung harren. Im Hinblick auf die „Schere“, die sich im Verhältnis der Anzahl der Mitarbeiter zu den anfallenden Aufgaben immer weiter öffne, schilderte sie die Probleme bei der Aufarbeitung von Beständen und der Betreuung von Benutzern. So seien die Akten der achtziger Jahre noch weitgehend unverzeichnet und auch das Schicksal der regionalen Bezirksparteiarchive noch ungeklärt, während zur gleichen Zeit der Benutzerandrang zu- und die Personalausstattung abnehme.

In der **Diskussion** wies Daniel KÜCHENMEISTER (Berlin) darauf hin, daß zwischen einer sozial- und alltagsgeschichtlichen Perspektive unter Zuhilfenahme der Kreis- und Bezirksakten und einer eher politikhistorischen Fragestellung zu unterscheiden sei. So erweise sich beispielsweise bei Arbeiten zur Parteigeschichte der Rekurs auf andere Quellenarten als nützlich. Stefan Wolle akzeptierte die Möglichkeit einer annähernden Rekonstruktion von Geschehnissen auf Grundlage einer Verbreiterung der Quellenbasis, zugleich erschien ihm eine Wiederherstellung verlorener Bestände als „unendlich schwierig“.

Mit dem Komplex der staatlichen Akten der DDR befaßte sich zunächst Ulrich GEYER (Berlin). Der ehemalige Archivar im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der DDR legte das Hauptaugenmerk auf die Notwendigkeit einer „wechselseitigen Erschließung“ von SED-Akten, staatlichen Überlieferungen und jenen der Massenorganisationen. Er beschrieb die vielfältigen Probleme und Hindernisse einer Reorganisation der Akten staatlicher Provenienz. Die Unterordnung der Ministerialbürokratie unter die Weisungen von Politbüro und Partei und der unkontrollierte Zugriff auf Akten stellen dabei nur das offensichtliche Problemfeld dar. Geyer illustrierte diesen Sachverhalt dadurch, daß der langjährige Botschafter der DDR in Japan einen Teil seiner Berichte nicht an die zuständigen Stellen im Außenministerium sandte, sondern direkt an seinen alten Freund im Politbüro, Hermann Axen. Selbst das Gesuch um Verlängerung seiner dortigen Amtszeit habe er direkt an Axen gerichtet. Hinzu komme die Tatsache, daß die Verwaltungsarchive nur Materialien der niedrigeren Geheimhaltungsstufen abgaben, so daß Schriftstücke der Klassifizierungen ab dem Grad „vertrauliche Verschlusssache“ ohnehin nicht in die Endarchive gelangten. Die Zusammenführung von ministeriell und thematisch zusammengehörenden Beständen sei folglich nur

durch eine umfassende Sichtung und Analyse von äußerst unterschiedlichen Aktengruppen zu gewährleisten. Da die unzureichende Personalausstattung und die Menge der noch zu verzeichnenden Akten aus DDR-Zeiten eine solche akribische Aufarbeitung kaum ermöglichen, sei kurz- und mittelfristig eine Rekonstruktion nicht möglich. Mit einer Wiederherstellung und Zusammenführung der staatlichen Akten sei voraussichtlich bestenfalls in zwanzig Jahren zu rechnen.

Jochen LAUFER (Berlin) gab einen Überblick über die Archivsituation in Moskau unter besonderer Berücksichtigung der Quellen zur sowjetischen Besatzungspolitik von 1945 bis 1949. Auch hier ist zur Zeit nur ein Bruchteil der Akten für die Wissenschaft zugänglich. Die Bestände der sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) sind momentan ebensowenig benutzbar, wie jene im sogen. Präsidentenarchiv. Bei den Überlieferungen des Bevollmächtigten des NKWD in der SBZ, die im Archiv des KGB lagern, werden (in Kürze ?) nur die Opferakten offengelegt — diese aber auch für Wissenschaftler. Das Gros der zugänglichen Quellen befindet sich im Archiv des Außenministeriums, hierbei sind die Bestände des Sekretariats des Außenministers Wjatscheslaw Molotow, der regionalen Abteilung Deutschland, des sowjetischen Hohen Kommissars, des Alliierten Kontrollrats und der politischen Berater der SMAD besonders erwähnenswert. Die willkürliche Ausgabe der Findmittel an Benutzer und der Umstand, daß nach Schätzung Laufers etwa die Hälfte der Akten sekretiert seien, können durch die „perfekte Aktenführung“ kaum aufgewogen werden, und eine Sicherung der Moskauer Bestände mit internationaler Hilfe scheint das vorrangige Problem zu sein.

Heinz BOBERACH (Koblenz) befürwortete eine schnellstmögliche Rückführung deutscher „Beuteakten“ aus der ehemaligen UdSSR. Kazimierz WAJDA (Thorn/Polen) wies auf interessante Bestände der polnischen Militärmission in Berlin bis zum Jahr 1948 hin, die im Archiv des polnischen Außenministeriums in Warschau lagern.

Die Aktenbestände der Massenorganisationen in der DDR waren Gegenstand einiger knapper Ausführungen. Heinrich VOLKMANN und Karlheinz KUBA (beide Berlin) beschrieben die Situation im Archiv der Johannes-Sassenbach-Stiftung, wo die Akten des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) untergebracht sind. Beide bewerteten den Stellenwert dieser Akten — entsprechend der Rolle des FDGB im politischen System der DDR — als eher nachrangig [vgl. die Bestandsübersicht in: IWK, Jg.27 (1991), H.1, S.35–43]. Über die Situation im Archiv des Instituts für Zeitgeschichtliche Jugendforschung und die dortigen Bestände der Freien Deutschen Jugend (FDJ) informierte Michael BUDDRUS (Berlin) (vgl. die Bestandsübersicht in: IWK, a.a.O., H.2, S.211–215).

Andreas GRAF (Berlin) leitete die beiden Beiträge zu den Akten der Staatssicherheit mit der Frage ein, welche Aussagekraft zu relevanten Vorgängen in der Geschichte der DDR zu erwarten und welches quellenkritische Instrumentarium zu beachten sei.

Aufgrund seiner Erfahrungen als ehemaliger Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) sprach sich Wanja ABRAMOWSKI (Berlin) nachdrücklich gegen die These aus, daß die Stasi-Akten, „ungeachtet aller ideologischen Überfrachtung“, in ihren Sachaussagen zuverlässig seien. Er plädierte vielmehr für eine konsequenter durchgeführte Quellenkritik, die sich auch die Feststellung Johann Gustav Droysens zu eigen zu machen hätte, daß alle Quellen, wie gut oder schlecht sie auch sein mögen *Auffassungen* von Geschehnissen seien.

Bisher seien zum Beispiel keine sachkundigen und kritischen Untersuchungen über Stasi-Mitarbeiter im Verhältnis zu den von ihnen angelegten Akten durchgeführt worden. Vernachlässige man aber den Aspekt der Autorenschaft und den der Zweckbestimmung einer Stasi-Akte, gehe man also von „zuverlässigen Sachverhalten“ aus, so unterschläge man die Möglichkeit eines Falsifikats, und zwar sowohl im Hinblick auf die Autorenschaft als auch im Hinblick auf den Inhalt einer Akte. Als Beispiel einer falschen Zuordnung von Inhalten zu einem Autor (Informellem Mitarbeiter [IM] oder hauptamtlichem Mitarbeiter) gab Abramowski an, daß Informationen aus verschiedenen Quellen durchaus unter einem IM-Namen gesammelt werden konnten oder daß zum Teil ahnungslose Personen von MfS-Mitarbeitern, die unter dem Druck des Anwerbungssolls standen, zu IM erklärt wurden.

Abramowski verwies aber auch auf die Schwierigkeiten der inneren Quellenkritik. Den Aussagen der Stasi-Akten läge häufig eine „martialische und bürokratisierte Sprache“ zugrunde, die ihre Erklärung darin finde, daß die Akten nicht für ihre spätere Veröffentlichung angelegt wurden. Sie waren an Vorgesetzte, Parteifunktionäre und an die Administration gerichtet, deren Erwartungen und Vorgaben sie zu entsprechen hatten.

Matthias WAGNER (Berlin), amtierender Leiter des „Zwischenarchivs Hoppegarten“ und führendes Mitglied des „Bürgerkomitees 15. Januar“, warnte in seinem Diskussionsbeitrag angesichts der Aktenmassen des MfS vor „übertriebener Euphorie“. Mit Hilfe der Stasi-Akten könne die DDR-Geschichte nicht gänzlich neu geschrieben werden. Auch spiegelten die Stasi-Akten für sich genommen nicht das Gesamtbild der Entwicklung der DDR wider; der Quellenwert der Akten liege vielmehr in der Entwicklung des MfS begründet, einem zweifellos wichtigen Teil der DDR-Geschichte!

Auch Wagner setzte den Wert der Stasi-Akten als *historische Quelle* relativ gering an, da der überwiegende, wenn auch nicht konkret bestimmbare Anteil der Akten aus der Erfassung von Unterlagen zu Einzelpersonen besteht. Den ungeheuren Aktenmassen (allein die Abteilung XII des Zentralarchivs des MfS verwaltete 18 000 laufende Meter Akten und 2 000 laufende Meter Karteien) kann nach Wagners Auffassung sinnvoll begegnet werden, wenn nur auf die in geringerem Ausmaß vorhandenen Sachakten rekurriert wird. Die historische Auswertung hätte allerdings die Lückenhaftigkeit dieser Bestände mit zu berücksichtigen. Da es nicht im Interesse des MfS lag, durch die Archivierung von Material ein Informationsmonopol auszubauen, das das Wissen der einzelnen „Strukturleiter“ bei weitem übertrafen hätte, ergaben sich aus den konspirativen Arbeitsregeln des MfS eher voneinander isolierte „Informationsinseln“.

Wagner schlug folgende Bereiche vor, auf die sich die historische Forschung im Moment stützen könnte: Auf höchster Ebene seien die Akten der Ministerien, der stellvertretenden und Stabsorgane und der Strukturleitungen einzusehen. Weitere wichtige Quellen bilden die Lageberichte der Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe (ZAIG), ebenso die der ehemals auch auf Bezirksebene arbeitenden Auswertungskoordinationsgruppen (AKGs). Bei der Dokumentenstelle lägen Arbeitsdokumente, Befehle, Weisungen und Vereinbarungen vor. Schließlich sei auf die Juristische Hochschule Potsdam-Eiche zu verweisen, zu deren gesammelten Beständen die Abschlußarbeiten der Hochschule zählen.

In der anschließenden **Diskussion** wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die bruchstückhafte Überlieferung von Akten nicht nur aus der bewußten Haltung gegen eine Archivierung von Akten generell resultiere. So sei die gezielte Aktenvernichtung nach 1989 Ausdruck einer politischen Entwicklung gewesen. Schließlich habe der „Runde Tisch“, wohl auch um den

bundesdeutschen Geheimdiensten den Zugriff auf Personen belastendes Material zu verwehren, einen Drei-Stufen-Plan zur Vernichtung der Stasi-Unterlagen entwickelt, wobei die erste Stufe, die Vernichtung des Stasi-EDV-Systems unter Aufsicht des Bürgerkomitees, auch durchgeführt wurde. Karteien und Akten seien jedoch erhalten geblieben.

Ein weiterer Themenbereich der Tagung war den Betriebsakten der ehemaligen DDR gewidmet. In zwei Beiträgen von Rainer KARLSCH (Berlin) und Renate SCHWÄRZEL (Potsdam) wurde sowohl der Stellenwert für die historische, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Forschung erörtert als auch auf die ungeklärte Bestandssicherung hingewiesen.

Rainer Karlsch stellte rückblickend fest, daß mit der Betriebsgeschichtsschreibung, mit der weit über 10 000 Historiker in der DDR aktiv beschäftigt waren, eine Chance vertan wurde. Die vielbeschworene „Geschichte von unten“ habe aufgrund eines „zentral verordneten Geschichtsbildes mit vorgestanzten Dogmen“ nicht stattgefunden. Bedauernswert sei, daß die jetzigen Forschungsprojekte zur DDR-Geschichte die Unternehmensarchive kaum berücksichtigten, obwohl ein überaus großer Fundus interessanter Quellen vorliege.

Mit einer Kategorisierung der Quellen versuchte Karlsch dann, den Aussagewert der einzelnen Bestände zu hierarchisieren. Auf der Ebene von Generaldirektion und Werkleitung sei beispielsweise aussagefähiges Material zu erwarten, wenngleich hier mit größeren Lücken in der Überlieferung zu rechnen sei. Gerade die Akten aus „Krisenzeiten“ seien dezimiert worden oder überhaupt nicht mehr vorhanden. Aufschlußreich sei auch die Ebene der Parteileitung, dem eigentlichen Machtzentrum, und ihre Relation zu den Werkleitungen, die sich zumindest partiell auch als Gegengewicht verstanden.

Als grundsätzliche Schwierigkeit bei der Auswertung des Materials nannte Karlsch das Problem der Ermittlung der eigentlichen Entscheidungsträger, denn Unternehmensgeschichte im klassischen Sinne, in der den Unternehmern und ihren Innovationen ein zentraler Platz zukommt, habe gar nicht existiert. Für die Rekonstruktion des Geschehens sei es daher erforderlich, Betriebsakten und Akten aus den Archiven der Ministerien und des Parteiapparats zu koppeln sowie Zeitzeugenbefragungen durchzuführen.

In einem Ausblick gab Karlsch an, welche Problemkreise nicht oder nur eingeschränkt faßbar und auf welchen Gebieten neue, über den Unternehmenshorizont hinausreichende Erkenntnisse zu erwarten seien; dazu gehöre auch die bisher noch unzureichend erforschte Wirkung der „Sowjetisierung“ auf die Wirtschaft.

Als Mitarbeiterin der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (Potsdam) machte Renate Schwärzel auf die Schwierigkeiten der Archivierung von noch vorhandenen Betriebsakten aufmerksam.

Bis zum 2. Oktober 1990 waren die volkseigenen Betriebe (VEB) verpflichtet, Archive zu bilden und zu unterhalten. Die damit oftmals lückenlose Dokumentation wurde in ihrem Fortbestand gesichert, da nach gesetzlich geregelten Fristen eine Übergabe an jeweils zuständige Endarchive (Staats- oder Stadtarchive) zu erfolgen hatte. Mit der Privatisierung der Wirtschaft am 3. Oktober 1990 übernahmen die Unternehmen die Verantwortung für das hier noch vorhandene Archivgut. Aktenbestände sind seither nicht allein dadurch bedroht, daß sich Unternehmensleitungen gegen die Erhaltung der Archive aussprechen; durch die Entflechtungen oder Liquidationen früherer DDR-Betriebe seien Akten oft nicht mehr auffindbar. Abwicklung und Auflösung dieser Betriebe schlossen häufig aber auch die Vernichtung der Akten mit ein. Damit gerate die DDR-Forschung unter Zeitdruck, zumal die Treuhandanstalt, um weitere Verluste von Wirtschaftsgut zu verhindern, zwar Depots eingerichtet hat, die

jedoch nur bis 1994 finanziert werden können. Mit Nachdruck sprach sich Schwärzel daher für den Aufbau von regionalen Wirtschaftsarchiven aus, die neben den Staatsarchiven der neuen Bundesländer mit den bereits zu DDR-Zeiten gesammelten Materialien der VEB und dem Bundesarchiv, das die Akten der Zentralbehörden sammelt und dem eine eigene Stiftung für die nichtstaatlichen Archive erst angegliedert werden soll, als Rettungs- und Auffangstellen zu fungieren hätten.

Daß die Auswertung von Akten unterschiedlicher Provenienz zur Neubewertung „historischer“ Ereignisse einen wesentlichen Beitrag zu leisten vermag, stellte Armin MITTER (Berlin), Mitbegründer des in der Umbruchszeit gebildeten UHV, am Beispiel der Einschätzung des 17. Juni 1953 eindrucksvoll dar. In der offiziellen Version der DDR wurde zur Begründung des Aufstandes von einer Provokation durch „faschistische“ westliche Agenten ausgegangen, die man jedoch trotz größter Anstrengungen bis zum November 1953 nicht aufzufinden konnte.

Mitter kam unter besonderer Berücksichtigung der Informationsberichte der Partei und der Staatssicherheit zu dem Ergebnis, der Ursprung des Aufstandes und seine schnelle Ausbreitung habe in der Unzufriedenheit und im Widerstand, der, möglicherweise auch durch die Eingeständnisse von Fehlern im Beschluß des SED-Politbüros vom 9. Juni 1953, ermutigten bürgerlichen Mittelschichten gelegen. Tatsächlich gingen in der Woche vom 9. bis 16. Juni alarmierende Berichte ein, auf die Partei und Staatssicherheit so gut wie gar nicht reagierten. Systematische Analysen nach einzelnen Wirtschaftsgebieten oder einzelnen Schichten blieben daher aus. Erst mit dem Aufstand des 17. Juni, der dann weitgehend von der Arbeiterschaft und ihren Streikaktionen bestimmt war, begann eine neue Phase der Informationsgewinnung (17. bis 25. Juni) über die Stimmung im Lande, mit der Folge eines durch die „katastrophalen Ergebnisse“ bedingten Ausbaus des Machtapparats und einer Verschärfung der Disziplinierungsmaßnahmen. Mit der gezielten Erweiterung eines Spitzel- und Informationsnetzes sollte erreicht werden, möglichst ohne Gewalt, durch Aufklärung und vorbeugende Aktionen der Lage im Lande Rechnung zu tragen, jedoch nicht im Sinne von Reformen, sondern vielmehr im Sinne von Unterdrückung auftretender Widersprüche.

In der abschließenden **Diskussion** wurde darauf verwiesen, daß auch die westliche Einschätzung als Volks- und Arbeiteraufstand zu kurz gegriffen habe. Es sei daher erforderlich, die Ereignisse um den 17. Juni in ihrer Bedeutung für die gesamtdeutsche Geschichte neu zu durchdenken. Dazu müßten zum Beispiel Berichte aus West-Berlin hilfreich sein, ebenso wichtig wäre die Einsicht in sowjetische Akten. Schließlich könne auch der Einbezug einer Zeitzeugenbefragung eine differenziertere Sicht erschließen.

Den Grundtenor der verschiedenen Beiträge bildete die Feststellung, daß auf der technischen Ebene eine Sicherung und häufig auch — wie für staatliche und Partei-Akten — eine erste ordnungsgemäße Verzeichnung und Rekonstruktion zersplitterter Bestände zu erfolgen haben, die mit den vorhandenen Ressourcen nicht erbracht werden können. Beklagt wurde, daß selbst die verzeichneten Akten nicht immer zur Verfügung stünden. Die Kooperation zwischen Archivaren und Historikern sei häufig dadurch erschwert, daß Bundesbehörden, beispielsweise im Bezug auf Entschädigungsansprüche, Stasi-Überprüfungen und Prozesse, vorrangigen Aktenzugriff beanspruchten. — Hinsichtlich der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der DDR wurden neue Forschungsperspektiven und Fragestellungen deutlich, wobei im allgemeinen eine umfassende und provenienzübergreifende Quellenbasis eine der wichtigsten Chancen darstellt.

Die Tagung erbrachte einen fruchtbaren Dialog: Es wurde deutlich, daß das Gespräch zwischen Historikern und Archivaren in wohlthuender Sachlichkeit und geprägt von einem hohen Maß an Problembewußtsein wesentlich öfter geführt werden sollte. Peter LÖSCHE (Göttingen), einer der Mitveranstalter, gab abschließend der Hoffnung Ausdruck, daß mit der Tagung ein Beitrag zur Objektivierung der Geschichtsschreibung der DDR geleistet werden konnte.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (93)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften“ weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

- 0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**
- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 19.11.1992

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

- 0 92-080**
- 2.1 LUBITZ, Wolfgang; Reichenhaller Str. 65, W-1000 Berlin 33
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Bibliographie/Repertorium
- 8 Bearb.
- 9 Trotskyist serials bibliography. With locations and indices**
- 10.1 1927-1991/92
- 10.2 Europa, Nordamerika inkl. Mexiko, Australien, Neuseeland sowie Publikationen aus anderen Ländern sofern in europäischen Sprachen
- 11.1 Bibliographisches Repertorium der Zeitschriften und Bulletins trotzkistischer Gruppen, Parteien und internationaler Zusammenschlüsse, teils inkl. „interner Bulletins“ u.ä.; zugleich Standortnachweis für ca. 2000 solcher Publikationen in europäischen und nordamerikanischen Bibliotheken und Archiven (in Auswahl)
- 12** Veröffentlichung mit einem Vorwort von Paolo Casciola, Foligno/Italia, im Sauer-Verlag München, Leipzig, London usw., ca. 500 S.

- 16 Umfangreiche eigene Sammlung; Bestände von Bibliotheken, Archiven, Fachbibliographien; schriftliche Auskünfte von (ehemaligen) Aktivistinnen und anderen Kennern der „trotzkistischen Szene“; größtenteils Autopsie des Materials

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

- 0 92-081**
- 2.1 GRAHN, Gerlinde, Dr.; Otto-Haseloff-Str. 15, O-1597 Potsdam
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/92, Abschluß: 7/93
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung zwischen der Mitte des vergangenen Jahrhunderts und 1945 in den Beständen von Parteien, Vereinen und Verbänden im Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam**
- 10.1 Ca. 1830-1945
- 10.2 Deutschland
- 14 Quellenstudien im BA, Abt. Potsdam
- 16 Bestände von Parteien, Vereinen und Verbänden zur Arbeiterbewegung

0 92-082

- 2.1 GRAHN, Gerlinde, Dr.; Otto-Haseloff-Str. 15, O-1597 Potsdam
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/92, Abschluß: 12/92
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 **Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung zwischen der Mitte des vergangenen Jahrhunderts und 1945 in den Nachlässen im Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam**
- 10.1 Ca. 1830-1945
- 10.2 Deutschland
- 14 Quellenstudien im BA, Abt. Potsdam
- 16 Nachlässe zur Arbeiterbewegung

0 92-083

- 2.1 Herausgeberkollektiv unter Leitung von PAR-DON, Inge, Dr.; c/o IfGA/ZPA, Wilhelm-Pieck-Str. 1-3, O-1054 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/91, Abschluß: 3/93
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 **Lager, Front oder Heimat — Deutsche Kriegsgefangene in Sowjetrußland 1917 bis 1920**
- 10.1 1917-1920
- 10.2 Deutschland, Rußland
- 11.1 Teilnahme deutscher Internationalisten an der Oktoberrevolution; Tätigkeit der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte in Sowjetrußland; Lage der deutschen Kriegsgefangenen
- 14 Quellenermittlung und -bearbeitung in deutschen und russischen Archiven
- 16 Deutsche und russische Ae

0 92-084

- 1 Stadt Krefeld, Stadtarchiv/NS-Dokumentationszentrum, Postfach 2740, W-4150 Krefeld 1
- 2.1 SCHUPETTA, Ingrid, Dr.
- 4 Im Druck
- 5 Beginn: 6/92, Abschluß: 11/92
- 6 Eigenprojekt der Stadt Krefeld, Stadtarchiv/NS-Dokumentationszentrum; Edition; Aufsatz
- 7 Stadt Krefeld
- 8 Stadt Krefeld
- 9 **Die Billstein-Briefe 1933-1945. Ein Briefwechsel aus Gefängnissen, Lagern und dem Bewährungsbataillon 999**
- 10.1 1929-1933 (1945)
- 10.2 Krefeld
- 11.1 Herausgabe einer Briefauswahl (aus den Zuchthäusern Anrath, Sonnenburg, Lüthringhausen und Celle) des KPD-Mitgliedes Aurel Billstein; politischer Hintergrund: die KPD in der Weimarer Republik, Kommunalpolitik
- 14 Briefedition
- 16 Archivmaterial; Statistik; Zeitungen

0 92-085

- 1 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V., Thomas Friedrich (Vorsitzender), Landsberger Allee 183, O-1156 Berlin; Tel. 030/9721871
- 2.1 HÜBNER, Christa, Dr.; Märkische Allee 360, O-1134 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/92
- 6 Eigenprojekt des Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Bearb.
- 9 **Die Haltung der SED zur Oder-Neiße-Grenze**
- 10.1 1945-1950
- 10.2 SBZ/DDR
- 11.1 Veröffentlichung von Materialien aus den Beständen des Zentralen Parteiarchivs der ehemaligen SED, die den widerspruchsvollen Prozeß der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Führung der KPD und SPD sowie nach ihrer Vereinigung der SED belegen
- 14 Dokumentenedition
- 16 Zentrales Parteiarchiv der PDS

0 92-086

- 1 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V., Thomas Friedrich (Vorsitzender), Landsberger Allee 183, O-1156 Berlin; Tel. 030/9721871
- 2.1 MALYCHA, Andreas, Dr.; Helene-Weigel-Platz 14, O-1140 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/94
- 6 Eigenprojekt des Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 8 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Bearb.
- 9 **Der Zentrallausschuß der SPD 1945/46**
- 10.1 Mai 1945-April 1946
- 10.2 SBZ
- 11.1 Veröffentlichung programmatischer Dokumente und von Materialien des Zentrallausschusses der SPD (SBZ)
- 14 Dokumentenedition
- 16 Zentrales Parteiarchiv der PDS

0 92-087

- 1 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V., Thomas Friedrich (Vorsitzender), Landsberger Allee 183, O-1156 Berlin; Tel. 030/9721871
- 2.1 MAYER, Herbert, Dr.; Wilhelm-Pieck-Str. 7 a, O-1054 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 12/93
- 6 Eigenprojekt des Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Eigenprojekt des Bearb.; Edition

- 8 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Bearb.
- 9 **Am Gängelband der SED. Die Fremdbestimmung der KPD**
- 10.1 1948–1949
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Veröffentlichung von Materialien aus den Beständen des Zentralen Parteiarchivs der ehemaligen SED, die die Einwirkung der SED auf die KPD dokumentieren
- 14 Dokumentenedition
- 16 Zentrales Parteiarchiv der PDS

0 92–088

- 1 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V., Thomas Friedrich (Vorsitzender), Landsberger Allee 183, O–1156 Berlin; Tel. 030/9721871
- 2.1 FRIEDRICH, Thomas, Landsberger Allee 183, O–1156 Berlin; HÜBNER, Christa, Dr., Märkische Allee 360, O–1143 Berlin; JACKOB, Kerstin, Boxhagener Str. 54, O–1035 Berlin; MAYER, Herbert, Dr., Wilhelm-Pieck-Str. 7 a, O–1054 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/90, Abschluß: 3/93
- 6 Eigenprojekt des Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Eigenprojekt der Bearb.; Edition
- 8 Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.; Bearb.
- 9 **Auf dem Weg zur „Partei neuen Typus“. Die stenographischen Protokolle der 10. bis 14. Tagung des Parteivorstandes der SED**
- 10.1 Mai bis Oktober 1948
- 10.2 SBZ/DDR
- 11.1 Veröffentlichung der stenographischen Protokolle der 10. bis 14. Tagung des Parteivorstandes der SED und ihre wissenschaftliche Bearbeitung
- 14 Dokumentenedition
- 16 Zentrales Parteiarchiv der PDS

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

—

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 92–089

- 2.1 BEIER, Gerhard, Dr.habil.; Wendelinsweg 2, W–6242 Kronberg; Tel. 06173/640566, Fax 06173/68834
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 5/92, Abschluß: 9/92
- 6 Auftragsforschung; Festschrift
- 7 Stadt Mühlheim a.M.
- 8 Bearb.; Stadt Mühlheim a.M.
- 9 **Anton Dey, Lebenschronik 1892–1973. Essay**
- 10.1 1892–1973
- 10.2 Mühlheim a.M. und Offenbach a.M.

IWK 4/92

- 11.1 Lebensbeschreibung des Bürgermeisters und Präsidenten des Deutschen Gemeindetages im Zusammenhang der Entwicklung sozialdemokratischer Kommunalpolitik

- 12 **Beier, G.: Zur Theorie und Praxis des Gemeindesozialismus im Zusammenhang der Lebensgeschichte von Anton Dey**, in: Ein Leben für die Gemeinden. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Altbürgermeister Anton Dey (1892–1973) am 21. Oktober 1992. Hrsg. von der Stadt Mühlheim am Main. Mit Beiträgen von Gerhard Beier, Fritz Borges, Werner Grasmück, Richard Krug, Karl-Christian Schelzke und Alfred Schubert. Mühlheim a.M.: [o.V.] 1992, S. 9–15

- 14 Interviews; Auswertung von Textquellen
- 16 Hessisches HStA Wiesbaden, StadtA Mühlheim a.M.

0 92–090

- 2.1 BEIER, Gerhard, Dr.habil.; Wendelinsweg 2, W–6242 Kronberg; Tel. 06173/640566, Fax 06173/68834
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 80 (intensiv 86–90), Abschluß: ca. 96
- 6 Publikation in zwei Bänden
- 9 **Biographie von Herbert Wehner**
- 10.1 1906–1990
- 11.1 Integrale Darstellung und Analyse des gesamten politischen Lebens auf der Basis aller bekannten und unbekannten Quellen
- 12 Veröffentlichung vorgesehen
- 13 **Beier, G.: „... die reine Wahrheit ist ja doch für Dich allein ...“. Herbert Wehner zum Gedenken.** Neun Versuche zur Annäherung an einen Entrückten zusammengestellt für Angehörige und Freunde zur Erinnerung, 25. Januar 1990. Privatdruck des Verfassers, Kronberg im Taunus [1990]. Nicht zur Veröffentlichung. 30 S.

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

—

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 92–091

- 1 Universität Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, W-5000 Köln 41
- 2.1 WEGER, Antje; Im Brandengarten 1, W-5300 Bonn 1; Tel. 0228/250492
- 2.2 Prof. Dr. Eberhard Kolb
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 2/92, Abschluß: 10/92
- 6 M.A.
- 8 Bearb.
- 9 **Der Zentralverband der Dachdecker Deutschlands in der Weimarer Republik**
- 10.1 1918–1933
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Einordnung der traditionell-handwerklich geprägten Dachdecker-gewerkschaft in den politischen und wirtschaftlichen Kontext der Weimarer Zeit; Entwicklung des Verbandes hinsichtlich der in der Weimarer Republik generell stattfindenden gewerkschaftlichen Konzentrationsbewegung
- 13 M.A., Univ. Köln 1992
- 14 Themenbezogene, systematische Vorgehensweise; Auswertung des Archivmaterials und zeitgenössischer Dokumente
- 16 AdsD/FES, Bonn: Nachlaß Theodor Thomas, Vorstandsprotokolle des Dachdeckerverbands, Geschäftsberichte, Protokolle, Verbandsorgan; Bibl./A der IG Bau-Steine-Erden, Frankfurt a.M.: Vorstandsprotokolle, Verbandsorgan

e) 1933–1945

—

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) B R D

—

h) D D R

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 92–092

- 1 Univ. Gießen, FB Gesellschaftswissenschaften, Institut für Politikwissenschaft, Karl-Glöckner-Str. 21, Haus E, W-6300 Gießen; Tel. 0641/702–5205
- 2.1 PETER, Marianne, M.A.; Pestalozzistr. 11, W-6330 Wetzlar; Tel. 06441/33261
- 2.2 Prof. Dr. Klaus Fritzsche
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 92, Abschluß: 96
- 6 Diss.
- 8 Univ. Gießen
- 9 **Arbeiterbewegung und Faschismuserfahrungen. Untersuchungen zur politischen Sozialisation und Partizipation in Mittelhessen**
- 10.1 Ca. 1918/19–1956
- 10.2 Hessen, Kreise Lahn-Dill und Gießen
- 11.1 Wechselwirkung und Zusammenhang von Politik und Erfahrung; Bedeutung für politische Orientierungen; politisches Selbstverständnis und Partizipationschancen des Einzelnen in seiner politischen Organisation; gesellschaftliche Struktur und individueller Widerstand, Verfolgung, Anpassung und Innerlichkeit; Resistenzfaktoren und Anpassungsdruck; objektive und subjektive Brüche in Biographien sowie deren Bedeutung für die Gegenwart; geschlechtsspezifische Unterschiede; faschismustheoretische Relevanz der Ergebnisse, insbesondere im Bereich der Sozialpsychologie und der Politischen Psychologie
- 12 **Peter, Marianne und Frank Sygusch: Das Problem der sozialen Konstruktion dokumentierter Wirklichkeit. Eine Auswahlbibliographie zu einer Sozialwissenschaft der Interpretation unter besonderer Berücksichtigung der Biographieforschung, Ethnomethodologie und Praxis der „Oral History“.** Linden: [o.V.] 1985. — Peter, M.: „... über den Sozialismus zur Demokratie.“ 40 Jahre Hessische Verfassung. Wetzlar: [o.V.] 1986. — Peter, M.: „Ein Leben mit der Sozialdemokratie“, in: 100 Jahre SPD Wetzlar, 1889–1989. Hrsg. vom SPD-Ortsverein Wetzlar. Wetzlar: [o.V.] 1989, S. 203–288. — Peter, M.: **Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren. . . Lebenserinnerungen ehemaliger SAJ'ler aus dem Raum Gießen-Wetzlar von den zwanziger Jahren bis nach dem Zweiten Weltkrieg.** Hrsg. von der Geschichtswerkstatt Gießen-Wetzlar e.V. und dem Freundeskreis der ehemaligen Sozialistischen Arbeiterjugend Gießen-Wetzlar. Gießen-Wetzlar: Selbstverlag 1992. 368 S.
- 13 **Peter, M.: Chancen und Grenzen der Alltagsgeschichte. Lebenserinnerungen aus der Sozialistischen Arbeiterjugend in Wetzlar und Umgebung (1919–1945).** M.A., Univ. Gießen 1990
- 14 „Oral History“ (qualitative Biographieforschung); ca. 50 Erinnerungsberichte (SAJ, SPD, KPD, SAP, ATuSB, Naturfreunde)

- 16 Ae in Wiesbaden, Darmstadt und RegionalAe; Zeitschriften der SPD/SAJ u.a.; Regionalzeitungen
- 0 92-093**
- 1 Bauhaus Dessau, Gropiusallee 38, O-4500 Dessau
- 2.1 HOFFACKER, Heinz Wilhelm, Dr.; Kalkstr. 51, W-4300 Essen II
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 3/92, Abschluß: 12/92
- 6 Eigenprojekt des Bauhauses Dessau; Edition; Aufsatz
- 8 Bauhaus Dessau
- 9 Wissenstransfer und personelle Beziehungen zwischen den Landesplanungen des mitteldeutschen Industriegebietes, der Rheinprovinz und des Ruhrgebietes**
- 10.1 1925-1936
- 10.2 Rheinprovinz; Ruhrgebiet; Region Merseburg, Dessau, Bitterfeld
- 11.1 Nachweis planerischen Eingreifens vor der Schaffung entsprechender gesetzlicher Grundlagen (ausgenommen Ruhrgebiet); Einflußnahme von Interessengruppen auf Aufbau und Arbeit der Planungsgremien; Austausch von Führungspersonal zwischen den Regionen
- 13 Hoffacker, H.W.: Gesamtrationalisierung der Gesellschaft und die Raumplanung.** Referat vor dem Internationalen Symposium „Die neue Stadt“, Bauhaus Dessau 8.-10.10.1992
- 14 Quellenrecherche
- 16 Ae der entsprechenden Regionen
- 0 92-094**
- 1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Universitätsstr. 150, Postfach 102148, W-4630 Bochum 1
- 2.1 HEISE-JUBT, Karin; Grimbergstr. 1, W-4620 Castrop-Rauxel
- 2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/92, Abschluß: 1/93
- 6 M.A.
- 8 Bearb.
- 9 Sozialistischer Wettbewerb in der Sowjetischen Aktiengesellschaft (SAG) Wismuth von 1948-1954**
- 10.1 1948-1954
- 10.2 Sachsen/Thüringen
- 11.1 Wie verlief der Wettbewerb und wie stand die Gewerkschaft dazu?
- 14 Archivarbeit
- 16 Akten aus dem Bestand der ehemaligen IG Wismuth
- b) Lokal**
- 0 92-095**
- 2.1 BEIER, Gerhard, Dr.habil.; Wendelinsweg 2, W-6242 Kronberg; Tel. 06173/640566, Fax. 06173/68834
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 6/92, Abschluß: 6/93
- 6 Auftragsforschung
- 7 Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden, Hauptvorstand, W-6000 Frankfurt a.M.
- 9 Der 17. Juni 1953 mit besonderer Berücksichtigung der Bauarbeiter**
- 10.1 1953
- 10.2 Berlin
- 11.1 Darstellung, Chronologie und Dokumentation mit Nachweis des spontanen proletarischen Charakters der Erhebung
- 12 Veröffentlichung in der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt a.M., im Juni 1993**
- 14 Interviews; Auswertung archivalischer und publizistischer Quellen in deutscher, englischer und russischer Sprache
- 16 Ae in Washington, Moskau, London, Coventry, Dresden, Berlin, Potsdam, Koblenz, Düsseldorf, Frankfurt a.M., Bonn u.a.
- 0 92-096**
- 1 Stadtteilarchiv Köln-Nippes e.V.; Büro: Kathi Bücken, Bülowstr. 32, W-5000 Köln 60
- 2.1 PFANKUCHE-KLEMENZ, Siegfried, Merheimer Str. 264, W-5000 Köln 60; BÜCKEN, Kathi, Bülowstr. 32, W-5000 Köln 60
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 10/94
- 6 Eigenprojekt des Stadtteilarchivs Köln-Nippes e.V.; Publikation
- 8 Stadtteilarchiv Köln-Nippes e.V.
- 9 Köln-Nippes in den Jahren 1933 bis 1945**
- 10.1 1933-1945
- 10.2 Köln-Nippes
- 11.1 Alltag in der NS-Zeit; Sondergerichte; Verfolgung und Widerstand; Juden; Arbeitssituation
- 12 Veröffentlichung geplant**
- 16 Ae in Düsseldorf, Münster und Köln; ZeitungsA der Univ. Köln; Zeitzeugen
- 0 92-097**
- 2.1 BRUNNER, Claudia, Dr.; Baumgartnerstr. 11, W-8000 München 70
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt der Bearb.
- 9 „Bettler, Schwindler, Psychopathen“: Die „Asozialen“-Politik des Münchner Wohlfahrtsamtes in den frühen Jahren der NS-Zeit (1933 bis 1936)**
- 10.1 1933-1936
- 10.2 München
- 11.1 Lokalstudie; Definition des Begriffs „asozial“; Frage nach liberaler oder restriktiver Handhabung der „Asozialen“-Problematik; hiervon betroffener Personenkreis (Typologisierung); Maßnahmen des Münchner Wohlfahrtsamts und der Polizeibehörden; Auswirkungen dieser Maßnahmen auf die sogenannten Asozialen (Pflichtarbeit, Einlieferung ins KZ Dachau u.a.)
- 14 Quellenorientierte, zeithistorische und politikwissenschaftliche Untersuchung
- 12 Veröffentlichung für 1993 geplant**
- 16 Münchner Ae und Sammlungen; Statistiken; Tageszeitungen; ZeitzeugInnen-Befragung u.a.

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER- BEWEGUNG ANDERER GEBIETE

—

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER- BEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 92–098

- 1 Univ. Greifswald, Historisches Institut, Bereich Nordische Geschichte, Domstr. 9 a, O-2200 Greifswald
- 2.1 SCHOLZ, Michael F., Dr.; Bornholmer Str. 77, O-1071 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/92, Abschluß: 5/94
- 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
- 8 DFG
- 9 **Skandinavische Erfahrungen beim sozialistischen Aufbau? Schicksale deutscher kommunistischer Emigranten in der SBZ/DDR nach ihrer Rückkehr aus dem nordischen Exil. Ein Beitrag zur Remigrationsgeschichte**
- 10.1 1944/45–1980
- 10.2 Schweden, Deutschland, DDR
- 11.1 Das Nachexil gehörte zu den „weißen Flecken“ der DDR-Geschichtsforschung; zum einen hatten sich ehemalige „Westemigranten“ enttäuscht von den Verhältnissen in der SBZ in ihre Exilländer zurückbegeben, zum anderen gehörten „Säuberungen“ und Verfolgungen Anfang der 50er Jahre zu den Tabuthemen in der DDR; das Bekenntnis der Mehrzahl der Remigranten zu SED und DDR hat verschiedene Ursachen, die zu beleuchten sein werden, darunter die Auswirkungen von Karriereangeboten und Privilegien
- 12 **Geplant: Scholz, M. F.: Schicksale eines ehemaligen Schwedenemigranten in der SBZ/DDR — Rudi Wetzels, in: Exil, H. 2/92, Hamburg**
- 14 Kollektive Biographie
- 16 Ae in Berlin und Stockholm; Nachlässe; Interviews

II. NACHTRÄGE

0 3031

- 1 Univ. Salzburg
- 2.1 ZOITL, Helge, Dr.
- 2.2 Prof. Dr. Erika Weinzierl
- 4 Abgeschlossen
- 6 Diss.
- 9 **Die sozialistische Studentenbewegung in der Ersten Republik**

- 10.1 1870–1934
- 10.2 Wien
- 12 **Zoittl, H.: „Student kommt von Studieren! Zur Geschichte der sozialdemokratischen Studentenbewegung in Wien (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 62). Wien und Zürich: Europa-Verlag 1992. 504 S.**
- 13 Diss., Univ. Salzburg [o.J.] (4/92)

0 3635

- 1 Univ. Bochum, Fak. für Geschichtswissenschaft, LS Neuere Geschichte II
- 2.1 LEWEK, Peter, Dr.; Tägermoosstr. 24, W-7750 Konstanz; Tel. 07531/20340
- 2.2 Prof. Dr. Hans Mommsen; Prof. Dr. Helga Grebing
- 4 Abgeschlossen
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Teil-Stipendium der Thyssen-Stiftung
- 9 **Der Kampf um die staatliche Arbeitslosenpolitik in Deutschland 1918–1928, am Beispiel der Erwerbslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung**
- 10.1 1918–1927
- 10.2 Deutschland
- 12 **Lewek, P.: Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenversicherung in der Weimarer Republik 1918–1927 (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: Beihefte, Bd. 104). Stuttgart: Steiner Verlag 1992. 483 S.**
- 13 **Lewek, P.: Arbeitslosenversicherung im Spannungsfeld zwischen Partei- und Interessenpolitik. Die Institutionalisierung der Arbeitslosenversicherung und der Erwerbslosenfürsorge in Deutschland 1918–1927. Diss., Univ. Bochum 1989. — [S.a. Proj.-Nr. 3635 (3/89)]** (4/92)

0 3667

- 1 TU Berlin, FB Kommunikations- und Geschichtswissenschaften
- 2.1 GRZYWATZ, Berthold, Dr.; Wicelstr. 45, W-1000 Berlin 21
- 2.2 Prof. Dr. Ernst Schraepler
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 77, Abschluß: 82
- 6 Diss.
- 10.1 1818–1933
- 10.2 Berlin
- 12 **Grzywatz, B.: Arbeit und Bevölkerung im Berlin der Weimarer Zeit. Eine historisch-statistische Untersuchung. Mit einer Einführung von Otto Büsch und Stefi Jersch-Wenzel (= Einzelveröffentlichungen der Historische Kommission zu Berlin, Bd. 63). Berlin: Colloquium-Verlag 1988. XXI, 507 S.**
- 13 **Grzywatz, B.: Sozialökonomischer Wandel im Berlin der Weimarer Zeit. Eine sozialstatistische Untersuchung zur Entwicklung der betrieblichen Beschäftigungsstrukturen, der Bevölkerungsgliederung und Sozialstruktur Berlins unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitnehmerschaft. Diss., TU Berlin 1982** (4/92)

- 0 **79-0227**
 1 Univ. Bremen
 2.1 WILMS, Reinhard, Dr.; Uhländstr. 3, W-2800 Bremen 1; Tel. 0421/3498310
 2.2 Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 79, Abschluß: 4/88
 6 Diss.
 9 **Staat und Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich. Die Tätigkeit der Politischen Polizei in der Provinz Hannover 1871-1890**
 10.1 1871-1890
 10.2 Preußische Provinz Hannover
 12 **Wilms, R.: Politische Polizei und Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich. Zur Tätigkeit der Politischen Polizei in der Provinz Hannover von der Zeit der Reichsgründung bis zum Ende des Sozialistengesetzes 1871-1890** (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 524). Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Verlag Peter Lang 1992. VIII, 515 S.
 13 Diss., Univ. Bremen 1988 (4/92)
- 0 **81-744, 81-745**
 1 Institut für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn, Godesberger Allee 149, W-5300 Bonn 2
 2.1 BOLL, Friedhelm, Dr. habil.
 4 Abgeschlossen
 6 Geförderte Forschung; Monographie; Habil.
 7 Institut für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn; Stiftung Volkswagenwerk
 10.1 1870-1914
 10.2 Deutschland, England, Frankreich sowie Elsaß und Sachsen, ferner Paris, London, Hamburg, Berlin, Lyon und Bielefeld
 12 **Boll, F.: Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich. Ihre Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert** (= Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn). Bonn: Dietz 1992. 685 S. [S.a. Proj.-Nr. 81-744, 81-745 (4/91)]
 13 Habil., GHS-Univ. Kassel 1992 (4/92)
- 0 **82-020**
 1 Univ. Innsbruck, Institut für Politikwissenschaft
 2.1 FREI, Alfred Georg, Dr. M.A.; c/o Kulturamt der Stadt Singen, W-7700 Singen/Hohentwiel
 2.2 Prof. Dr. Dieter Groh [u.a.]
 4 Abgeschlossen
 6 Diss.
 9 **Der Austromarxismus und das „Rote Wien“**
 10.1 1919-1934
 10.2 Wien
 12 **Frei, A. G.: Die Arbeiterbewegung und die „Graswurzeln“ am Beispiel der Wiener Wohnungspolitik 1919-1934.** Hrsg. von Anton Pelinka und Helmut Reinalter (= Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 7). Wien: Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung 1991. IX, 293 S. [S.a. Proj.-Nr. 82-020 (3/84)]
 13 Diss., Univ. Innsbruck 1986 (4/92)
- 0 **82-157**
 1 Univ. Wien, Institut für Zeitgeschichte
 2.1 RÁSKY, Béla, Dr.
 2.2 Prof. Dr. Erika Weinzierl
 4 Abgeschlossen
 6 Diss.
 9 **Arbeiterfestkultur — Massenfestspele**
 10.1 1918-1934
 10.2 Österreich
 12 **Rásky, B.: Arbeiterfesttage. Die Fest- und Feiernkultur der sozialdemokratischen Bewegung in der Ersten Republik Österreich 1918-1934** (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 59). Wien und Zürich: Europa-Verlag 1992. 309 S.
 13 Diss., Univ. Wien 1985 (4/92)
- 0 **84-213**
 1 Univ. Bremen, FB 10, Studiengang Englisch, Achterstraße, W-2800 Bremen 33; Tel. 0421/218-2111 oder 3039
 2.1 HOERDER, Dirk, Prof. Dr. M.A.; c/o Univ. Bremen
 4 Abgeschlossen
 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.
 8 Univ. Bremen; DFG
 10.1 19. und 20. Jahrhundert
 10.2 Weltweit
 12 **Aufbruch in die Fremde. Europäische Auswanderung nach Übersee.** Hrsg. von Dirk Hoerder und Diethelm Knauf. [Englische Ausgabe unter dem Titel: Fame, fortune and sweet liberty]. Bremen: Edition Temmen 1992. 208 S. (4/92)
- 0 **84-234**
 1 Univ. Göttingen, FB Sozialwissenschaften, Soziologisches Seminar, Nikolausberger Weg 5 c, W-3400 Göttingen
 2.1 ROSENBAUM, Heidi, PD Dr.; Calsowstr. 40, W-3400 Göttingen; Tel. 0551/484471
 2.2 Prof. Dr. Hans Paul Bahrdr
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 8/83, Abschluß: 10/91
 6 Geförderte Forschung
 8 DFG
 9 **Wandlungen der Rolle des Vaters in deutschen Arbeiterfamilien seit 1870**
 10.1 1900-1933
 10.2 Deutschland
 12 **Rosenbaum, H.: Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung** (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Nr. 1029). Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992. 406 S. (4/92)

0 84-236

- 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Otto-Suhr-Institut, Ihnestr. 21, W-1000 Berlin 33
- 2.1 BERGMANN, Anna, Dr. Dipl.Pol.; Laubacherstr. 45, W-1000 Berlin 33; Tel. 030/8210933
- 2.2 Prof. Dr. Elmar Altvater
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 82, Abschluß: 88
- 6 Geförderte Forschung; Diss.
- 8 Stipendium: Hamburger Institut für Sozialforschung, Laufgraben 37, W-2000 Hamburg
- 9 **Geburtenrückgang und Geburtenpolitik im Deutschen Kaiserreich (1871-1914). Zum Phänomen des Pro- und Antinatalismus**
- 10.1 1871-1914
- 10.2 Deutschland
- 12 **Bergmann, A.: Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle.** Mit einem Vorwort von Barbara Duden. Hamburg: Rasch und Röhning 1992. 399 S.
- 13 Diss., FU Berlin 1988 (4/92)

0 85-145, 88-040

- 2.1 LORENZ, Einhart, Dr.; Fossilveien 11, N-0198 Oslo 1; Tel. 02/286832
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 9 **Exil in Norwegen**
- 10.1 1933-1942/43
- 10.2 Norwegen, Deutschland, Österreich, Tschechoslowakei
- 12 **Lorenz, E.: Exil in Norwegen. Lebensbedingungen und Arbeit deutschsprachiger Flüchtlinge 1933-1943.** Mit einem Vorwort von Willy Brandt. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1992. — **Lorenz, E.: „Drammen om Europas Forenede Stater“ — en forstudie til Willy Brandts Europa-ideer,** in: Arbeiterhistorie. Årbok for Arbeiderbewegelsens Arkiv og Bibliotek. Oslo: [o.V.] 1992, S. 110-114
- 16 Ae in Norwegen, Deutschland, den Niederlanden, Schweden, Dänemark; Interviews; Zeitungen; Zeitschriften; Exilpresse; Broschüren (4/92)

0 86-136

- 1 Univ. Basel, Historisches Seminar, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel
- 2.1 WICHERS, Hermann; Lilienstr. 35, CH-4123 Allschwil
- 2.2 Prof. Dr. Markus Mattmüller
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Univ. Basel; Bearb.
- 9 **Deutsche Sozialisten im Schweizer Exil 1933-1940**
- 10.1 1933-1940
- 10.2 Schweiz, Südwestdeutschland
- 12 **Wichers, H.: Flüchtlingspolitik, Zeitgeist, Emigration und Solidarität. Einige Anmerkungen zu Alltag und Widerstand im Schweizer Exil 1933 bis 1945,** in: Über die Grenzen.

Alltag und Widerstand im Schweizer Exil. Hrsg. von der Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich, Zürich 1988. — **Wichers, H. und Jean-Claude Wacker: Über die Grenzen. Alltag und Widerstand im Schweizer Exil.** [Ergänzungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung]. Hrsg. von der Sozialdemokratischen Partei Basel-Stadt und der Universität Basel. Basel 1990. — **Wichers, H.: Asylpolitik — Mythos oder Realität?** Erscheint Ende 1992 in: Toleranz-Forderung und Alltagswirklichkeit im Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen. Hrsg. von der Universität Basel (4/92)

0 89-018

- 1 Univ. der Bundeswehr Hamburg, LS für Neuere Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Postfach 700822, W-2000 Hamburg 70; Tel. 040/65412564
- 2.1 KNORTZ, Heike, Dr.; Ilextwiete 1, W-2000 Hamburg 74; Tel. 040/7331779
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 7/88, Abschluß: 11/92
- 6 Diss.
- 8 Univ. der Bundeswehr Hamburg; Bearb.
- 9 **Wirtschaftliche Demobilmachung im Rhein-Main-Gebiet**
- 10.1 1918-1922
- 10.2 Rhein-Main-Gebiet
- 12 Veröffentlichung 1992 in der Reihe „Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte“, hrsg. von H.-J. Braun, im Verlag Peter Lang geplant
- 13 **Knortz, H.: Wirtschaftliche Demobilmachung 1918/22. Das Beispiel Rhein-Main-Gebiet.** Diss., Univ. der Bundeswehr Hamburg 1992 (4/92)

0 89-041

- 1 Univ. Bochum, Abt. für Geschichtswissenschaft
- 2.1 BAYERLEIN, Bernhard H., Dr.; Kaiser-Friedrich-Allee 39, W-5100 Aachen; Tel. 0241/75805
- 2.2 Prof. Dr. Siegfried Bahne
- 4 Abgeschlossen
- 6 Diss.; Aufsatz
- 10.1 1924-1930
- 10.2 International
- 12 **Bayerlein, B. H.: Vorzeichen des Terrors und der Moskauer Prozesse: Die Internationale Kontrollkommission, die Disziplinierung und Kriminalisierung der Komintern und des internationalen Kommunismus,** in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 531-556
- 13 Diss., Univ. Bochum 1988 (4/92)

0 89-092

- 1 Univ. Passau, Philosophische Fak., FB Politikwissenschaft, Historische und theoretische Grundlagen, Innstr. 25, W-8390 Passau
- 2.1 IMMERFALL, Stefan, Dr.; c/o Univ. Passau
- 2.2 Prof. Dr. Peter Steinbach
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 5/87, Abschluß: 7/90
- 6 Diss.
- 8 Graduiertenförderung
- 9 **Territorium und Wahlverhalten. Zur Modellierung geopolitischer und geökonomischer Entwicklungsprozesse**
- 10.1 1871-1914
- 10.2 Deutschland
- 12 **Immerfall, St.: Territorium und Wahlverhalten. Zur Modellierung geopolitischer und geökonomischer Prozesse** (= Passauer Beiträge zur Sozialwissenschaft, Bd. 4). Opladen: Leske und Budrich 1992. 338 S. und Kartensatz
- 13 Diss., Univ. Passau 1990 (4/92)

0 89-096

- 1 Univ. Frankfurt a.M., FB Katholische Theologie, W-6000 Frankfurt a.M. 1
- 2.1 SCHROEDER, Wolfgang, Dr.; Wolfsgangstr. 92, W-6000 Frankfurt a.M. 1
- 2.2 Prof. Dr. Heiner Ludwig
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 4/88, Abschluß: 5/92
- 6 Geförderte Forschung; Diss.; Monographie; Aufsatz
- 8 Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Der katholische Beitrag zur Entwicklung der Einheitsgewerkschaft (1945-1960)**
- 10.1 1945-1960
- 10.2 BRD (Schwerpunkt NRW)
- 12 **Schroeder, W.: Katholizismus und Einheitsgewerkschaft. Der Streit um den DGB und der Niedergang des Sozialkatholizismus in der Bundesrepublik bis 1960** (= Reihe: Politik und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 30). Bonn: Dietz Verlag 1992. 451 S. — [S.a. Proj.-Nr. 89-096 (2/90)]
- 13 Diss., Univ. Gießen 1991 (4/92)

0 90-109

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Universitätsstraße, W-4800 Bielefeld 1
- 2.1 STÖVER, Bernd; Haverkamp 3, W-4800 Bielefeld 1; Tel. 0521/895265
- 2.2 Prof. Dr. Christoph Kleßmann
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 7/89, Abschluß: 10/92
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Ernst-Straßmann-Stiftung in der FES
- 9 **Konsenssphären in der deutschen Gesellschaft der NS-Zeit im Spiegel der Bericht-erstattung des sozialistischen Exils**

10.1 1933-1945

10.2 Deutschland

12 Veröffentlichung im Frühjahr 1993 im Droste Verlag, Düsseldorf

13 **Stöver, B.: „Völkergemeinschaft“ und Exil. Konsensbereitschaft im „Dritten Reich“ im Spiegel sozialistischer Berichte.** Diss., Univ. Bielefeld 1992 (4/92)**0 91-001**

- 1 Humboldt-Univ. zu Berlin, Institut für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information, Universitätsstr. 7, O-1080 Berlin
- 2.1 PETER, Gisela; Mark-Twain-Str. 22, O-1150 Berlin; Tel. 9912008
- 2.2 Prof. Dr. Friedrich Nestler
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 12/89, Abschluß: 4/91
- 6 Dipl.
- 8 Bearb.
- 10.1 1890-1914
- 10.2 Deutschland
- 13 **Peter, G.: Die bibliographische Leistung Johannes Sassenbachs. Ein Beitrag zur Bibliographieggeschichte der deutschen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung.** Dipl., Humboldt-Univ. zu Berlin, Institut für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Informationen, 1991. 114,6 S. (4/92)

0 91-043

- 1 Univ. Tübingen, Institut für Politikwissenschaft, LS Prof. Dr. Gerd Meyer, Melancthonstr. 36, W-7400 Tübingen
- 2.1 HUTZLER, Margot; SCHÖNBERGER, Klaus; c/o Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur, Hölderlinstr. 19, W-7400 Tübingen; Tel. 07071/295321
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 2/91, Abschluß: 2/93
- 6 Eigenprojekt der Univ. Tübingen
- 8 Univ. Tübingen; Arbeitsamt Tübingen
- 9 **Das FDGB-Kreisarchiv Jena Stadt und Land 1945-1990**
- 10.1 1945-1990
- 10.2 Jena (Stadt und Kreis)
- 12 **Hutzler, M. und K. Schönberger: Demonstrationskultur im Rückblick — Der 1. Mai in Jena,** in: Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland. Hrsg. von Gerd Meyer, Gerhard Riege und Dieter Strützel (= Jenaer Reden und Schriften, NF Bd. 3). Erlangen und Jena: [o.V.] 1992, S. 145-168. — **Hutzler, M. und K. Schönberger: Das „Archiv“ der FDGB-Kreisvorstände Jena-Stadt und Land,** in: Hutzler, M. und K. Schönberger: Findbuch Altregistratur der Kreisvorstände Jena-Stadt und Jena-Land des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB). Tübingen: [o.V.] 1992, S. III-IX. — **Hutzler, M. und K. Schönberger: Die Rolle des FDGB in der DDR-Gesellschaft. Thesen zur Stalini-smusforschung,** in: Geschichtswerkstatt 25/1992, [o.O., o.V.], S. 75-77 (4/92)

0 91-084

- 1 Univ. Frankfurt a.M., FB Sozialwissenschaften (03), Wissenschaftliche Betriebseinheit „Institutionen und Soziale Bewegungen“, Robert-Mayer-Str. 5, W-6000 Frankfurt a.M.
- 2.1 BECKER, Jens; Gießenerstr. 3, W-6057 Dietzenbach; Tel. 06074/25580
- 2.2 Dr.habil. Herfried Münkler
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 7/90, Abschluß: 1/91
- 6 Dipl.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Der Widerstand der Kommunistischen-Partei-Opposition (KPD-O) gegen das „Dritte Reich“**
- 10.1 1933–1939
- 10.2 Deutschland sowie die Exilländer Frankreich und Tschechoslowakei
- 12 **Becker, J.: Der Widerstand der KPD-O im Faschismus (= PP 8).** Mainz: Podium Progressiv 1992. 109 S.
- 13 Dipl., Univ. Frankfurt a.M. 1991 (4/92)

0 91-093

- 1 Univ. Uppsala, Historisches Institut; Univ. Oslo, Historisches Institut
- 2.1 KAN, Aleksander, Prof. Dr.; St. Larsgatan 2, S-753 10 Uppsala
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 9 **Skandinavische Kommunisten und die sowjetische Außenpolitik bzw. Diplomatie**
- 10.1 Ca. 1918–1930
- 10.2 Schweden, Norwegen, Dänemark
- 12 **Kan, A.: Les relations entre les communistes scandinaves et le service diplomatique soviétique**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 195–203 (4/92)

0 91-094

- 1 Institut für Theorie und Geschichte des Sozialismus, Abt. Politische Geschichte, Wilhelm-Pieck-Str. 4, Moskau 129256, Rußland
- 2.1 FIRSOW, Friedrich Igorewitsch, Prof. Dr.; WATLIN, Alexander Juriewitsch, Dr.
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 90, Abschluß: 93
- 6 Eigenprojekt des Instituts für Theorie und Geschichte des Sozialismus; Monographie; Aufsätze
- 7 Institut für Theorie und Geschichte des Sozialismus
- 8 Institut für Theorie und Geschichte des Sozialismus; Bearb.
- 9 **Probleme des Verhältnisses von KPdSU und Kommunistischer Internationale**
- 10.1 1919–1943
- 10.2 UdSSR und Europa

- 12 **Firsov, F.I.: Mechanism of power realization in the Comintern**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 449–466.
- **Watlin, A. J.: Die Tätigkeit Jules Humbert-Droz im Politsekretariat des EKKI (1926–1928)**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 71–80 (4/92)

0 91-095

- 2.1 HUBER, Peter; 9, rue de la Faucille, CH-1201 Genève
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 5/91, Abschluß: 5/92
- 6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
- 8 Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Bern
- 9 **Das Schicksal der Schweizer Kommunisten in der Sowjetunion 1929–1953**
- 10.1 Ca. 1929–1953
- 10.2 UdSSR, (Schweiz)
- 12 **Huber, P.: Aktivitäten des sowjetischen Nachrichtendienstes gegen Kommunisten im Westen zur Zeit der Schauprozesse, 1936–1938**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 397–424 (4/92)

0 91-096

- 1 Univ. of Michigan, Dept. of History, 3609 Haven Hall, Ann Arbor, Michigan 48109, USA
- 2.1 HORN, Gerd-Rainer; 400 Nob Hill Court 4, Ann Arbor, Michigan 48103, USA
- 2.2 Prof. Dr. Geoff Eley
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/89, Abschluß: 9/92
- 6 Diss.
- 8 Univ. of Michigan; Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
- 9 **The Reorientation of the European Left, 1933–1936**
- 10.1 1933–1936
- 10.2 Belgien, Deutschland, Frankreich, Österreich, Spanien
- 12 **Horn, G.-R.: Efforts at United Fronts: the relations between the Communist International and the Labour and Socialist International, 1932–1935**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 467–502 (4/92)

0 91-098

- 2.1 TOSSTORFF, Reiner, Dr.; Oppenheimer Str. 17, W-6000 Frankfurt a.M. 70; Tel. 069/626791
- 4 Abgeschlossen
- 6 Referat
- 10.1 1934/35-1938/39
- 10.2 Europa, v.a. Frankreich und Spanien
- 12 **Tosstorff, R.: Die Kommunistische Internationale und die Frage der Einheitspartei während der Volksfront**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 361-396 (4/92)

0 91-099

- 1 IISG Amsterdam, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam; Tel. 020/6685866
- 2.1 LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.; H. Cleyndertweg 436, NL-1025 EN Amsterdam; Tel. 020/6367632
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 5/91
- 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
- 7 La Fondation Jules Humbert-Droz, Bibliothèque de la ville, Progrès 33, CH-2300 La Chaux-de-Fonds
- 10.1 1935-1939
- 10.2 Europa (speziell Deutschland, Frankreich, Spanien) und Sowjetunion
- 12 **Langkau-Alex, U.: Die Einschätzung von Bewegung und Politik der Volksfront durch die linkssozialistische deutsche Gruppe „Neu Beginnen“**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 345-360 (4/92)

0 91-102

- 1 Schweizerischer Nationalfonds der wissenschaftlichen Forschung (SNF)
- 2.1 STUDER, Brigitte; 191 Rue Pierre Acby, CH-1700 Fribourg
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 9/85, Abschluß: 12/91
- 6 Auftragsforschung; geförderte Forschung; Edition
- 7 SNF
- 8 Stipendium des SNF
- 9 **Édition des Archives de Jules Humbert-Droz, ed. V (Suisse)**
- 10.1 1931-1943
- 10.2 Schweiz
- 12 **Studer, B.: Le Parti communiste suisse et l'Internationale, 1931-1943: Quelques réflexions quant à la nature de leur rapport**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 241-259 (4/92)

0 91-106

- 1 Univ. de Fribourg
- 2.1 GRAF, Vicky; Route de Berne 4, CH-1700 Fribourg
- 2.2 Prof. Dr. Roland Ruffieux
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/87, Abschluß: 6/92
- 6 Eigenprojekt der Univ. de Fribourg; M.A.
- 8 Bearb.
- 9 **La pensée et le discours de Jules Humbert-Droz à propos de la guerre et de la Paix, 1909-1921**
- 10.1 1909-1921
- 10.2 Schweiz
- 12 **Graf, V.: Jules Humbert-Droz et la guerre: le bon combat**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 33-53 (4/92)

0 91-113

- 1 Univ. Bochum, Abt. Geschichtswissenschaft, Universitätsstr. 150, Gebäude GA 5/62, Postfach 102148, W-4630 Bochum 1; Tel. 0234/700-4648
- 2.1 BAHNE, Siegfried, Prof. Dr.; Haardblick 19, W-4350 Recklinghausen
- 4 Abgeschlossen
- 6 Referat; Aufsatz
- 10.1 V.a. 1928-1929
- 10.2 Deutschland
- 12 **Bahne, S.: Einige Bemerkungen zur Geschichte der KPD, besonders in den Jahren 1928-1929**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 187-194 (4/92)

0 91-129

- 1 Mannheimer Zentrum für Sozialwissenschaften
- 2.1 FOITZIK, Jan, Dr.; c/o Univ. Mannheim, Institut für Sozialwissenschaften, AB Geschichte und Politik der DDR, L 9, 1-2, W-6800 Mannheim
- 4 Abgeschlossen
- 6 Referat
- 8 Bearb.
- 9 **Die Anleitung der kommunistischen Parteien nach der Auflösung der Komintern 1943 bis zur Bildung der Kominform 1947**
- 10.1 1943-1947/48
- 10.2 International
- 12 **Foitzik, J.: Zur Anleitung der Kommunistischen Parteien im Zeitraum nach der Auflösung der Komintern (1943) bis zur Bildung des Kominform (1947)**, in: Centenaire Jules Humbert-Droz. Colloque sur l'Internationale communiste. La Chaux-de-Fonds, 25-28 septembre 1991. Actes. La Chaux-de-Fonds, Suisse: Fondation Jules Humbert-Droz 1992, S. 509-524 (4/92)

- | | |
|---|--|
| <p>0 92-002
 1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung
 2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W-1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
 4 Abgeschlossen
 6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
 7 Univ. Bochum
 8 Hans-Böckler-Stiftung
 9 Bestandsverzeichnis zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1933. Archivbestände in Ostberliner Archiven
 10.1 19. Jahrhundert bis 1933
 10.2 Deutschland
 12 Brunner, D.: Quellen zur Gewerkschaftsgeschichte. Bestandsverzeichnisse Ostberliner Archive zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1933
 (= Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung; Schriftenreihe B: Quellen und Dokumente, Bd. 2). Essen: Klartext Verlag 1992. 316 S.
 (4/92)</p> | <p>0 92-032
 1 Archiv der Arbeiterjugendbewegung, Haardgrenzweg 77, W-4353 Oer-Erkenschwick
 2.1 SCHMÖLDERS, Ralf; In der Ort 24, W-4800 Bielefeld 17; Tel. 0521/332924
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 3/92, Abschluß: 5/92
 6 Bibliographie
 8 Bearb.
 9 Personalbibliographie Anna Siemsen
 10.1 1882-1951
 10.2 Deutschland, Schweiz
 12 Schmölders, R.: Personalbibliographie Anna Siemsen (1882-1951). Hrsg. vom Archiv der Arbeiterjugendbewegung (= Archivhilfe, Nr. 5). Oer-Erkenschwick: Archiv der Arbeiterjugendbewegung 1992. 43 S. (4/92)</p> |
|---|--|

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

BERGMANN, Klaus: **Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter.** — Opladen: Westdeutscher Verlag 1991. 222 S.

Der Zweck dieser theoretischen Schrift ist ein doppelter: Zum einen geht es Bergmann darum, das Forschungsfeld der „populären Autobiographik“ neu zu bestimmen und einer interdisziplinären Herangehensweise zugänglich zu machen. Dazu gilt es, literaturwissenschaftliche und sozialpsychologische Ansätze zu kombinieren und zugleich die lange Zeit übliche Reduktion dieses Phänomens auf den Kanon der „klassischen“ Arbeiter/innen-Biographien zu überwinden. Zum anderen entwickelt der Autor anhand ausgewählter Beispiele in Anlehnung an Erving Goffmans Stigma-Theorie eine Reihe von „Modellen autobiographischen Schreibens“, anhand derer sich die Strategien subjektiver Lebensbewältigung, des individuellen Überschreitens aufgezwungener Zuschreibungen und damit auch der durchaus selbst-befreienden Funktion derartigen Schreibens analysieren lassen.

Das Schreiben der ‚kleinen Leute‘ blieb lange Zeit eine in ihrer Bedeutung für die Schreibenden wie für die rezipierende Öffentlichkeit weithin unterschätzte Artikulationsform der Unterschichten. Die vor allem orthodox-marxistischen literaturwissenschaftlichen Untersuchungen in den 70er und 80er Jahren trugen durch ihre zum Teil rigiden Klassendefinitionen eher zur Verfestigung dieser Forschungslücke bei: Nur der erfolgreich zum modernen Klassenbewußtsein „aufgestiegene“ Lohnarbeiter kam so ins Visier. Gegen diese zweite, nachträgliche Ausgrenzung anderer unterschichtiger Autoren wie Vagabunden, Prostituierte, Kriminelle, Handwerker, etc. besteht Bergmann auf der Bedeutung der Herausbildung *individueller* Lebens- und Denkformen in *allen* sozialen Schichten im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts, die eine einseitige Privilegierung als Forschungsobjekt, sei es nun aus „bürgerlicher“ oder „proletarischer“ Sicht, nicht zulassen. Allerdings leidet dieser Teil der Schrift, deren Entstehungszusammenhang (Habil-Vortrag? Antrittsvorlesung? . . .) ungenannt bleibt, unter einer gewissen Redundanz der Argumente und mangelnder Aktualität: Die Auseinandersetzung mit den Klassendefinitionen dogmatischer Marxisten nimmt entschieden zu viel, die Einbeziehung der jüngeren alltagsgeschichtlichen Theorieansätze, insbesondere Alf Lüdtkes auf die Beschreibung unterschichtiger Individualität abzielende Kategorie des „Eigens-Sinns“, entschieden zu wenig Raum ein. Das Foucaultsche Spätwerk mit seiner Hinwendung zu den „Selbst-Techniken“ des Individuums fällt völlig unter den Tisch, nicht hingegen die berechtigte Kritik an seiner in „Überwachen und Strafen“ angelegten Konzeption der äußerlichen Determination des Individuums durch die Macht disziplinierender Institutionen.

Dieser Nachteil wird mehr als ausgeglichen durch den vom Verfasser entwickelten Interpretationsansatz: Wie auch in Autobiographien gehobener Schichten steht bei der populären Autobiographik die Problematik individueller Identität im Mittelpunkt, unabhängig davon, ob kollektive Identifikationen („Klassenbewußtsein“) zu dessen Lösung gewählt werden oder nicht. Im Unterschied zu bürgerlichen Autoren müssen die „kleinen Leute“ dabei aber in der Regel den eklatanten Widerspruch zwischen Anspruch und Realität, zwischen Lebensentwurf und Erfahrungen des Scheiterns und der sozialen Erniedrigung, bearbeiten. Die für das Leben von Angehörigen der Unterschichten charakteristischen lebensgeschichtlichen Zumutungen ermöglichen im autobiographischen Rückblick keine gradlinige Erfolgsbilanz der eigenen Person, sondern müssen als deren ständige Gefährdung verarbeitet werden. Die wichtigste Strategie der autobiographischen Verarbeitung eines „prekären Ichs“ sieht Bergmann in der Stigma-Bewältigung durch Selbst-Stigmatisierung, d.h. die Annahme des Stigmas und seine Um-Arbeitung und positive Neu-Interpretation oder Weitergabe an noch weiter unten Stehende. Wie das funktioniert, demonstriert der Verf. ansatzweise an einigen Fallbeispielen: „Schuldbekenntnis und Stolz des Täters“, „Appell an die Obrigkeit“, „Abgrenzung nach unten“, „Wunschraum Privatsphäre“, „Streben nach Höherem“ durch Bildung und literarische Produktion, „ostentative Normalität“ und schließlich auch, aber keineswegs so häufig, wie die auf das „Klassenbewußtsein“ fixierte Forschung hoffte, „Klassengemeinschaft und Subkultur“ — anhand dieser Motive erschreiben sich die Unterschichten-Autoren eine individuelle Lebensgeschichte, erarbeiten sich eine Lebens-Sinn konstituierende Differenz zwischen von außen zugefügter Stigmatisierung und der Selbststigmatisierung.

Zwar repräsentieren die vom Autor beschriebenen populären Autobiographen innerhalb ihrer Schichten nur den verschwindend kleinen Teil derjenigen, die ihre schriftliche Praxis bewußt und absichtsvoll als der Öffentlichkeit zugewandte literarische Produktion verstanden — sie wollten mit ihren Lebensgeschichten an das Verständnis, die Aufmerksamkeit und auch die Anerkennung ihrer Zeitgenossen appellieren. Gerade durch die Konzentration auf die Verarbeitung herrschender Diskurse über die Unteren eröffnet die von Bergmann entwickelte Lesart unterschichtiger Selbst-Thematisierungen über diesen speziellen Anwendungsfall autobiographischen Materials hinausgehend eine breitere Anwendung: Daß sich das Schicksal der Unteren seit der Industrialisierung nicht auf ihre Transformation zu Klassensubjekten reduzieren läßt, daß gerade auch sie einen Sinn für ihre soziale Existenz als *Individuen* entwickeln mußten, ließe sich auch an anderen — literarischen, politischen — Diskursen zeigen. Insofern ist Bergmanns Entwurf mehr als eine genretheoretische Studie auf dem Grenzgebiet zwischen Literaturwissenschaft, Psychologie und Geschichte und weist die Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer diskursanalytischen Erfassung des Verhältnisses von Individualität und sozialer Position auf.

Thomas Lindenberger

Frauengeschichte: Gesucht — gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung. Hrsg. von Beate FIESELER und Birgit SCHULZE. — Köln, Weimar und Wien: Böhlau 1991. 278 S.

Wie in der Einleitung des Buches festgestellt wird, kann die historische Frauenforschung (in Deutschland) auf eine mehr als zwei Jahrzehnte umfassende Entwicklung zurückblicken. Als „Wegweiser“ durch die Forschungsfelder der Frauengeschichte verstehen die Herausgeberinnen, die beide als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Universität Bochum tätig sind, diese Sammlung von 15 informativen Aufsätzen. Nur in einem der Beiträge (Mervi Kaarninen und Pirjo Markkola, „... vergiß nicht seine wackere Hausfrau. . .“ Historische Frauenforschung in und über Finnland“) werden allerdings unterschiedliche Vorstellungen vom Inhalt des Faches problematisiert: Ist Frauengeschichte die Geschichte der Frauen oder eine Frauenperspektive auf die Geschichte? Müssen Frauen-Historikerinnen sich den emanzipatorischen Bestrebungen der Frauenbewegung verpflichtet fühlen? In dem genannten Aufsatz findet sich keine Antwort auf diese Fragen. Festhalten läßt sich jedoch, daß Frauengeschichte bis heute fast ausschließlich von Frauen betrieben wird — so sind denn die Beiträge dieses Bandes allesamt von Historikerinnen verfaßt, und auch die zitierten Werke stammen mit wenigen Ausnahmen nur aus der Feder von Autorinnen.

Die einzelnen Beiträge liefern zusammen einen breiten Überblick über den Forschungsstand der Frauengeschichte: Fast alle Teildisziplinen der neueren Geschichte sind inhaltlich vertreten — von der Frühneuzeitforschung über einige Beiträge zu verschiedenen Epochen der neueren Geschichte bis zur Zeitgeschichte, sowie der Wissenschafts- und (in zwei Aufsätzen) Osteuropäischen Geschichte. Außerdem kann sich die Leserin oder der Leser anhand sinnvoll ausgewählter Beispiele über Inhalte und Intensität der historischen Frauenforschung in den USA, Frankreich, England, Italien, Finnland und Rußland informieren. Dabei fasziniert vor allem das Interesse, das der Frauengeschichte in den USA entgegengebracht wird, wie sich aus dem Aufsatz von Christiane Harzig entnehmen läßt.

Laut Vorwort wendet sich das Buch „an alle frauenhistorisch Tätigen, Interessierten und solche, die es werden wollen“, wobei die einzelnen Beiträge diesem Anspruch in unterschiedlicher Weise gerecht werden: Einige, wie z.B. die Aufsätze von Claudia Ulbrich, „Aufbruch ins Ungewisse. Feministische Frühneuzeitforschung“, von Christl Wickert, „Radikal oder gemäßigt — bürgerlich oder proletarisch? Literatur zu den deutschen Frauenbewegungen zwischen 1890 und 1933“ oder von Beate Fieseler, „Ein Huhn ist kein Vogel — ein Weib ist kein Mensch. Russische Frauen (1860–1930) im Spiegel historischer Forschung“, der an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, referieren in erster Linie den Forschungsstand und sind somit eher für HistorikerInnen interessant. Andere Beiträge, wie z.B. die von Sylvia Paletschek, „Frauen im Umbruch. Untersuchungen zu Frauen im Umfeld der deutschen Revolution von 1848/49“, von Regina Hunke, „La Donna Nuova? Studien über Frauen im faschistischen Italien“ oder von Gudrun Peltz, „Hat Kopf, Hand, Fuß und Herz: Untersuchungen zur Stellung der Frau in der sowjetischen Gesellschaft“, liefern einen stärker inhaltlichen Einblick in die jeweiligen Themen und sind somit auch für andere Interessierte spannend zu lesen. Letzterer löst zwar das Rätsel der originellen Überschrift nicht auf, enthält aber einen kenntnisreichen Überblick über den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht im sowjetischen Rußland von den 20er Jahren bis zur Perestrojka.

In ein umstrittenes Gebiet wagt sich Margit Göttert mit ihrem Aufsatz „Chloe liebt Olivia. . . : Frauenbeziehungen als Gegenstand historischer Forschung“ vor. Göttert kann nachweisen, daß es sich lohnt, sich historisch mit dem Phänomen der weiblichen Homosexualität zu befassen, da lesbische Frauen, die sich in größerer Unabhängigkeit vom sexuellen männlichen Repressionsapparat befanden, aber einer anderen Form von Repression ausgesetzt waren, leichter den Schulterschluß mit anderen Frauen suchten und eine völlig andere Sicht der gesellschaftlichen Realität erlebten. Allerdings erwähnt sie selbst das Problem der unzureichenden Quellenbasis, das sich auch mit der insgesamt in der Frauengeschichte verbreiteten und geeigneten Methodik der Oral History nur schwer kompensieren läßt. Die unterschiedliche Bewertung und Einordnung von Frauenbeziehungen in der historischen Frauenforschung werden referiert, wobei Göttert jedoch eine tiefere Auseinandersetzung mit Hypothesen wie: „Für sie sind Lesben praktisch die Avantgarde des Widerstands gegen das Patriarchat“, schuldig bleibt.

Einem nicht weniger spannenden und problematischen Thema wendet sich Maria Osietzki mit ihrem Beitrag „Männlichkeit, Naturwissenschaften und Weiblichkeit. Wege der Frauenforschung zu ‚Gender and Science‘“ zu. Sie gibt hier einen Überblick über die Forschungsarbeiten, die versuchen, die historischen Ursachen dafür aufzudecken, warum Frauen vielfach als Subjekte naturwissenschaftlicher Forschung ausgegrenzt blieben. Dabei fallen zwei einander widersprechende Ansichten ins Auge: Während den Naturwissenschaften auf der einen Seite vorgeworfen wird, „komplementäre, mit Weiblichkeit identifizierte Merkmale wie Subjektivität und Irrationalität“ auszugrenzen, was als eine der Ursachen für schwerwiegende Fehlentwicklungen in diesem Bereich betrachtet wird, weisen andere Autorinnen gerade die Assoziation von Weiblichkeit mit Subjektivität, Gefühl und Natur als „Aberglauben“ zurück. Insgesamt fällt bei allen Aufsätzen auf, daß die Autorinnen sich nicht mit der Geschichte von Frauen befassen, sondern mit der Geschichte von Frauen in der Auseinandersetzung mit ihrer Rolle — ob dies nun während der französischen Revolution, im faschistischen Italien oder im deutschen Kaiserreich geschah. Frauengeschichte ist somit immer auch ein wenig *Frauenbewegungsgeschichte*. Beate Fieseler und Birgit Schulze erfüllen mit dem vorliegenden Buch nicht nur ihren Anspruch, „eine Zwischenbilanz in Zeiten permanenter Veränderung und Erweiterung von Frauengeschichte“ zu bieten, sondern beantworten auch die eingangs gestellte Frage, ob Frauengeschichte nur die Geschichte der Frauen oder auch die Geschichte der Frauenemanzipation ist. Beides läßt sich wohl kaum voneinander trennen. Vielleicht ist dies der Grund, warum sich (bisher) so wenig Männer mit diesem Themengebiet befassen.

Anna Köbberling

REUTER, Klaus: **Lebensgeschichte und religiöse Sozialisation. Aspekte der Subjektivität in Arbeiterautobiographien aus der Zeit der Industrialisierung bis 1914** (= Erfahrung und Theologie; Schriften zur praktischen Theologie, Bd. 19). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Verlag Peter Lang 1991. 226 S.

Nach „Drei Monate[n] Fabrikarbeiter und Handwerkerbursche“ in Chemnitzer Betrieben stellte der Kandidat der Theologie Paul Göhre 1891 fest, daß die Haltung der Arbeiter gegenüber Religion und Kirche vor allem durch Gleichgültigkeit geprägt war. Während Göhre als Ursachen dafür die Agitation der Sozialdemokratie und die Vernachlässigung der sozialen Frage durch die evangelische Kirche benannte, führte ca. 30 Jahre später der Moabiter Pfarrer Günther Dehn die Entkirchlichung der proletarischen Jugend auf die sozialen Umwälzungen seit der industriellen Revolution zurück.

Die Frage, wie die Industrialisierung vom Fabrikarbeiter erfahren wurde und wie sich sein Verhältnis zu Kirche und Religion verändert hat, bildet den Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit. Der Autor untersucht dies anhand von 36 Arbeiterautobiographien, insbesondere aus dem Milieu der Arbeiterbewegung, wie sie vor allem in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, — unter anderem von Paul Göhre — herausgegeben wurden. Der Zugriff über die Deskription der darin enthaltenen religiösen Erfahrungen wird mit dem Fehlen einer zusammenhängenden Darstellung der religiösen Sozialisation dieser Zielgruppe im historisch-gesellschaftlichen Wandel begründet. Entgangen sind dem Autor offensichtlich die aufgrund von Massenumfragen entstandenen systematischen Untersuchungen von Günther Dehn, Paul Piechowski, Adolf Levenstein und Gertrud Hermes.¹

Die didaktische Intention, aus der heraus die Arbeiterautobiographien geschrieben worden sind, um das eigene Schicksal als Bestandteil des Emanzipationsprozesses der Klasse zu typisieren, legitimieren die vorgenommenen Verallgemeinerungen. Die ausgewählten Autobiographien ergeben im wesentlichen das gleiche Bild, wie Piechowski es 1927 anhand von 500 ausgefüllten Fragebogen entworfen hatte. Der Autor beschreibt die Veränderungen der Familienstrukturen unter dem Einfluß der industriellen Revolution und deren Bedeutung für die religiöse Sozialisation. Der Eintritt in das Fabrikleben bedeutete den tiefsten Einschnitt; er wurde nahezu übereinstimmend als persönliche Krise wahrgenommen, in der das überlieferte Weltbild ins Wanken geriet. Da eine lebenspraktische Konkretion religiöser Inhalte ausgeblieben war, erfolgte eine allmähliche Verdrängung der als hemmend empfundenen religiösen Sozialisation durch eine politische, die den Erfahrungen des Arbeiteralltags adäquat war und ein neues Selbstbewußtsein vermittelte. Eine wichtige Rolle spielte hierbei die naturwissenschaftlich-darwinistische Aufklärungsliteratur, die in Verbindung mit einprägsamen Formeln der marxistischen Theorie des Sozialismus einen allgemeinen Fortschrittsglauben und eine eschatologische Erwartung bewirkten. Dieser Prozeß, der in der Regel auch zeitweilige Harmonisierungstendenzen aufwies, wurde von den Arbeiterautobiographen selbst als die entscheidende Phase ihrer Entwicklung angesehen.

Für zahlreiche Fragen, wie etwa die Wertschätzung der Persönlichkeit Jesu bei gleichzeitiger radikaler Kirchen- und Religionskritik oder die größere Stabilität der religiösen Bindung unter den Bergarbeitern des Ruhrgebietes, werden plausible Erklärungsansätze geliefert.

Der Autor fragt darüber hinaus nach dem Wert der Autobiographie für die historische Forschung, benennt Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der bürgerlichen Autobiographie und der von Arbeitern und bestimmt deren Funktion. Nachdem er referiert, wie in Psychoanalyse, Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft „Biographie“ thematisiert wird, diskutiert er den Zusammenhang von Erfahrung und Bewußtsein, von Sozialisation und Lebensgeschichte sowie von Lebensgeschichte und Identität. Diese Teile der Arbeit sind stärker auf die religionspädagogische Zielstellung ausgerichtet. Die Nutzbarmachung verschiedener Interpretationsmöglichkeiten zur Erklärung des Einflusses gesellschaftlicher Normen, der Familie — insbesondere ihres veränderten Rollenverhaltens —, der Sozialisierung im Jugendalter und der Erfahrungen in der Arbeitswelt auf die religiöse Sozialisation ermöglichen neue Zugänge für das Verständnis des Säkularisierungsprozesses.

1 Günther Dehn, *Proletarische Jugend. Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend*, Berlin 1929, 2. Aufl. 1930, 3. Aufl. 1933; ders., *Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend in Selbstzeugnissen dargestellt*, Berlin 1923, 2. Aufl. 1924; Paul Piechowski, *Proletarischer Glaube. Die religiöse Gedankenwelt der organisierten deutschen Arbeiterschaft nach sozialistischen und kommunistischen Selbstzeugnissen*, Berlin 1927; Adolf Levenstein, *Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe*, Berlin 1909; ders., *Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psychophysischen Einwirkung auf die Arbeiter*, München 1912; Gertrud Hermes, *Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage*, Tübingen 1926, außerdem von Interesse für das Thema: Martin Rade, *Die religiös-sittliche Gedankenwelt der Industriearbeiter*, Göttingen 1898; Hans Hartmann, *Die Stimme des Volkes*, München 1920.

Die vorliegende Untersuchung weist auf die Bedeutung der religiösen Frage im Konstituierungsprozeß der Arbeiterbewegung hin. Dabei wird deutlich, wie das in der Arbeiterbewegung vorherrschende politische Weltbild durch die frühere religiöse Sozialisation geprägt worden ist. — Zum anderen relativiert sie gegenwärtige Erklärungsmuster, die die Entkirchlichung im Osten Deutschlands auf staatliche Repression reduzieren.

Michael Rudloff

Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hrsg. von Marcel van der LINDEN und Gottfried MERGNER unter Mitarbeit von Hermann de LANGE (= Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 61). — Berlin: Duncker und Humblot 1991. 296 S.

Den wissenschaftlichen Ertrag des Buches sehen die Herausgeber darin, daß es die „Vielfalt der mentalen Einstellungen und Glaubensrichtungen unter dem geschichtlichen Dezisionismus des jeweils mächtigen Kriegsinteresses [. . .] zu Wort kommen läßt“ (S.23).

In der Tat werden Kriegsbegeisterung und die Vorbereitung der Bevölkerung auf den Krieg vom Ersten Weltkrieg bis zum „Heiligen Krieg“ des Islam im Golfkrieg 1980–1988, von der Kirche bis zur Sozialdemokratie, von der Kriegseinschätzung in den Niederlanden 1870–1914 und wieder 1945–1949 bis zum Nuklearkrieg(-sszenario), von der Bildenden Kunst und anderen (erzählten, filmischen) Kriegserinnerungen bis zu Kriegstagebüchern einer Mutter hin präsentiert und analysiert.

Die interdisziplinären Studien verbinden mehrere rote Fäden der Begründung für etwas so Unverständliches und doch Wiederkehrendes wie die Kriegsbegeisterung. Sie berühren:

- den Mythos des Krieges in Stein (Mahnmal, Friedhof) und Ideal (echte Männlichkeit, Kameradschaft — George L. Mosse, Sabine Behrenbeck);
- den Verdruß an den Einschränkungen des (bürgerlichen) Lebens (Mosse, Ilse Modelmog);
- die Ästhetisierung des Grauens — um gegen die Greuel der Gewalt immun zu werden (Elmar Stolpe, Jay M. Winter);
- die Erklärung des Krieges zur gerechten, heiligen Sache (Jürgen Rohjahn — Sozialdemokratie, Dawud Gholamassad — Islam, Otto Seeber — Kirche);
- die Propaganda über alle Medien (Wolfgang Kruse, Jay M. Winter, Richard Bessel, Sabine Behrenbeck, Ilse Modelmog, Gottfried Mergner).

Mehrfach wird die in der Geschichtsschreibung und in Literatur und Kunst (Fotografie, Film, Malerei) gerade beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges fixierte Kriegsbegeisterung in Frage gestellt. Kruse zieht den „Vorwärts“ heran und entspricht damit seiner eigenen Aufforderung, „die ausgefahrenen Bahnen des traditionellen Geschichtsverständnisses [zu] verlassen und sich wieder den Quellen [zu]zuwenden“ (S.78). Ilse Modelmog führt die „vorgefertigte“ Kriegssehnsucht von Literaten und Akademikern an (S.167); Rohjahn und Bessel weisen auf die Erwartungshaltung (schneller Sieg über Frankreich, defensiver Feldzug gegen Rußland, S.127), die Situation der Landbevölkerung in der Erntezeit (ebda.) und die politische Einstellung der Arbeiter und der polnischen Bevölkerungsteile gegenüber dem zaristischen Rußland hin (S.70 und S.128).

Wer von den Greueln des Krieges, den Schmerzen der Verwundeten und der Trauer um die Toten hört, kann nur entsetzt sein. Wer ihn miterlebt hat, braucht offenbar etwas, um sich zu entfernen von der überwältigenden Realität. Das geht von der scheinbar teilnahmslosen Hinnahme über die begeisterte, dann stoische Teilnahme bis zur Verdrängung und (partiellen) Begründung und Verteidigung des Krieges. Dafür sind, wie oben erwähnt, eigene Verdrängungsleistung, defizitäres Selbstwertgefühl, Propaganda nötig.

Gottfried Mergner legt ein Interpretationsmuster für die Wirkung nationalsozialistischer Propaganda vor, das er am Beispiel der Tagebucheintragungen seiner Mutter entdeckt hat. Er nennt die Wirkung „gläubiger Fatalismus“. Dieser Beitrag erscheint mir deshalb bemerkenswert, weil er sowohl zeigt, daß anhand neuen Quellenmaterials in die Tiefe des Geschichtsverständnisses gegangen werden soll und kann, als auch erfahren läßt, wie ausgefahrene Deutungswege nicht mehr erlauben, andere Spuren — die in diesem Sammelband gesehen werden —, zu verfolgen.

An einem Beispiel will ich versuchen, das deutlich zu machen:

Nach der Kriegserklärung der USA an Japan und Deutschlands an die USA schreibt Frau M. am 11.12.1941 ein: „Mir geht es heiß und kalt über den Rücken. Der Krieg ist wieder weiter vorangetrieben (Von wem denn? G.M.). Hoffnung auf Frieden besteht jetzt für die nächsten 10 Jahre nicht. Der Führer

sagt ja selbst, „Zeit schreckt uns nicht“. Wir (Uns), die wir in dieser ‚Zeit‘ unsere Jugend und unser Glück schwinden sehen, schreckt sie schon.“

Mergner sagt dazu lakonisch: „Doch dieser ‚Schrecken‘ führt nicht zur Kritik am Krieg und den Kriegs-Führern.“ [. . .] (S.184)

Die Kritik ist fast explizit, meine ich; aber zu finden in dieser wie in den weiteren Textstellen, die zitiert werden, ist etwas anderes, das untersucht werden sollte: die Unruhe, der Aufschrei der Unterdrückten, Leidenden in einem massiv propagandistischen System (wie es Mergner selbst beschreibt), die Erkenntnis auch von der verlorenen Liebe und Lebenslust (S.185) — Spuren, die nicht verschüttet werden dürfen (siehe Mosse und Behrenbeck über den mangelnden Prozeß der Lernfähigkeit, S.35 und S.159), Schreie, die nicht erstickt, die nicht überhört werden dürfen.

Vielleicht schlage ich den Bogen zu weit, wenn mir scheinen will, daß gerade Mergners Beitrag in die jüngste deutsche Geschichte verweist und, anders auch interpretiert, Möglichkeiten der Aufarbeitung andeutet. Aber die Übertragung läßt sich mit Bessels Interpretation der Lage in der Weimarer Republik, die auch auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zutrifft, begründen: „Solange eine ehrliche und offene Diskussion über die Teilnahme Deutschlands am Ersten Weltkrieg, die Ursachen und Folgen in der politischen Öffentlichkeit der Weimarer Republik unmöglich war, wurde es äußerst schwierig, den harten wirtschaftlichen und politischen Realitäten der Lage Weimar-Deutschlands entgegenzutreten“ (S.137).

Otfried Scholz

Die Umwertung der sowjetischen Geschichte. Hrsg. von Dietrich GEYER (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderh. 14). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 256 S.

Dietrich Geyer führt in die Veränderungen in der sowjetischen Geschichtsschreibung ein, die „nicht von den Historikern selbst initiiert“ waren (S.11), ein hierarchisches System erschütterten und zu allmählichem Umdenken führten, unterschiedlich nach Sparten. Anders als früher ergeben sich nun sehr verschiedene Geschichtsschreibungen von sozialistischen bis hin zu äußerst nationalistisch-chauvinistischen. — Manfred Hildermeier konstatiert zwei wesentliche Veränderungen in der Historiographie der Revolution: Rehabilitierung der Opfer stalinistischer Geschichtsschreibung und Wiederentdeckung der russischen Rückständigkeit. Dennoch erscheint ihm auch die (bis 1990 offiziöse?) Darstellung als zu orthodox und nicht tiefeschürfend genug. Er untersucht die Problematik dieses Ansatzes, für den 1917 „ein Amalgam aus Produkt und Gegensatz des alten Regimes“ war (S.52).

Benno Enker behandelt die Kontroverse um Lenin, das heikelste Thema der sowjetischen Historikerdebatte. Er referiert V. Starcevs besonnene Darstellung des Oktober 1917, in der die wirklichen Akteure wieder ins Bild kommen, die von Stalin liquidiert worden waren. Alle Varianten der Beurteilung finden sich nun: der menschliche Lenin, eiserner Wille, Mangel an Geduld, jedoch Toleranz, Liberalität, Schuld am Stalinismus, politischer Pragmatismus und von allem das Gegenteil: unschuldig an Stalins Leninkult, der faktisch ein Stalinkult war.

Eberhard Müller befaßt sich mit Bürgerkrieg, Kriegskommunismus und NÖP. Hier gibt es neue Fragestellungen, offene Hypothesen und neue Interpretationsmodelle. Am radikalsten ist A. Cipko, der der Revolution und ihren Führern die Schuld am Stalinschen Terror gibt. Er geht hart ins Gericht mit Parteireformern, wie O. Lacin, nennt Lenin einen blindgläubigen politischen Abenteurer. Es will mir scheinen, daß diese Geschichtsbetrachtung völlig selektiv und mechanistisch ist, Wendepunkte, mögliche Alternativen in der Entwicklung und vor allem Lenins herbe Kritik an Stalin ignoriert. Ähnlich wirkt das Urteil von D. Wolkogonow und V.P. Dmitrenko.

Stephan Merl befaßt sich mit Kollektivierung und Bauernvernichtung, über die in der SU eine eigenständige Debatte geführt wurde, die bisher die westlichen Kontroversen nicht rezipierte. Merl referiert ausführlich die sowjetischen Meinungen, die auch mögliche Alternativen behandelten, die bereits vor und während der Kollektivierungskampagne formuliert waren. Die ausgewogenste Darstellung dürfte wohl die von V.P. Danilow sein, dessen erstes kritisches Buch zu diesen Problemen (wohl in der Chruschtschow-Ära entworfen?) nie erscheinen durfte. — Bei der Schätzung der Zahl der Opfer sind westliche Fachleute nicht kleinlich; Davies bleibt bei 5, Conquest kommt auf ca. 20 Millionen. (Einer wäre zuviel gewesen; aber Bescheidenheit der Experten bei ihren „Aussagen“ wäre erwünscht.) Auch die Urteile über Möglichkeiten des Kolchossystems sind breit gestreut.

Hans-Hennig Schröder analysiert die Stalinismus-Debatte; er definiert ihn nach dem Verständnis sowjetischer Historiker als „jene ökonomische soziale und politische Struktur, die im Kontext von Kollektivierung und forciertem Industrialisierung entstand“ (S.137). Er behandelt den ungeheuren sozialen Wandel der Periode mit ihren Gewinnern und Verlierern, die Bürokratie und ihre inneren Widersprüche, die Differenzierung der neuen Industriearbeiterschaft, die Repression und ihre Auswirkungen (auch und gerade auf die Führungsschicht). — Bernd Bonwetsch befaßt sich mit der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg. Hier werden Stalins Verbrechen und Versäumnisse zu einer neuen Bewertung des Generalissimus führen. Forschungsarbeiten, die in der Chruschtschow-Aera entstanden, werden jetzt publiziert.

Dietrich Beyrau untersucht die Rolle der Intelligenz, die sich mit der Revolution im Gefolge des verlorenen Krieges 1914–1918 radikal veränderte; die Teilprozesse dieses Wandels werden beschrieben. Die Abtötung des lebendigen, undogmatischen Marxismus, die Substituierung durch Stalins Marxismus-Leninismus verhinderte auch nach 1953 „eine intellektuelle Revitalisierung der marxistischen Tradition“ (S.206). „Marxismus-Leninismus blieb eine ‚Behörde‘“ (S.206). Auch Gorbatschows Werben um die Bildungsschichten blieb ohne Erfolg; sie versagten ihm ihre Hilfe. — Uwe Halbach behandelt die explosive Nationalitätenfrage, die aber die UdSSR von Anfang an nicht losgelassen habe. Die Entstalinisierung hat auch hier latente Strömungen freigelegt, die bereits J.Andropow, Gorbatschows Mentor, erkannt hatte. Gorbatschow sei hier anfangs freimütig gewesen, habe dann auf Lenins Nationalitätenpolitik zurückgegriffen, die das Gegenteil der Stalinschen gewesen war und Maßstäbe gesetzt hatte, auf die sich nationale Dissidenten Jahrzehnte später beriefen und auf die auch N.S. Chruschtschow sich anfangs stützte. Letzterer habe allerdings nach 1956 eine Wendung vollzogen. Einen ähnlichen Rückzieher wirft Halbach Gorbatschow im Jahre 1990 vor.

Karl Schlögel schließlich befaßt sich mit der Wiederentdeckung der Emigration und ihrer Geschichte, die außerordentlich facettenreich ist; manche Emigranten hofften und fieberten mit ihrem Lande um den Sieg über Hitlerdeutschland, andere hofften auf die Niederlage. Die Emigranten hatten ihre eigene Welt in Politik, Literatur, Wissenschaft; ihr Weggang oder ihre Verdrängung bedeutete zweifellos einen Verlust für das Land. Das Pendel schlägt nun soweit zurück, daß selbst die Kollaboration von Teilen der Emigration mit den Faschisten, die in westlicher Forschung behandelt wird, in der SU nicht mehr rezipiert, sondern unterschlagen wird.

Der Sammelband, der hier nur ganz unzureichend behandelt werden kann, gibt ein dokumentiertes Augenblicksbild des Zustandes und Standes der (ex-)sowjetischen Geschichtswissenschaft. Sie ist mitten im Umbruch, völlig verunsichert. Manche Historiker und Debatteilnehmer verbrennen alles, was sie angebetet haben. Der weite Pendelausschlag ist verständlich, bedeutet aber auch, daß es für eine Bilanz der Geschichte und ihrer Aufarbeitung noch zu früh ist. Gegenwärtig wird „das Schreckliche, das in siebzig Jahren bolschewistischer Herrschaft geschehen war“ (so der Klappentext) vorgetragen. Wenn das Elend des Augenblicks (Frühjahr 1992) eines Tages überwunden sein wird, wird neue Bilanz zu ziehen sein, die die historischen Leistungen der wirklichen Bolschewiki gerechter darstellen und deutlich von denen ihrer Stalinschen Epigonen trennen wird.¹ Vielleicht werden dann deutsche Historiker die Beiträge deutscher imperialistischer Politik und deutscher „Wissenschaftler“ als Berater der Hitlerarmeen verdeutlichen und deren millionenfache Opfer zu berechnen versuchen. Dieses Schreckliche sollte beiden Völkern nicht vorenthalten werden.

Theodor Bergmann

¹ Siehe dazu die Rezension des Buches von Wolfgang Ruge durch den sowjetisch-schwedischen Historiker Alexander Kan in: IWK, Jg.27 (1991), H.4, S.515–517.

HARTUNG, Werner: **Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895–1919** (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Reihe 38, Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 10). — Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung Hannover 1991. XII, 359 S.

Die geschäftsführende Tätigkeit beim Niedersächsischen Heimatbund regte Werner Hartung zu seiner nun gedruckt vorliegenden Dissertation an. Eine Mitte der siebziger Jahre entstehende ‚neue Heimatbewegung‘, die sich von dem herkömmlichen Heimatgedanken distanzierte, der ihr durch völkisch-konservative und schließlich nationalsozialistische Interpretationen diskreditiert schien, ließ in ihrem

vielfältigen Bemühen um eine neue Definition des Begriffs ‚Heimat‘ die historische Fundierung vermissen. Und auch die traditionellen Heimatverbände hatten in ihren Verbandschroniken und Organisationsgeschichten bedeutsame allgemeingeschichtliche Zusammenhänge im Verfolg ihrer historischen Legitimationsbedürfnisse ausgeklammert.

Der im ausgehenden 19. Jahrhundert gestartete Versuch, wirtschaftlichem, sozialem und politischem Wandel aus romantisch-konservativer Tradition der Zivilisationskritik heraus entgegen zu steuern, fand seinen wirksamsten Ausdruck in dem von dem Musikprofessor Ernst Rudorff entwickelten ‚Heimatschutz‘-Begriff. Gerade am niedersächsischen Beispiel schien Hartung eine Untersuchung der Rezeption des Heimatschutz-Gedanken im Bemühen um regionale Identitätswahrung im preußisch dominierten Kaiserreich von 1871 als besonders erkenntnisfördernd. Seine Darstellung der niedersächsischen Heimatbewegung beschränkt sich auf einen Zeitraum, der funktional und entwicklungsgeschichtlich die klassische Heimatbewegung des wilhelminischen Reichs umfaßt. Beginnend mit einer operativen Erschließung der Begriffe ‚Konservativismus‘, ‚Zivilisation‘, ‚Region‘, ‚Heimat‘ und ‚Identität‘ wird zunächst den Ursachen und Erscheinungsformen konservativer Zivilisationskritik mit den Merkmalen der Agrarromantik und Großstadtfeindlichkeit nachgegangen und eine Positionsbestimmung des Rudorffschen ‚Heimatschutzes‘ innerhalb dieses ideen- und organisationsgeschichtlichen Zusammenhanges vorgenommen.

In methodischer Verschränkung von chronologischer Darstellung und thematischer Ideologiekritik folgt im Hauptteil die organisatorische Entwicklung der niedersächsischen Heimatbewegung kurz nach 1900 unter Beachtung regionalspezifischer ideologischer und politischer Positionen bis hin zur Spaltung zwischen 1911 und 1914, dabei der Wirkung auf Öffentlichkeit, Staat und Politik bis 1914 und den Siegerwartungen eines antizivilisatorischen und regionalistisch geprägten Nationalismus nachgehend. Zusammenfassung und geschichtlicher Ausblick liefern schließlich eine Prüfung und Ergänzung der Leitthesen zur Funktion der Heimatbewegung im bürgerlichen Konservatismus unter Einbeziehung der Kontinuitätsproblematik bis nach 1945.

Die Entstehung des Landes Niedersachsen und seine politische Legitimation aus dem ideologischen Arsenal der Heimatbewegung wertet Hartung als eindrucksvolles Beispiel für die ungebrochene Kontinuität konservativen Gedankenguts und den Fortbestand strukturkonservativer Elemente vielfach nur formell überwundener Machtstrukturen. Auch die ‚Heimat‘-Renaissance Mitte der siebziger Jahre scheint ihm miterwachsen aus regionalen und lokalen Reaktionen auf Reformbestrebungen im öffentlichen und sozialen Leben und somit überwiegend konservativer Natur, eine Art Flucht in die Geschichte. — Diese gründliche wissenschaftliche Studie, in Zeit und Raum weit über die niedersächsischen Gebiete zwischen 1895 und 1919 hinausgehend, ist auch und besonders große Aufmerksamkeit von seiten der einstigen Klientel des Autors zu wünschen, von den zahlreichen Heimatforschern und Heimatpflegern, Vereins- und Verbandsfunktionären, die noch immer nur allzu eng auf den Gegenstand ihrer Liebe fixiert argumentieren und agieren.

Beatrix Herlemann

HAUPERT, Bernhard und Franz Josef SCHÄFER: Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus. Mit einem Vorwort von Manfred MESSERSCHMIDT (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 952). — Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991. 352 S.

Obwohl sich seit einigen Jahren das Interesse der Historiker und Sozialwissenschaftler auch der Alltagsgeschichte des Faschismus zugewandt hat, sind eigenständige wissenschaftliche Biographien typischer „Durchschnittsdeutscher“ weiterhin Desiderata. Der vorliegenden Studie gebührt bereits deshalb Anerkennung, weil sie wichtige Pionierarbeit zur Erkundung dieser Terra incognita leistet. Die in vielerlei Hinsicht erstaunliche Arbeit ist zudem einer der seltenen Versuche, die komplizierte Entstehungsgeschichte sowie das sozio-ökonomische und politisch-kulturelle Interdependenzgeflecht des Nationalsozialismus am Beispiel eines Dorfes zu erforschen.

So normal die Lebensgeschichte des knapp zwanzigjährig im Sommer 1944 an der Westfront gefallenen Panzerfahrers Josef Schäfer aus dem saarländischen Wustweiler, heute Kreis Neunkirchen, anmutet, so ungewöhnlich ist der Weg, den Haupt und Schäfer zu deren akribischer und detailversessener Ausbreitung gewählt haben: Einer systematischen Analyse der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Strukturen und der Entwicklung der politischen Bedingungen des heimatlichen, vom Katholizismus geprägten

Umfeldes von Josef Schäfer folgen vier verschiedene biographische Rekonstruktionen (sein Leben im dörflichen Milieu, in der industriellen Arbeitswelt und beim Militär sowie der Versuch einer ergänzenden kleinen Charakterstudie). Es wurde eine Fülle unterschiedlichster Materialien und Archivalien herangezogen, Protokollbücher einiger Vereine, Chroniken, Nachlässe, Beschlußbücher des Gemeinderates, Zeitungen und eine umfangreiche Sekundärliteratur. Eine Vielzahl wichtiger und auch marginaler Zusatzinformationen wurde aus etlichen Zeitzeugenbefragungen gewonnen. Auch auf eine ikonographische Analyse der wenigen erhaltenen Soldatenfotos wurde nicht verzichtet; hierfür wurde sogar eine ganze Woche lang eine eigene Interpretengruppe bemüht. Man war also bestrebt, jeden noch so kleinen Winkel des kurzen Lebens von Josef Schäfer gründlich auszuleuchten. Zweifellos resultiert hieraus die ungeheure Faszination, die von dieser Untersuchung bis zur letzten Zeile ausgeht.

Und doch ist Kritik unvermeidlich. Zu viele Ungereimtheiten, Fehldeutungen und offensichtliche Überinterpretationen stören den Lektürefluß und zwingen zum Aufspüren der kontradiktorischen Belegstellen. Auch führt die Bemühung um betont wissenschaftliche Formulierungen gelegentlich zu Irritationen. Andererseits driftet die Darstellung mitunter in Banalitäten oder gar in entrückte Wahrnehmungswelten ab. Ein Beispiel sei gestattet: Da schaut — es handelt sich um ein schlichtes Portraitfoto — Josef „uns an, und er schaut uns zugleich nicht an; er schaut durch uns hindurch in weite Fernen, deren Horizont nur er ahnt“ (S.238). Die Ahnung, daß Hauptert und Schäfer die erforderliche Distanz zu ihrem Thema und deshalb die nötige Objektivität verloren haben könnten, wird leider allzuoft bestätigt. Statt dessen greifen Heimatümelei und personale Glorifizierungen Platz. Dies ist zwar bedauerlich, findet aber eine plausible Erklärung im Nachwort, wo mitgeteilt wird, daß Wustweiler das Heimatdorf auch der Autoren ist (S.265ff). Ein Interviewauszug läßt darauf schließen, daß es sich bei der Mutter des Josef Schäfer wohl um die „Oma“ eines der Verfasser handelt (S.224) — ein deutlicher Hinweis darauf hätte bereits in die Einleitung gehört.

Der entscheidende Mangel der Arbeit besteht aber darin, daß bestimmte Verfahren der „objektiven Hermeneutik“ (Oevermann; Schütze), der Biographieforschung (Kohli) und der Oral History (Niethammer) nur schablonenhaft kombiniert wurden. Sämtliche hierin wurzelnden Monita hätten sich durch differenzierte Methodenreflexion und Orientierung etwa an einem dialektischen Wahrheitsbegriff problemlos vermeiden lassen. Besonders vermißt man ein solides theoretisches Fundament für die Fotoanalyse; viele wertvolle und mühelos zugängliche diesbezügliche Anregungen, z.B. aus dem Fachperiodikum „Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie“, sind der Aufmerksamkeit von Hauptert und Schäfer bedauerlicherweise entgangen. Die Zugrundelegung einer dezidiert politischen Widerstandsdefinition schließlich hätte die Arbeit gewiß vor mancher diffusen Einschätzung bewahrt. Aus historiographischer Sicht empfiehlt sich den Autoren — besonders im Hinblick auf ihre bereits angekündigte Dorfgeschichte von Wustweiler (S.278, Anm.69) sowie ihr Zeitzeugenprojekt mit Überlebenden des Holocaust (S.266) — die Binsenweisheit, daß Entdeckungsreisende stets die beste Ausrüstung mit auf den Weg nehmen sollten. Die „objektive Hermeneutik“ jedenfalls hat sich bei diesem Forschungstrip in den Mikrokosmos eines saarländischen Arbeiter- und Bauerndorfes während der NS-Zeit als wenig geeignetes Navigationsinstrument erwiesen. Da die Biographieforschung aus den hier begangenen Fehlern eine ganze Menge lernen kann und weil es sich trotzdem um eine wirklich spannende Lektüre handelt, ist dem Band eine möglichst aufmerksame Rezeption zu wünschen.

Axel Ulrich

MÜHSAM, Erich: **In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900–1934.** Hrsg. von Gerd W. JUNGBLUT. 2 Bde. — Vaduz/Liechtenstein: Topos Verlag 1984. XXVI, 927 S. (fortl. Pag.)

HUG, Heinz und Gerd W. JUNGBLUT: **Erich Mühsam (1878–1934). Bibliographie.** — Vaduz/Liechtenstein: Topos Verlag 1991. 235 S.

Die von Gerd W. Jungblut besorgte Publikation ist nicht so sehr, wie der Untertitel andeutet, eine Ausgabe von Mühsams Briefen, sondern vielmehr eine „Edition von Zeit- und Lebensdokumenten“ (S.XV) — enthalten sind u.a. Gerichtsakten, Manuskripte, Gästebucheintragen, Rezensionen, wobei allerdings Mühsams Korrespondenz den Schwerpunkt bildet. Diese ist jedoch nicht vollständig aufgenommen. Briefe aus dem im Moskauer Maxim-Gorki-Institut sowie in der (ehemaligen) Akademie der Künste der DDR aufbewahrten Nachlaß blieben größtenteils unberücksichtigt. Obwohl nicht immer einleuchtet, welche Kriterien der Auswahl der nicht zur eigentlichen Korrespondenz zählenden Materialien

zugrundeliegen, sind gerade diese Texte die interessantesten der Zusammenstellung. Nicht zuletzt durch sie bietet die reichlich illustrierte und annotierte Ausgabe einen Schatz von Informationen über Mühsams privaten wie öffentlichen Lebensgang und bildet deswegen eine wahre Fundgrube für jede/n, der/die sich tiefergehend mit Mühsam auseinandersetzen will. Eine Fundgrube im wahrsten Sinne des Wortes, da eine deutliche Einteilung fehlt: In den Anmerkungen befinden sich einige Briefe von Mühsam, die nicht in den Textteil aufgenommen sind und im Hauptteil mit Mühsams Briefen gibt es wiederum Texte, die eigentlich nicht zur Korrespondenz gehören (z.B. ein Gedankenprotokoll, das als Brief „An [Unbekannt]“ aufgeführt wird, S.47ff). Ferner trifft man regelmäßig Materialien nicht im Anhang, sondern in den Fußnoten an. Ebenfalls scheint die Verteilung von biographischen Angaben über Anmerkungen und Personenregister wie auch die Zuordnung von manchen Anmerkungen zu bestimmten Textstellen eher willkürlich zu sein.

Obwohl die oft sehr ausführlichen Anmerkungen z.T. sehr nützlich sind — manche undeutliche Briefstelle ergibt erst durch Jungbluts Hintergrundangaben einen Sinn (andere bleiben aber leider unbeleuchtet) — gilt im Großen und Ganzen, daß die exzessive Annotierung in ihrer Weitschweifigkeit oft unverhältnismäßig, manchmal unsachlich und nicht selten überflüssig ist. In manchen Fällen scheint die Annotierung hauptsächlich Jungbluts Bedürfnis zu entsprechen, seine Meinung kundzutun, ohne daß dadurch zum Verständnis der Briefstelle wesentliche Informationen vermittelt werden. Ein Beispiel von vielen ist Anm.3 auf S.516, wo die Erwähnung des Namens „Gesell“ in einem Brief zu einer Litanei über Silvio Gesells vermeintlichen Protofaschismus führt (vgl. auch zu Gustav Gründgens: S.575, Anm.3). Überflüssig sind außerdem die vielen jedem (Fremd-)Wörterbuch, historischen oder enzyklopädischen Nachschlagewerk entnehmbaren Daten reproduzierenden — und dennoch nicht selten fehlerhaften — Anmerkungen mit u. a. Worterklärungen oder auch schlagwortartige und dadurch oft verkürzende Zusammenfassungen von künstlerischen Strömungen, wie etwa dem Expressionismus (S.442) und dem Ästhetizismus (S.195), und historischen Ereignissen, wie z.B. der russischen Revolution von 1905 (S.66) oder dem Beginn des Ersten Weltkriegs (S.166). Die Anmerkungen enthalten dabei nicht selten für das Verständnis der betreffenden Textstelle irrelevante Details (vgl. die Erklärung des Rufnamens „Sascha“ für Alexander Berkman, S.690). Solches nicht sachdienliche Detailwissen wirkt grotesk, wenn in Fußnoten zu Mühsams Briefen aus dem Gefängnis Titel von literarischen Werken, die in den jeweiligen Briefen deutlich umschrieben sind, samt Erscheinungsjahr und Verlag der Erstausgabe wiederholt werden, als hätte Mühsam während der bayrischen Festungshaft 1919–1924 in seiner Zelle z.B. über bibliophile Erstausgaben von Werken Heines aus den Jahren 1826–1831 verfügt.

Mehr noch irritiert Jungbluts unterschwelliger Sexismus. Während Männer mit ihrem Nachnamen (Mühsam auch mit „E.M.“) angedeutet werden, erwähnt Jungblut (Ehe-)Frauen (oder Freundinnen) konsequent mit ihrem Vornamen. So ist von Mühsam (oder E.M.) und „seiner“ Zensl die Rede, wie auch von (Leo) Landau und Charlotte, (Rudolf) Rocker und Milly usw. Daß dies hier nicht nur eine gängige Sprachfigur betrifft, zeigt Jungbluts Charakterisierung von Milly Witkop, der Vorsitzenden des Syndikalistischen Frauenbundes. Ebenso wie andere Frauen wird sie im Personenregister ausschließlich über ihren männlichen Partner als „Lebensgefährtin Rudolf Rockers“ umschrieben, die „bei Rockers“ für den Eintopf zuständig gewesen wäre (vgl. S.650).

Neben der Annotierung wirft auch die Edition der Texte selbst Fragen auf. Diskutabel ist namentlich, daß stillschweigend orthographische Anomalien, wie Mühsams nicht immer Duden-konforme Verwendung von „s“, „ss“ und „ß“, bereinigt wurden, obwohl sie durchaus zur Eigenart der Mühsamschen Handschrift zählen.

Trotz dieser Schwächen sollte dennoch nicht aus dem Auge verloren werden, daß Jungbluts Zusammenstellung eine sehr wertvolle Bereicherung der Mühsam-Literatur bildet. Das gilt auch für die sehr ausführliche Bibliographie von Heinz Hug und Gerd W. Jungblut, die neben einem — allerdings mit weniger Eintragungen — bereits in Hugs Mühsam-Biographie aus dem Jahre 1974 enthaltenen Verzeichnis von Mühsams Aufsätzen, Prosa, Buchausgaben, Broschüren und Zeitschriften erstmals auch eine Übersicht über Mühsams Gedichte bietet. Dabei konnten die Herausgeber Mühsams heutzutage bekanntes Oeuvre durch einige interessante Funde erweitern, wie etwa unter dem Pseudonym „Tobias“ veröffentlichte Gedichte in der satirischen Beilage „Der Ulk“ des „Berliner Tageblatts“ (unverständlich ist, daß weder bei diesen noch bei anderen unter Pseudonymen publizierten Gedichten diese Pseudonyme in der Bibliographie verzeichnet sind, obwohl sie wichtige Informationen über Zusammenhänge der Gedichte untereinander hätten vermitteln können und in Mühsams Lyrikverständnis keineswegs unbedeutend waren). Insgesamt darf angenommen werden, daß es Jungblut und Hug gelungen ist, einen ziemlich vollständigen Gesamtüberblick von Mühsams eher disparat veröffentlichten Schriften zu erstellen, obwohl hier und da einiges nachzutragen wäre. Es fehlt u.a. eine im Amsterdamer IISG erhaltene

niederländische Broschüre aus den zwanziger Jahren, und auch blieb Mühsams Mitarbeit an der Wiener Zeitschrift „Das Gesindel“ unberücksichtigt. Es betrifft hierbei allerdings Marginalien, und da eine Gesamtausgabe von Mühsams Werk in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, kann das Literaturverzeichnis als umfassendes Referenzwerk zur Erschließung von Mühsams Schaffen eine wichtige Funktion erfüllen.

In diesem Zusammenhang ist zu bedauern, daß nicht — wie bei den Gedichten — auch für die stattliche Liste von „Prosa“-Schriften (969 Lemmata, 53 Seiten) ein alphabetisches Titelregister aufgenommen ist. Auch hätte dieser Teil der Übersichtlichkeit halber vielleicht besser in kleinere Abschnitte (z.B. in literarische und Theaterrezensionen, politische Schriften und fiktionale Prosa) gegliedert werden können. Weiter ist zu bedauern, daß die Bibliographen bei Mühsams Lyrik und Prosa darauf verzichtet haben, systematische Angaben über Wiederveröffentlichungen und Übersetzungen aufzunehmen. Solche Daten hätten verdeutlichen können, welche Gedichte und Aufsätze am meisten verbreitet waren, und so nicht nur die Beschreibung der Wirkungsgeschichte von Mühsams Werk, sondern auch eine Differenzierung zwischen wichtigen und weniger bedeutsamen Gedichten und Aufsätzen innerhalb der Bibliographie fördern können. Die Bibliographie bleibt aber dennoch ein unverzichtbares Hilfsmittel zur Erschließung von Mühsams Werk, solange eine Gesamtausgabe noch aussteht.

Hubert van den Berg

SIEBERT, Josef Bernhard: Die Lage der Arbeiterschaft in der Rheinischen Braunkohlenindustrie. Nachdruck der Ausgabe Bonn 1910 mit einem Vorwort neu hrsg. von Günter BERS und Michael KLÖCKER (= Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden, Bd. 20). — Reinbek: Einhorn-Press Verlag 1991. IV, 252 S.

Die Dissertation des „sozialen Kaplans“, der sich als katholischer Geistlicher im Zweitstudium den Themen und Methoden der „Historischen Schule der Nationalökonomie“ zuwandte, stellt eine Teilgruppe der industriellen Gesellschaft in den Mittelpunkt ihres Interesses, über die eine sozialpolitisch und sozialreformerisch interessierte Öffentlichkeit damals wenig wußte. Weil aber nicht nur das zeitgenössisch soziologische, sondern auch das spätere sozialgeschichtliche Interesse an den Bergarbeitern im Braunkohlenbergbau marginal blieb, ist diese materialreiche Arbeit auch im Nachdruck als Quelle für weitere sozialgeschichtliche Forschungen über die Arbeiterschaft des Kaiserreichs von Nutzen. Siebert beschreibt auf der Grundlage von gedrucktem Material, zeitgenössischen Periodika und schriftlichen Befragungen bei Pfarrämtern, Bürgermeistereien, Werksverwaltungen und Zahlstellen der christlichen Gewerkschaften die wirtschaftliche Entwicklung des Braunkohlenbergbaus und die Arbeitsbedingungen seiner Belegschaft, die Formen wirtschaftlicher Selbsthilfe, die bescheidenen Maßnahmen betrieblicher Sozialpolitik und die Lebensumstände der Arbeiterschaft. Zuletzt unternimmt er den Versuch, aus der Perspektive des bürgerlichen Sozialreformers aus großer Distanz proletarische Mentalitäten und Lebenswelten zu erfassen.

Ähnlich wie die zeitgenössischen Untersuchungen von Li Fischer Eckert über die Arbeiterfrauen in Hamborn oder von Otto Hue über die Bergarbeiter, muß man diese Arbeit als Quelle für den Stand der sozialwissenschaftlichen Forschung aus reformerischem Engagement lesen: Sie breitet viele Details über die materiellen Bedingungen der Arbeiterschaft aus, aber sie tut dies vielfach aus einer Perspektive des moralisch leicht erhöhten Standpunkts. Und sie bezieht sich in vielen Details auf allgemeine Sichtweisen und Positionen der Zeit. So wird die konjunkturbedingte Beschäftigung von ausländischen Hilfskräften verstanden als Arbeitereinfuhr und -ausfuhr, die den deutschen Arbeitskräften die Möglichkeit des beruflichen Aufstiegs ermöglichen soll. Und auch Siebert bezieht sich auf die im Steinkohlenbergbau geführte Diskussion, ob man den Anteil der „unruhigen“ ausländischen Arbeiter nicht durch Technisierung — im Braunkohlenbergbau geht es um den Einsatz von Baggermaschinen im Abraumbereich — reduzieren könne.

Von Interesse ist der vorliegende Text aber auch dort, wo er Anknüpfungspunkte und Vergleiche zur Bergarbeiterschaft des Ruhrgebiets eröffnet. Der Autor beschreibt den rheinischen Braunkohlenbergbau als „rückständige“ Gegenw, wo es gewerkschaftliche Organisationsversuche erst seit 1901 gab, und eine betriebliche Wohlfahrtspflege bis 1908 nahezu fehlte. Er schildert die Stufungen des sozialen Status, wonach der „Fabrikbergmann“ des Braunkohlentagebaus schon allein wegen seiner 12stündigen

Arbeitszeit nicht als Bergarbeiter galt und sich auch nicht als solcher fühlte — eine starke, dem Ruhrbergbau vergleichbare Knappentradition wurde hier nicht ausgebildet. Die stetige Expansion des Braunkohlenabsatzes in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende und die selten unterbrochene Steigerung der Kohlenförderung vergrößerten und veränderten die Belegschaft und brachten — maßstabsgetreu verkleinert — alle für das Ruhrgebiet bekannten sozialen und infrastrukturellen Probleme. Und die Zusammensetzung der gewachsenen Belegschaften aus einheimischen, zugewanderten Landarbeitern, italienischen und kroatischen Hilfsarbeitern und „Korrigenden“ der Arbeitsanstalt Brauweiler, ließen die Braunkohlenarbeiter nach Siebert zur unterprivilegierten Schicht werden, die zwar religiös stark im Katholizismus verwurzelt war, die aber im gesellschaftlichen, sozialen und kirchlichen Leben nur selten Ämter oder Ehrenämter bekleidete. Der Katholizismus als Volksfrömmigkeit in seiner „sinnlichen“ Variante erschwerte die Durchsetzung von industrieller Arbeitsdisziplin, Pflicht, Bildungsorientierung und Hygienebewußtsein und ließ das rheinische Braunkohlenrevier vor 1914 zu einer Hochburg des Christlichen Gewerkvereins werden.

Karin Hartewig

Gefangene des Zaren. Das Tagebuch des Otto Stern 1914–1918. Hrsg., eingel. und mit einem Nachwort versehen von Volker-Joachim STERN. — Bremen: Edition Temmen 1991. 85 S.

Das Tagebuch des deutschen Soldaten Otto Stern, das vom Dezember 1914 bis zum März 1918 in russischer Kriegsgefangenschaft geführt wurde, ist relativ kurz: in der Edition weniger als sechzig großzügig gedruckte Seiten, noch gestreckt durch zahlreiche vom Herausgeber eingefügte Zwischenüberschriften. Festgehalten wurden in unregelmäßigen Eintragungen sehr unterschiedliche Dinge: die verschiedenen Gefangenschaftsstationen, die bis nach Nertschinsk östlich des Baikalsees führten, einschneidende Ereignisse wie große Epidemien oder Auswirkungen der politischen Umwälzungen des Jahres 1917, subjektiv wichtige Dinge wie Postempfang, dabei auch eine lange Liste des Inhalts eines Kleiderpakets; immer wieder Eintragungen über das knappe Essen und über Naturbeobachtungen, die die fremde Landschaft oder die Umschwünge der Jahreszeiten als markante Punkte im Kontinuum des Gefangenendaseins betreffen.

Der Herausgeber, der Sohn des Verfassers, schildert in einer kurzen, impressionistischen Einleitung die Gefangenschaft sowie in einem knappen Nachwort den Lebensweg des Autors. In der Balance zwischen Respekt und kritischer Distanz ist diese Schilderung des Sohnes ausgesprochen sympathisch. Als Veröffentlichung in einem Verlag, dessen Programm durch politische und historische Literatur charakterisiert wird, ist diese Edition allerdings problematisch.

Durch die zahlreichen, nachträglich eingefügten Zwischenüberschriften, durch Fettdruck auch noch besonders hervorgehoben, wird der fortlaufende, gerade nicht literarisch ambitionierte Charakter des Tagebuchs verfälscht. Der Leser erhält durch die Überschriften — in der Regel Zitate aus dem Text — Leseanweisungen, ganz gleich ob er gerade diese Teile für wichtig hält oder nicht. Meist sind die Überschriften ohne inhaltliche Bedeutung, also störend. Im Einzelfall sind sie auch einfach falsch. So schildert Otto Stern unter dem Datum 8.6.1916 ausführlich die Begegnung mit drei Kindern von Zivilinternierten aus Ostpreußen. Der Herausgeber macht daraus in der Zwischenüberschrift: „Kleine Russinnen sprechen deutsch und russisch. . .“.

Damit ist der Hauptmangel der gesamten Edition angesprochen. Dem Herausgeber ist für seine Unkenntnis des historischen Kontextes kein Vorwurf zu machen. Es sind die ihn bewegenden Erlebnisse seines Vaters, die er für wichtig genug hält, um sie zu veröffentlichen. Hätte der Verlag sie auch nur einigermaßen sachkundig in den notwendig erklärenden Sachzusammenhang gestellt, wäre die Edition durchaus von Bedeutung gewesen. Nur ist auch vom historisch allgemein gebildeten Leser nicht zu erwarten, die Besonderheit der Situation deutscher Gefangener in Rußland im Ersten Weltkrieg parat zu haben, noch weniger den Mythos, der schon während des Krieges und insbesondere danach in Deutschland daraus gewoben wurde. Der Leser findet nicht einen Literaturnachweis geschweige denn Erklärungen.

Während sich im Ersten Weltkrieg alle anderen kriegführenden Mächte im wesentlichen an die Bestimmungen der Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen hielten, wurden die deutschen, österreichischen und insbesondere türkischen Gefangenen in russischer Hand Opfer traditioneller Willkür und Korruption, deren Auswirkungen durch den schnellen Zerfall staatlicher Kontrolle und Organisation im Krieg bis zur Revolution noch vielfach gesteigert wurden. In den seit 1917 einsetzenden

Kämpfen des Bürgerkriegs wurde die Lage der Gefangenen besonders in den sibirischen Lagern, wo Kontrolle und Hilfe nur schwer hingenommen, noch einmal verschlechtert, nachdem sie durch internationale Inspektionen seit Ende 1915 erst einmal verbessert worden war. Die wesentlichen Tatsachen über die Lebensbedingungen wie auch die hohen Todesraten sind in dem kurzen, vorzüglich annotierten Aufsatz von Gerald H. Davis über „Deutsche Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg in Rußland“, in: „Militärgeschichtliche Mitteilungen“, Jg. 31 (1982), leicht zugänglich. Es ist dem Verlag vorzuwerfen, den Herausgeber hier in keiner Weise beraten und unterstützt zu haben.

Eine andere Frage ist die nach dem Stellenwert dieses Tagebuchs in der enorm breiten deutschen und österreichischen Erinnerungsliteratur, die schon während und noch einmal verstärkt nach dem Ersten Weltkrieg erschien. In dieser Literatur wurde mit wenigen Ausnahmen immer wieder das Bild der primitiven, von Natur gefühllosen und oft auch grausamen Russen gezeichnet, die diese Leiden ihren Opfern gezielt zugefügt hätten. Gesteigert worden seien diese Leiden dann noch durch die Bolschewiken, Zerstörer jeglicher Ordnung und Kultur. Gipfelpunkt derartiger Verarbeitung von Leiden in haßerfüllten Feindbildern waren die seit dem Ende der zwanziger Jahre erschienen Bücher Erich Edwin Dwingers („Armee hinter Stacheldraht“, „Zwischen Weiß und Rot“, „Die letzten Reiter“). Jeweils in mehreren hunderttausend Exemplaren in der NS-Zeit verbreitet, gaben diese Darstellungen, die schon komplett die Bilder vom „Untermenschen“ zeichnen, mit ihren aggressiv aufgeladenen Stereotypen ein großes Stück der Rechtfertigung für den Eroberungs- und Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion, als die deutsche Wehrmacht die sowjetischen Kriegsgefangenen dann tatsächlich gezielt zu Millionen verhungern ließ. Dwinger, der auch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg noch hohe Auflagen verzeichnen konnte, hat übrigens sowohl den deutschen Überfall auf Polen wie auch den auf die Sowjetunion jeweils mit Büchern, in denen die Opfer als minderwertige Bestien dargestellt wurden, propagandistisch begleitet.

Vergleicht man das knappe Tagebuch Otto Sterns mit diesen literarisch aufbereiteten Berichten, erhalten seine Aufzeichnungen bei aller Dürre ihre Bedeutung. Denn obwohl sie das eigene Gefangenenerleben ohne Abschwächung darstellen und auch der politische Standort des Verfassers auf dem konservativen Teil der politischen Skala des Kaiserreichs zu finden ist (so schildert er mit Abscheu die Beteiligung deutscher Kriegsgefangener an der Maidemonstration 1917), kann das Tagebuch nicht als Zeugnis für Propaganda von slawisch-asiatischen Barbaren dienen. Zwar finden sich auch bei ihm Vorstellungen von genereller russischer Unterlegenheit, die aber im Rahmen der in dieser Zeit üblichen Vorstellungen eigener nationaler Überlegenheit bleiben. Das Tagebuch mag nicht einmal als differenziert gelten, aber es ist erfreulich nüchtern. Und da es keine nachträgliche Glättung erfahren hat, blieben widersprüchliche Eindrücke erhalten. Insofern stellt es im Kontrast zu der weit verbreiteten Gefangenen-Erinnerungsliteratur des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre ein gutes Korrektiv dar — wenn es denn dazu in Beziehung gebracht worden wäre.

Peter Jahn

TROTZKI, Leo: Schriften 2. Über China. Bd. 2.1 (1924–1928). Bd. 2.2 (1928–1940). Hrsg. von Wolrad BODE, Helmut DAHMER, Horst LAUSCHER, Rudolf SEGALL, Reiner TOSSTORFF und Rolf WÖRSDÖRFER im Auftrag des Vereins zur Wissenschaftlichen Erforschung und Aufarbeitung historischen Kulturguts e.V., Frankfurt a.M. — Hamburg: Rasch und Röhring 1990. 1108 S. (fortl. Pag.)

Nach Erscheinen der Bände 1.1 und 1.2 „Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur“ der Trotzki-„Schriften“ konnte die Hoffnung geäußert werden, endlich werde eine systematische Auseinandersetzung mit dem (Lebens)Werk Trotzki entfacht, zumal die Publikation mit dem Höhepunkt der Perestrojka und der daraus entstandenen Rehabilitierung derjenigen Menschen zusammenfiel, die noch nicht durch die Entstalinisierung der fünfziger Jahre enttabuisiert wurden. Jedoch zeigte sich alsbald, daß nicht nur mit der seit ca. zwei Jahrzehnten sich durchsetzenden Sozialgeschichtsschreibung und der damit verbundenen Hervorhebung struktureller Faktoren — die ja in vielen Fällen interessante Ergebnisse hervorbringt — sondern vielmehr auch diejenigen Historiker im Vordergrund stehen, die das nach der Oktoberrevolution entstandene System mit Diktatur und Tschecha gleichsetzen und somit eine mögliche Alternative zum Stalinismus ehedem verneinen.

Daß eine Auseinandersetzung mit Trotzki statt dessen immer noch lohnend ist, wird nach der Lektüre der beiden Bände „Über China“ wiederum deutlich. Zwar ist die Mehrzahl der hier abgedruckten Texte schon durch ein Werk aus den siebziger Jahren bekannt (vgl. „Leon Trotsky on China“, New York

1976), jedoch rechtfertigt die nun komplette Sammlung der Texte und Briefe, sowie die hervorragende Kommentierung die Veröffentlichung allemal, zumal diverse Texte über Japan und Indien sinnvolle Ergänzungen darstellen. Zusätzlich werden in zwei Anhängen Texte anderer Autoren hinzugefügt, wobei zwei Schriften des chinesischen KP-Führer der zwanziger Jahre, Chen Duxiu, besondere Bedeutung zukommt.

Die Ereignisse in China und die Rezeption seitens Trotzki in einer kurzen Besprechung darzulegen, bleibt ein hoffnungsloses Unterfangen. Deshalb sei nachfolgend eine nur kurze Darstellung gestattet. Das Eigentümliche der 1921 gegründeten KPCh lag darin, daß ihre aktiven Elemente aus der anarchistischen und antiimperialistischen 4.Mai-Bewegung kamen, die eher Kropotkin als Marx studierten und von der internationalen Arbeiterbewegung nur den erfolgreichen Versuch seitens der Bolschewiki (insbesondere Lenin und Trotzki) kannten, den Einmarsch der imperialistischen Mächte während des Bürgerkriegs zurückzuschlagen. Da China sich in einer ähnlichen Situation befand, nahm man die Ereignisse in Rußland mit besonderer Aufmerksamkeit wahr und war nicht abgeneigt, den raschen Beitritt zur Komintern zu vollziehen. Da die KPCh aber noch über keine nennenswerten Mitgliederzahlen verfügte, empfahl die Komintern den Anschluß an die mächtige Kuomintang, die im Namen der nationalen Einheit einen Krieg gegen die ausländischen Mächte bzw. gegen deren Statthalter (Warlords) führte. Mit der Verschärfung der Klassegegensätze, die letztlich zur zweiten chinesischen Revolution 1925–1927 führte, zeigte sich aber, daß die Kuomintang eher den ausländischen Interessen als den Arbeiter- und Bauernforderungen nachgab. Deshalb forderte Trotzki die absolute Selbständigkeit der KPCh (S.109), wohl gar die Aufkündigung des Bündnisses (S.102). Spätestens jetzt gilt für ihn die Kominternpolitik, der sich die KPCh unterordnen mußte, als völlig verfehlt bzw. als Nachahmung der menschwistischen Strategie in den Jahren 1905 und 1917, die er durch einen entsprechenden Artikel aus der menschwistischen Exilpresse präsentiert, in der der führende Menschewik Dan seine volle Übereinstimmung mit der offiziellen Kominternpolitik Stalins (und Bucharins) attestiert (S.184).

Mit der Niederschlagung der Revolution, auch aufgrund der verfehlten Kominternstrategie, finden die Alternativstrategien Trotzki gewiß ihre Rechtfertigung: Alternativstrategien, die ja in der offiziellen Presse durch die zunehmende Zensurierung den Lesern vorenthalten wurden. Trotzki behauptet, daß die Interessen der Arbeiter und Bauern durch die Kominternstrategie geopfert wurden (S.186f.), wobei die KPCh drei schwere Fehler beging: Unterordnung unter die Kuomintang, Verzicht auf Bildung von Räten und Verzicht auf Bewaffnung der Arbeiter (S.170). Realistisch schätzte er die Situation nach der Niederschlagung ein: die Revolution sei verschoben (S.409). Mit der Forderung nach Einberufung einer Nationalversammlung (S.417f.) verblüffte er allerdings selbst seine Freunde in China. In der Folgezeit kam es dann zu seiner Kritik an einer autonomen Bauernbewegung, deren Eigendynamik er wohl unterschätzte (S.691, S.765). Nur in dem „Proletariat an der Spitze von Hunderten von Millionen Bauern“ sah er die Lösung der Probleme (S.396).

Wäre wiederum das Vorwort besser gelungen — es enthält nur eine eindimensionale Apologetik, anstatt die neueren Veröffentlichungen im Sinne einer Synthese zusammenzufassen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen — könnte man den Herausgebern wohl uneingeschränkt gratulieren. So jedoch reicht es „nur“ zu einer kräftigen Empfehlung.

Thomas Zöllner

Die Industriegewerkschaft Metall in der frühen Bundesrepublik 1950–1956. Berab. von Walter DÖRRICH und Klaus SCHÖNHOFEN (= Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert, Bd.10). — Köln: Bund-Verlag 1991. LVIII,752 S.

Ziel des vorliegenden, die Frühphase der Bundesrepublik beleuchtenden Quellenbandes ist es, „die Schwerpunkte und Handlungsebenen gewerkschaftlicher Politik paradigmatisch zu dokumentieren und die innerverbandlichen Programm- und Strategiedebatten in der IG Metall plastisch abzubilden“ (S.VII). Damit setzt er nicht nur die ausgezeichnete Editionsreihe zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung über die Zeit bis 1949 hinaus fort, auf die sie ursprünglich angelegt war, sondern das Buch weicht auch insofern vom bisherigen Konzept ab, als statt des gewerkschaftlichen Dachverbandes bzw. an Stelle einer allgemeinen, branchenübergreifenden Ebene nunmehr eine Einzelgewerkschaft im Mittelpunkt des Interesses steht. Das hat allem Anschein nach weniger wissenschaftliche denn gewerkschaftspolitische Gründe, gilt es doch, das 100. Gründungsjubiläum der Metallgewerkschaft zu feiern. Auch wenn die IG Metall innerhalb der Gewerkschaftsbewegung schon aufgrund ihrer enormen Größe

eine herausragende Rolle gespielt und sicherlich oft „Schrittmacherdienste auf den verschiedenen arbeitsmarkt- und gesellschaftsbezogenen Tätigkeitsfeldern der Gewerkschaften“ (S.VII) geleistet hat, so kann doch der vorliegende Band, so paradigmatisch er sich auch selbst versteht, eine Edition von Quellen aus dem Archivbestand des DGB auf keinen Fall ersetzen. Einige Probleme, die die westdeutschen Gewerkschaften in den 50er Jahren nachhaltig bewegten, wie etwa die Auseinandersetzungen um die Wiederbewaffnung, werden deshalb auch nur am Rande gestreift.

Der Quellenband umspannt die Zeit vom offiziellen Tätigkeitsbeginn der kurz zuvor gegründeten IG Metall Anfang 1950 bis zum 4. Gewerkschaftstag im September 1956, der mit der Wahl Otto Brenners zum alleinigen Vorsitzenden den „Anfang einer neuen Ära“ (S.LV) ankündigte. Die damit abgeschlossene „Wachablösung“ (S.XXIX), die schon ab 1952/53 eingesetzt hatte, von einem kleinen Kreis um den Betriebsgruppensekretär beim Parteivorstand der SPD, Siegfried Neumann, gezielt verfolgt worden war und mit Otto Brenner, Fritz Strothmann, Heinz Dürrbeck und Kuno Brandel eine jüngere, aktivistisch eingestellte Generation von Gewerkschaftsführern an die Spitze der Organisation gebracht hatte, bedeutete zugleich eine „Erneuerung der IG Metall an Haupt und Gliedern“ (S.XXXVII), die angesichts innerverbandlicher Probleme, stagnierender Mitgliederzahlen und einer immer weniger durchschlagskräftigen Arbeitsmarktpolitik unumgänglich geworden war. Damit einher ging der ebenfalls recht spannungsgeladene und konfliktreiche Prozeß, die gewerkschaftliche Autonomie sowohl den KPD-Anhängern als auch den christlich-sozialen Kräften gegenüber zu behaupten. Diese „Übergangsphase“ (S.LV), in der die IG Metall allmählich ein neues, richtungweisendes Profil gewann, wird in der Einleitung von Klaus Schönhoven in seinen wesentlichen Zügen klar herausgearbeitet, so daß der Leser über die Geschichte der IG Metall in den Anfangsjahren der Bundesrepublik, zu der es zwar zahlreiche Einzelstudien im Hinblick auf bestimmte Teilaspekte gibt, über die aber eine monographische Gesamtdarstellung noch immer aussteht, hinreichend informiert wird und die abgedruckten Dokumente historisch einzuordnen weiß.

Die insgesamt 91 chronologisch geordneten Dokumente stammen ausnahmslos aus dem Zentralarchiv der IG Metall in Frankfurt a. M. und bestehen in der Hauptsache aus Protokollen des Geschäftsführenden Vorstands, des Vorstands und des Beirats; hinzu kommen einzelne Niederschriften von Sitzungen der Tarifkommission sowie Entschließungen, Rundschreiben, externe und interne Korrespondenzen u.ä.m. — Wie schon in den vorangegangenen Bänden sind auch diesmal alle Dokumente gründlich und sorgfältig annotiert. Zu den im Text genannten Personen werden, soweit erforderlich, wichtige biographische Daten geliefert, die das Verständnis erleichtern, und um die Dokumente sachgerecht erschließen zu können, werden insbesondere Anspielungen auf bestimmte Sachverhalte, die dem Leser heute nicht mehr ohne weiteres geläufig sind, durch erläuternde Kommentare oder Literaturverweise aufgeschlüsselt. An einigen Stellen hätte man sich allerdings mehr Informationen gewünscht. So bleibt z.B. unklar, warum der Vorstand der IG Metall gegen die Betriebsratsvorsitzenden des Hüttenwerks in Salzgitter, Erich Söchtig und Heinrich Wegener, voring; man beläßt es bei der nichtssagenden Behauptung, sie hätten sich „gewerkschaftsschädigenden Verhaltens“ (S.63) schuldig gemacht, erwerke im übrigen den Eindruck, als gehörten sie, wie Paul Harig vom Klöckner-Werk in Hagen-Haspe, der KPD an, und unterschlägt, daß beide der Gruppe Arbeiterpolitik, einer unabhängigen, kommunistischen Organisation, zugerechnet werden müssen, die mit dem Vorstand vor allem dadurch in Konflikt geraten waren, daß sie die Auseinandersetzung um die Demontagen offensiv führten, wie es etwa bei Gundula Müller in ihrer 1974 bei Helga Grebing in Göttingen angefertigten Examensarbeit nachzulesen gewesen wäre. Aus zugegebenermaßen recht eigennützigen Gründen hätte es der Rezensent zudem begrüßt, wenn die Vorgänge in der nordrhein-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie vom Herbst 1955 stärker berücksichtigt worden wären, die nach Ansicht von Theo Pirker immerhin „die offene Krise des ‚Experiments Mitbestimmung‘“ bedeuteten. Diese kleinen Schönheitsfehler mindern den Wert der Quellenedition jedoch nur unwesentlich.

Karl Lauschke

MANDEL, Ernest: **Kontroversen um „Das Kapital“**. Übersetzung aus dem Englischen von Alfred Kösing. — Berlin: Dietz Verlag 1991. 310 S.

Das Buch von Ernest Mandel, „Kontroversen um das Kapital“, ist in der Reihe „Bibliothek soziales Denken des 19. und 20. Jahrhunderts“ des Dietz-Verlages erschienen und soll das Denken der 68er repräsentieren. Bei dem Text handelt es sich um eine gekürzte Ausgabe der drei einleitenden Vorworte

zur englischen Ausgabe des Marxschen „Kapital“, die 1979 erschienen war. Ein Nachwort von 1991 dient der Aktualisierung des Textes im Hinblick auf die inzwischen stattgefundene Erstveröffentlichung des Marxschen Manuskripts „Zur Politischen Ökonomie“ (1861–1863), die neuere Diskussion um das „Kapital“ und die Bedeutung der aktuellen Lage Osteuropas für den Marxismus.

Es ist eine lesenswerte Darstellung der klassischen Kontroversen um „Das Kapital“, die, trotz einiger Mängel, gleichzeitig zu einer der empfehlenswerten „Kapital“-Einführungen von marxistischer Seite aus zählt. Der Hauptteil des dreihundertseitigen Textes gliedert sich in drei Abschnitte.

Der erste Abschnitt im ersten Teil ist dem Gegenstand, der Methode und der Umsetzung des theoretischen Konzepts in den formalen Aufbau des „Kapital“ gewidmet. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den grundlegenden theoretischen Konzepten, die Marx im ersten Band des „Kapital“ entwickelt hat. Schwerpunkte bilden die Marxsche Arbeits- und Mehrwerttheorie.

Gegenstand des zweiten Abschnitts ist der zweite und nach Mandel in einem beträchtlichen Maße bis heute vergessene Band des „Kapital“. Im Mittelpunkt der Darlegung stehen die Marxschen Reproduktionsschemata und Marx' Erklärung der Überproduktionskrisen.

Der dritte Abschnitt hat den dritten und gleichzeitig umstrittensten Band des „Kapital“ zum Gegenstand. Thematische Schwerpunkte sind das Transformationsproblem und der tendenzielle Fall der Profitrate. Entsprechend seiner ursprünglichen Funktion als Vorwort trägt der gesamte Text einen einführenden und aufschließenden Charakter, der die Lektüre des „Kapital“ erleichtern soll. Als zweifelsohne hervorragender Kenner der Marxschen Schriften versteht es Mandel, die wichtigsten Begriffe und Aussagen des „Kapital“ prägnant und konsistent darzustellen und dazu die wichtigsten Kontroversen zu referieren. Jeder Abschnitt beginnt mit einer kurzen Entstehungsgeschichte des jeweiligen Bandes und der Einordnung in das theoretische Gesamtkonzept des „Kapital“. Er läßt Gegenpositionen in ausführlichen Zitaten in den Fußnoten zu Wort kommen, beschränkt sich aber schwerpunktmäßig auf die klassischen Kontroversen.

Freilich ist Mandel kein Marxologe, sondern ein Marxist und ein Repräsentant der Vierten Internationale, der aus seiner eindeutigen Parteinahme für Marx und die Sache des Marxismus keinen Hehl macht. So bricht erwartungsgemäß am Ende eines jeden Abschnitts das normative Pathos hervor. Der Kapitalismus präsentiert sich krisengeschüttelt, und voll Vertrauen auf das Proletariat sieht Mandel keinen Grund, der Zukunft pessimistischer entgegenzusehen, als es Marx zu seiner Zeit tat.

Seine kenntnisreiche Darlegung der Kontroversen ist von dem Bemühen gekennzeichnet, die Schlachten der Vergangenheit noch einmal zu schlagen und alle von den Marxschen Kritikern vorgebrachten Einwände zu widerlegen. Nur Marx selbst, Engels und Lenin dürfen ihm dabei zur Seite stehen. Kritiker haben entweder Marx falsch verstanden (das richtige Verständnis liefert Mandel dann nach) oder ihre Gegenposition sieht Mandel pauschal durch die Wirklichkeit widerlegt.

Mandel verwendet ansatzlos Begriffe, die als Marxsche Begriffe dargelegt werden, in Wirklichkeit aus dem Fundus der schöpferischen Weiterentwicklung des Marxismus stammen (*historischer Materialismus, materialistische Dialektik, Imperialismus, Monopolkapitalismus*).

Ferner ist der ganze Text geprägt von einem unreflektierten Gebrauch des Begriffs Wissenschaft (*Kapitalismus in objektiver und streng wissenschaftlicher Weise zu erklären, objektive Bewegungsgesetze zu entdecken, felsenfeste Grundlage wissenschaftlicher Wahrheit zu schaffen*); Diskussionen, die außerhalb des Marxismus in den Naturwissenschaften abgelaufen sind (Relativitätstheorie, Quantenmechanik), sind spurlos an ihm vorübergegangen. Die Methode des „Kapital“ ist für Mandel immer noch der Gipfel an Wissenschaftlichkeit, wobei, wie könnte es anders sein, der materialistischen Dialektik eine herausragende Rolle zukommt. Dennoch beansprucht die marxistische Wissenschaft volle empirische Relevanz und prognostische Potenz. Dadurch, daß Mandel immer wieder betont, daß die Marxsche Theorie andauernd verifiziert wird, sie dem experimentellen Test der Geschichte standgehalten hat, leistet er nur seinen Beitrag zu der Diskussion von Taubstummen, in welcher der eine den anderen hinter den Scheuklappen seines Paradigmas nicht mehr verstehen kann (oder will).

Was den Klappentext betrifft, so wird hier etwas versprochen, was der Inhalt nicht eingelöst wird. Auch die angekündigte Untersuchung der Gesellschaft, die sich als real-sozialistisch verstand, wird der/die Leser/in im Haupttext vergeblich suchen, und die engagierte Stellungnahme zur Ökologie beschränkt sich auf marginale Sätze in Fußnoten.

Schließlich wird auch der Wert des Textes als nützlicher Wegweiser durch die Kontroversen um das „Kapital“ durch den Umstand geschmälert, daß weder ein Literaturverzeichnis noch ein Namensindex, ganz zu schweigen von einem Sachregister, vorhanden ist. Auch hier merkt man dem Buch seine Entstehung an, um so bedauerlicher, daß der Verlag hier nicht tätig geworden ist.

Josef Kiefer

BOCK, Nikola: **Pazifismus zwischen Anpassung und „freier Ordnung“: Friedensdiskussionen in der Weimarer Republik und die Gewaltfreiheitstheorie des holländischen Pazifisten Bart de Ligt (1883–1938).** — Hamburg: Bormann und von Bockel 1991. 91 S.

Die Autorin legt die erste Monographie über den holländischen Radikalpazifisten und Theoretiker konsequenter Gewaltfreiheit Bart de Ligt vor. Ihr Held interessiert sie „vor allem als Mensch“, und sie sieht ihn besonders in Hinblick auf „die Vielseitigkeit und den Grad der Bewußtheit seiner Lebensgestaltung“ als gutes Beispiel für eine „Persönlichkeitswerdung im politik-historischen Zusammenhang“ (S.42).

De Ligt, der aus einem streng calvinistischen Pfarrhaus stammte, engagierte sich seit seiner Studentenzeit im stark christlich geprägten niederländischen Pazifismus. Seit 1910 arbeitete er als Pfarrer und trat im gleichen Jahr dem „Bond van Christen-Socialisten“ (BvCS) bei, einer intellektuellen Splittergruppe, in der er bald zu den führenden Theoretikern gehörte. Seine weitere Entwicklung, die Bock anhand seiner wichtigsten Publikationen nachzeichnet, wurde besonders durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges bestimmt. Beeinflußt von der verbreiteten kulturpessimistischen Topik, die die Gegenwart als „Zeit einer gewaltigen Zivilisation ohne Kultur“ ansah (S.63), und vor dem Hintergrund religiöser Kritik an der „atomistischen Ungebundenheit der modernen Liberalität“ und der „Disharmonie zwischen Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche, Religion und Philosophie, Religion und Kunst“ infolge des universellen Emanzipations- und Säkularisierungsprozesses (S.45), fühlten sich de Ligt und seine Gesinnungsgenossen in einem metaphysischen Sinne mitschuldig am Weltkrieg. Jeder einzelne sei durch sein Verhalten mitverantwortlich für die strukturelle Gewalt in den gesellschaftlichen Verhältnissen wie in den internationalen Beziehungen. Entsprechend zielte de Ligts Ansatz zur Umgestaltung dieser Verhältnisse konsequent auf die Veränderung der Geisteshaltung des einzelnen oder, wie Bock, es nennt „der Identität der Gesellschaft“ (S.46).

Zusammen mit anderen Gruppen der radikalen Linken beteiligten sich de Ligt und der BvCS an der Dienstverweigererbewegung, die lieber persönliche Risiken bis zur Erschießung in Kauf nehmen wollte, als sich an den Vorbereitungen zur Landesverteidigung für den Fall eines deutschen Überfalls zu beteiligen. De Ligt wurde aufgrund dieses Engagements 1915 aus seiner Heimatprovinz verbannt, mußte deshalb seinen Beruf aufgeben und widmete sich daraufhin hauptamtlich dem Antimilitarismus. In dieser Arbeit radikalisierte er sich zusehends: 1916 trat er aus der Kirche aus, 1919 aus dem BvCS. Im selben Jahr gründete er den libertären „Bond van Revolutionnaire Socialistische Intellectueelen“, 1921 beteiligte er sich an der Bildung des Internationalen Anti-Militaristischen Büros. Seit 1925 lebte de Ligt bei Genf, war in ganz West- und Mitteleuropa als Agitator in Sachen Gewaltlosigkeit unterwegs und verfaßte - teilweise zusammen mit Franz Kobler - mehrere grundlegende Aufsätze und Bücher zur Theorie gewaltloser direkter Aktion, zur Tradition des gewaltfreien Widerstandes, eine „Introduction to the Science of Peace“, mit der er als einer der Begründer wissenschaftlicher Friedensforschung gelten muß, sowie eine Erasmus-Biographie, die Bock zufolge einen Schlüssel zu de Ligts Selbstverständnis bildet.

Ihrer verdienstvollen, wenn auch, was die Verwurzelung de Ligts im kulturpessimistischen und unpolitischen Zeitgeist und die Widersprüche zwischen Liberalismuskritik und radikal individualistischem und extrem idealistischem Ansatz zur Gesellschaftsveränderung angeht, etwas unkritischen Beschäftigung mit einem in der deutschen Diskussion weitgehend unbekannten Theoretiker des internationalen Pazifismus [die vorzügliche Kurzbiographie von Gernot Jochheim in: „Wider den Krieg“. Hrsg. von Christiane Rajewsky und Dieter Riesenberger, München 1987, erwähnt Bock in ihrem Literaturüberblick (S.8) nicht] stellt die Autorin eine Überblicksdarstellung „Weimarer Pazifismus zwischen Anpassung und Gestaltung“ voran. Beide Teile werden vor allem durch den Buchdeckel, das „und“ im Untertitel sowie einige bemühte, aber keineswegs überzeugende Verbindungssätze zusammengehalten. Weder wird auf eine Auseinandersetzung de Ligts mit dem Weimarer Pazifismus oder umgekehrt eingegangen, noch ist die Gegenüberstellung der bei Bock negativ konnotierten „Anpassung“ der Weimarer Pazifisten (besonders der in SPD und DDP Engagierten) an den nationalistischen Zeitgeist und der „aktiven Anpassung“ in de Ligts Theorie der „geistigen Streitbarkeit“ einleuchtend. Die Autorin attestiert den gemäßigten Pazifisten in Deutschland fortlaufende „Anpassung an machtpolitische Gegebenheiten aus mangelnder eigener Identität und dadurch immer weiter währenden Identitätsverlust, der für die Weimarer Republik so bestimmend war [. . .]. Aus diesem Kreislauf auszusteigen scheint unmöglich, wenn nicht das Bekenntnis zur eigenen Identität oder zum Identitätsverlust irgendetwas zum realen Ausgangspunkt genommen wird“ (S.33).

Noch willkürlicher ist die Strukturierung des Überblicks über den Weimarer Pazifismus um den Gorbatschowschen [!] Begriff des „neuen Denkens“. Bock kommt hier zu dem Ergebnis, daß insbesondere die außenpolitischen Konzeptionen der deutschen Pazifisten „Ausdruck eines Denkens in machtsstaatlichen

Proportionen und deren Gleichgewicht, nicht aber eines tatsächlich neuen Denkens in Gemeinsamkeit“ waren (S.35). Ansonsten lehnt sich Bocks Überblick eng an die Standardliteratur von Helmut Donat, Ulrich Heinemann, Karl Holl, Gernot Jochheim, Dieter Riesenberger u.a. an, die immer wieder anstelle eigener Thesen ausführlich zitiert wird. Die Schwächen insbesondere des ersten Teils, die zum Teil unverständlichen Formulierungen, falsche Schreibweisen von Namen („Maria Montessori“, „Bertram Russel“ etc.) sollten allerdings weniger der Autorin, die hier offensichtlich ihre Examensarbeit als Broschüre publiziert hat, angelastet werden als vielmehr den Verlegern, die solche, noch unsicheren Erstlingswerke ohne kompetentes Lektorat publizieren.

Christian Jansen

JERZEWSKI, Roland: Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin. Zum Engagement-Begriff bei Walter Benjamin und Paul Nizan. — Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung 1991. 347 S.

In seiner 1990 in Berlin verteidigten Dissertation versammelt Jerzewski in vier Kapiteln Materialien und Überlegungen zu Debatten um die Krise der Intelligenz vor 1933 in Deutschland und Frankreich (Ball, Weber, Lukács, Mannheim; Benda, Thibaudet, Berl), zu philosophisch-ideologischen Orientierungsversuchen protestierender junger französischer Intellektueller in den zwanziger Jahren (Philosophies, L'Esprit, Clarté, La Revue Marxiste, Bifur) und vor diesem Hintergrund zum Revolutions- und zum Literaturverständnis Benjamins und Nizans. Dabei geht es ihm weniger um einen historisch-systematischen Engagementbegriff (die Gliederungslogik der Darstellung läßt bisweilen Wünsche offen) als um das Erinnern an intellektuelle Erfahrungen „im Spannungsfeld zwischen antibürgerlichem Aufbegehren und Parteidisziplin“ (S.13). Mit Ausnahme des ersten Abschnitts sind dies fast ausschließlich französische Erfahrungen; nachzuzeichnen, wie Benjamin in diesen geistigen Kontext eintrat, gehört zu Jerzewskis Verdiensten (was er allerdings nur bis zur Sorel- und Surrealismusrezeption führt; Baudelairestudien und Passagenwerk bleiben unberücksichtigt). Für Nizan wird der Anteil an der beginnenden Jaspers- und Heideggerrezeption in Frankreich vermerkt. Markzeichen der Wertung werden mit dem Benennen der Studentenbewegung im ersten Satz und der Würdigung intellektueller Außenseiter am Ende der Arbeit gesetzt; der Autor verfährt aber strikt historisch und verpflichtet sich methodisch ausdrücklich dem „kontinuierliche[n] hermeneutisch-interpretative[n] Textvergleich“ (S.12) — was zu ausführlichen Referaten meist schwer zugänglicher Texte, darunter des bisher in seiner Gesamtheit unveröffentlichten „Literaturbriefs“ von Benjamin an Horkheimer vom 24.1.1939, führt.

Jerzewski nennt Nizan den „Prototyp“ (S.216) des engagierten Intellektuellen im Sartreschen Sinn, weil er seine Ursprungsklasse verraten, sich der Arbeiterbewegung als Spezialist zur Verfügung gestellt, die Politisierung der Intelligenz betrieben und für sich selbst einen alternierenden Rhythmus von Aktion und Kreation gesucht habe. Das überzeugt — auch wenn Sartres Vorstellung der Kritik ermöglichenden Distanz mit Nizans langjähriger FKP-Mitgliedschaft (trotz des Austritts am Ende) kollidiert, der Spezialistenbegriff in seiner polemischen Dimension gegen den Ouvrierismus der FKP unterbelichtet scheint und gelegentlich das schon bei Nizan vorhandene Sartresche Motiv der totalen Verantwortung des Individuums verkleinert ist. (Letzteres führt zum Aussparen von Nizans programmatischem Humanismusbekenntnis, und der Abneigung gegen Humanistisch-Geistiges fällt auch die Existenz eines entsprechenden Engagementbegriffs in den dreißiger Jahren, etwa bei Jean Guéhenno, zum Opfer.) — Weniger klar wird das Resultat der Untersuchung zu Benjamins Tätigkeit mitgeteilt: Der wurde (trotz zeitweiliger Bemühungen) *kein* engagierter Intellektueller. Jerzewski erklärt einleuchtend den Sinn von Benjamins Bestehen auf der nur indirekten politischen Wirkung von Literatur und auf den avanciertesten literarischen Techniken; er benennt auch, daß diese Konzeption „letztlich die Trennung von künstlerischer und politischer Avantgarde“ (S.198) und die Rückkehr „zum kunsttheoretischen Diskurs“ (S.204) bedeutete. Wenn er dies aber einen „spezifisch literarische[n] Engagement-Begriff“ nennt (S.229), verkennt er, daß es ohne das Aushalten der Spannung von Literatur und Politik diesen Begriff nicht gibt (wozu historisch wie systematisch gehört, daß Intellektuelle diese Spannung nicht immer und nicht alle aushalten können), und daß revolutionärer Pessimismus nicht, wie mehrfach behauptet, eine Erweiterung des Begriffs bedeutet, sondern tendenziell dessen Feld verläßt. Vielleicht hat es auch mit einem überzogenen Bemühen um das Ausweiten des Engagementbegriffs auf jede intellektuelle Praxis zu tun, daß die Arbeit auf der anderen Seite die politische Praxis jener Jahre nur in der Form von Exkursen präsentiert, die Sekundärliteratur zur FKP-Geschichte resümieren, und den Referenzpunkt der dargestellten

intellektuellen Bemühungen, die „Massenbewegung“ (S.151), nirgends selbst und bis in die Verkürzungen analysiert, die noch Benjamins 1939 getroffene Einschätzung enthält, „dass die Aktion der Arbeiterklasse ihre werbende Kraft bei den besten Elementen des Bürgertums eingebüsst hat“ (S.222). Im Personenregister fehlen Hilter wie Stalin.

Daß allerdings die Probleme überhaupt ernstgenommen und anhand eines reichen historischen Materials bedacht werden, die sich Intellektuellen in Revolte und Revolution stellen, kann heutzutage gar nicht genug gewürdigt werden.

Wolfgang Klein

MÜNCH, Ronald A.: **Von Heidelberg nach Berlin. Friedrich Ebert 1871–1905** (= Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Bd. 2). — München: Oldenbourg 1991. 144 S.

Die hier vorliegende Studie ist die erweiterte Fassung der Staatsexamensarbeit von Ronald A. Münch, die 1986 am Historischen Seminar der Universität Heidelberg eingereicht wurde. Der Autor versteht die Arbeit ausdrücklich nicht als Biographie, sondern als einen Beitrag zur Biographie Friedrich Eberts, der sich schwerpunktmäßig auf die Jahre 1871 bis 1905 bezieht, in denen sich die Erfahrungswelten und Denkhorizonte des späteren ersten demokratisch gewählten deutschen Staatsoberhauptes entwickelten und festigten. Diese Zeitspanne, zwischen der Geburt am 4. Februar 1871 und der Wahl (24. September 1905) Eberts als zusätzlicher Sekretär in den SPD-Parteivorstand, kennzeichnet das Hineinwachsen in die Arbeiterbewegung und macht ihn zur Verkörperung eines neuen Typus, dem des festangestellten Parteifunktionärs.

Die gewählte Aufgabenstellung umfaßt eine doppelte Komponente, weil erstens alle verfügbaren Quellenmaterialien ausgewertet und zweitens ein zutreffendes und vor allem überprüfbares Bild „von Herkunft, Ausbildung und politischer Sozialisation Friedrich Eberts“ (S.7) entworfen werden sollen. Beides gelingt Münch in beeindruckender Weise, obwohl die Quellenlage nicht immer besonders günstig ist, und es häufig gilt, gegen festgefügte Vorstellungen über die Person Friedrich Eberts anzuschreiben.

In der Einleitung setzt sich der Autor mit dem Stand der Ebert-Forschung in Deutschland und den USA auseinander und räumt bereits in diesem frühen Stadium der Arbeit mit einigen Legenden auf. Bei der Schilderung der Herkunft Eberts gelingt es, die nichtproletarische Existenz der Familie darzustellen, die in der Tat als kleinbürgerliche Lebenswelt charakterisiert werden kann. Die Lebensrealität der Schneiderfamilie Ebert brachte es zu relativem Wohlstand. Der Autor verdeutlicht detailliert das gesamte soziale Umfeld, in dem die Familie verortet war und von dem ohne Zweifel starke Einflüsse auf die Kinder ausgingen. Kontakte zur organisierten Arbeiterbewegung entstanden fast zwangsläufig und die Familie wirkte, entgegen den bisherigen Darstellungen, durchaus politisierend auf den jungen Ebert. Der Vater war nicht nur Mitglied im Arbeiterbildungsverein, zeitweilig in dessen Vorstand, sondern darüber hinaus auch gewerkschaftlich organisiert. Neben dem Vater hatte auch dessen Stiefbruder maßgeblichen Anteil an der Heranführung Friedrich Eberts an die Arbeiterbewegung. Seinem Onkel in Mannheim galt auch der erste Besuch nach der Beendigung der Sattlerlehre und dieser, als ausgewiesener Sozialdemokrat stadtbekannt, führte ihn in die Organisationen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ein.

Die sozialdemokratische Hochburg Mannheim bildete allerdings nur die erste Etappe auf der Wanderschaft des Sattlergesellen Ebert. Auf den zahlreichen Stationen seiner Wanderschaft wurde Ebert immer wieder politisch und gewerkschaftlich aktiv, nahm an Streiks und Protesten teil, hielt Vorträge und engagierte sich immer stärker für die Sache der Arbeiterbewegung. In Bremen wurde er in die ersten bedeutenden Positionen gewählt: zum Vorsitzenden der Bremer Zweigstelle des Allgemeinen Deutschen Sattlervereins, kurz darauf wurde er mit der Leitung der Kontrollkommission der Bremer Gewerkschaften (später Gewerkschaftskartell) betraut. Als Arbeitersekretär und Fraktionsvorsitzender der SPD-Bürgerschaftsfraktion konnte er seine Kenntnisse und Erfahrungen vertiefen und sein vielseitiges Organisationstalent voll entfalten. Ebert war allerdings nicht die dominierende Persönlichkeit der Bremer Arbeiterbewegung, und wie Münch treffend herausarbeitet, verlor er gegen Ende seiner Bremer Zeit, als sich der linke Parteiflügel immer stärker in Szene setzte, zusehends an Einfluß.

Münch entwirft von Ebert das Bild eines Tatmenschen, eines Praktikers, mit einer starken Abneigung gegenüber theoretischen Auseinandersetzungen. Er bekannte sich zwar entschieden zur Parteideologie, verzichtete allerdings auf die Entwicklung einer eigenständigen theoretischen Position. Ebert war stets

bemüht, durch praktische Arbeit die Lage der Arbeiter zu verbessern, und hielt, trotz seiner marxistischen Überzeugung, wenig von der direkten Konfrontation mit dem politischen Gegner. Mit legalen Mitteln und auf der Bühne des Parlaments sollte die Reformarbeit eine starke Ausgangsposition für die Arbeiterbewegung schaffen, wenn der gesellschaftliche Umsturz dereinst eintreten würde. Über Mittel und Wege diesen herbeizuführen, machte er sich allerdings keine Gedanken und war damit fest integriert in die Haltung der meisten Funktionäre der SPD. Zum Gesamtverständnis der Person Eberts ist die Kenntnis seiner Jugend- und Entwicklungsjahre absolut notwendig, denn die in dieser Zeit angelegten politischen Grundüberzeugungen waren nicht mehr zu erschüttern. Wie Münch plastisch herausarbeitet, verdeutlicht bereits dieser relativ frühe Lebensabschnitt den unnachgiebigen Einsatz für die sozial Benachteiligten.

Andreas Wolf

BULLOCK, Alan: Hitler und Stalin. Parallele Leben. — Berlin: Siedler Verlag 1991. 1334 S.

Das Wagnis des britischen Historikers Alan Bullock, den Lebensweg Hitlers und Stalins in „einer parallelen Darstellung nachzuzeichnen und in synchroner Betrachtungsweise vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen“, hat sich ausgezahlt (S.8).

Herausgekommen ist eine politische (Doppel-)Biographie über zwei Partei- und Staatsführer, die Geschichte wie kaum andere in diesem Jahrhundert im Wortsinne „gemacht“ und geprägt haben, deren thematische Bandbreite (Revolution, Diktatur, Krieg, Diplomatie u.v.m.) virtuos abgehandelt wird.

Vor dem Hintergrund dieses komplexen „Geschehenszusammenhangs“ (Norbert Elias) gelingt es Bullock, die „unverwechselbare, individuelle Wesensart“ der beiden Akteure im Kontext der historischen Ereignisse ihrer Zeit darzustellen. Nüchtern, ohne sie zu dämonisieren, wozu manche angesichts der furchtbaren Verbrechen faschistischer und stalinistischer Regime neigen, analysiert der Verfasser die Ähnlichkeiten und Gegensätze, Stärken und Schwächen der beiden Diktatoren. Dabei behält er stringent das sozio-kulturelle Umfeld und die daraus resultierenden Freiräume oder Grenzen im Auge, so daß die ambivalente Wechselwirkung von handelnden Individuen und der fortschreitenden Entwicklung der einzelnen Teilsysteme (Wirtschaft, Staat und Gesellschaft) deutlich wird.

Im zentralen zehnten Kapitel unternimmt Bullock den Versuch, die „parallelen Leben“ direkt zu vergleichen, obwohl er ansonsten die historisch-chronologische Methode bevorzugt. Nicht zufällig wählt er das Jahr 1934, das zweifellos eine wichtige Zäsur in der „Karriere“ beider Männer bedeutet.

Während Hitler mit der Liquidierung der SA-Führer eine ‚verselbständigte‘ Organisation disziplinierte und das Bündnis mit den alten konservativen Eliten in Reichswehr und Staatsapparat erneuerte, profilierte sich Stalin auf dem „Parteitag der Sieger“ als ‚erfolgreicher‘ Initiator der Industrialisierungs- und Kollektivierungskampagne. Für beide war die Ausgangsbasis günstig, ihren Drang nach unumstrittener Führerschaft und bedingungsloser Loyalität gegenüber der eigenen Person zu intensivieren.

Als Grundlage des Vergleichs zwischen Hitler und Stalin wählt der Verfasser Hegels These von der weltgeschichtlichen Einzelpersönlichkeit als Werkzeug der Weltgeschichte, deren „Wille“ durch sie verwirklicht werden müsse. Der unerschütterliche Glaube an ihre „Vorsehung“ ließ beide, Hitler und Stalin, nicht daran zweifeln, daß sie „für eine weltgeschichtliche Rolle vorgesehen und deshalb von den gesellschaftlichen Normen menschlichen Verhaltens befreit seien“ (S.464). Daraus resultiere ihre jegliche moralischen Maßstäbe negierende Skrupellosigkeit, die ihre Erfolge noch zu bestätigen schien.

Deshalb hielten beide „Führer“ an ihrem jeweiligen Topos, Lebensraum und „rassistische Verseuchung“ bei Hitler einerseits, Klassenkampf und Hegemonialstreben bei Stalin andererseits, unbeirrbar fest, den sie in einer Melange aus Pragmatismus und Fanatismus zwischen 1934–1941 mehr oder weniger geschickt durchzusetzen suchten.

Bullock kommt zu dem Ergebnis, zwei Persönlichkeiten mit einem „pathologischen Narzißmus“ zu porträtieren, die „von demselben Wunsch nach Herrschaft beseelt“ waren und als „eigensinnige Dogmatiker, die Gegensätze oder Kritik nicht vertrugen“, völlig gegensätzliche Temperamente, Hitler leicht erregbar, Stalin eher beherrscht, hatten (S.473). Ohne psychologische Erklärungsmuster zu überdehnen, zeichnet Bullock die schwierigen, unberechenbaren Charakterzüge der beiden Diktatoren sachkundig nach.

Offensichtlich gibt es trotz vielfältiger (Persönlichkeits-)Unterscheidungen — insbesondere völlig unterschiedliche Partei- und Politikerkarrieren, die klar herausgearbeitet werden — Handlungs- und Wahrnehmungsparallelen, die Hitler und Stalin kennzeichnen.

Nun hat die Totalitarismusforschung der fünfziger und sechziger Jahre, die gegenwärtig wieder im Aufwind zu sein scheint, dazu geneigt, Faschismus und Kommunismus als totalitäre Systeme sui generis undifferenziert in einen Topf zu werfen. Mit Bullock, der keineswegs bestimmte Gemeinsamkeiten negiert, bleibt es einem eher konservativen Historiker vorbehalten, diese Gleichsetzung zurückzuweisen: „Ganz anders als bei Stalin und der Kommunistischen Partei gab es bei Hitler und den Nationalsozialisten nie einen Konflikt zwischen den politischen Zielen und den Mitteln, die zu ihrer Erreichung eingesetzt wurden, auch zwischen 1941–1945 nicht, als die Zeit kam, die ideologischen Pläne zu verwirklichen. Die tiefe Korruptheit der nationalsozialistischen Ideologie lag hingegen in ihren Zielen selbst. Gewaltherrschaft, Versklavung, Ausrottung sind per se böse und schlecht und korrumpieren früher oder später jede Bewegung [. . .]. Die Korruptheit der kommunistischen Ideologie hingegen lag in den Mitteln. Soziale Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit, ein Ende der Ausbeutung und Entfremdung, das alles sind edle, humane Ziele. Was sie so verhängnisvoll korrumpierte, waren die unmenschlichen Methoden, die zu ihrer Durchsetzung angewendet wurden“ (S.556).

Am Ende seiner monumentalen Biographie, die zu einem Standardwerk werden sollte, erteilt Bullock, anknüpfend an den „Historikerstreit“ der achtziger Jahre, den ‚Normalisierern‘ à la Ernst Nolte, die die Verbrechen der NS- mit denen, beispielsweise, der Stalin-Zeit aufrechnen wollen, eine klare Absage: Nirgendwo, so Bullock, „findet sich die Entsprechung zum Holocaust, dem Zentrum des nationalsozialistischen Terrors, der drei Viertel aller Opfer kostete: die systematische Auslöschung des gesamten europäischen Judentums. Hier war der Massenmord nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck an sich“ (S.1254).

Jens Becker

KÖPKE, Horst und Friedrich-Franz WIESE: Mein Vaterland ist die Freiheit. Das Schicksal des Studenten Arno Esch. — Rostock: Hinstorff Verlag 1990. 243 S.

Dieses Buch, das in einem renommierten Literaturverlag erschienen ist, besteht aus zahlreichen Aufsätzen von insgesamt 7 Autoren, darunter der FDP-Bundestagsabgeordnete Hans-Günter Hoppe und die Redakteure der „Frankfurter Rundschau“, Horst Köpke und Karl-Heinz Krumm. Erwähnt wird auch der verstorbene Generalsekretär der FDP, Karl-Hermann Flach. Sie alle gehörten zum politischen Freundeskreis Arno Eschs. Zum Teil überwiegen persönliche Erinnerungen, zum Teil Schilderungen des politischen Alltags im Mecklenburg der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Ein Anhang enthält Kurzbiographien der Autoren und eine 80seitige Dokumentation mit vielen politisch- programmatischen Texten Arno Eschs. Man erfährt von einem Verband ehemaliger Rostocker Studenten und widersprüchliche Angaben lassen es im unklaren, ob das Manuskript bereits Mitte der 80er Jahre oder erst „vor etlichen Monaten“ geschrieben wurde. Eine abgebildete Gedenktafel für Arno Esch im Hauptgebäude der Universität Rostock kann wohl erst nach der sogenannten Wende in der DDR angebracht worden sein, denn Esch wurde von einem sowjetischen Militärgericht zum Tode verurteilt. Eine Gedenkrede vom Februar 1990 könnte mit der Tafel im Zusammenhang stehen. . . Man sieht, manche Zusammenhänge hätten sorgfältiger erläutert werden können.

Wer war nun dieser Arno Esch? Er war ein junger Student der Rechtswissenschaft, der 1951, im Alter von 23 Jahren, in der Sowjetunion hingerichtet wurde. Im privaten Leben eher linksch und schüchtern, war er in politischen Versammlungen ein wortgewaltiger und überzeugender Redner. Er gehörte als Jugendvertreter dem Zentralvorstand der Liberaldemokratischen Partei an und propagierte einen sozialen Liberalismus. Seine kompromißlose Haltung brachte ihn des öfteren in Gegensatz zur SED und zur Sowjetischen Militäradministration. Ein politischer Freundeskreis, der von einer „Radikal-sozialen Freiheitspartei“ träumte und hierüber leichtsinnigerweise auch Schriftliches verfaßte, war Vorwand für die Verhaftung der „Esch-Gruppe“, an der die Militäradministration ein Exempel statuierte. Wegen Spionage und Antisowjethetze verurteilte ein Militärgericht 6 der jungen Liberalen zum Tode und 8 zu 25 Jahren Lagerhaft, darunter der eine der beiden Herausgeber, Friedrich-Franz Wiese.

Der improvisierte Charakter der Publikation wird so verständlicher. Nach 40 Jahren bot sich die Gelegenheit, die bedrückenden Erlebnisse von damals einer historisch-politisch interessierten Öffentlichkeit zu schildern. Das Buch ist dabei ein sogenannter „Schnellschuß“ mit vielen Unzulänglichkeiten geworden, der allerdings auf höherer Stufe steht als auflagenstarke, schnellebige Sachbuch-Novitäten hiesiger Verlage. In gewisser Weise erinnert es an die provisorischen, in ein Blumenbeet des Prager Wenzelsplatzes gesteckten kleinen Tafeln mit den Namen von Opfern des Stalinismus in der Tschechoslowakei.

Der politische Alltag jener antifaschistischen Demokratie in der Sowjetischen Besatzungszone wird durchaus lebendig: einerseits politischer Idealismus und Aufbruchstimmung, andererseits die offenbar unvermeidlichen Karrieristen und Spitzel; die unzulänglichen politischen Arbeitsbedingungen angesichts der Engpässe in Versorgung, Transport und Verkehr; die ständige Beaufsichtigung, Bevormundung und Zensur durch die sowjetische Militäradministration, die überhaupt keinen Spaß verstand. Dieses Buch, dem vergleichbare aus allen Gegenden der SBZ folgen werden, ist ein starker Kontrast zu Hans Mayers „Der Turm von Babel“, in dem dieser sich an einen ehrlichen und lauterer antifaschistischen Neubeginn in der SBZ und der frühen DDR erinnert. Eine historische Wahrheit schildern beide Bücher. Aber die Erinnerungen an den jungen Esch zeigen ein anderes Erfahrungsmilieu, wo der obrigkeitlich-administrierte Antifaschismus *im Alltag* und an der Basis den demokratischen Umgangsformen nicht traute. Seine Protagonisten waren damit gegenüber der breiten Bevölkerung von vornherein unglaublich, gruben ihren programmatisch-idealistischen Zielen selbst das Wasser ab und leisteten, in dogmatisch-sturen Freund-Feind-Klischees befangen, neuen politischen Verfolgungen Vorschub.

Dieter Schütte

Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration. Hrsg. von Bernd Jürgen WARNEKEN. — Frankfurt a.M. und New York: Campus; Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme 1991. 283 S.

Nach wie vor muß „die Straße“ (allgemeiner: die öffentlichen Räume und öffentlichen Ordnungen) als ein weithin unterschätzter Gegenstand sozialhistorischer Untersuchung angesehen werden. Der vorliegende, von dem Tübinger Kulturwissenschaftler Bernd Jürgen Warneken publizierte Band wird, so ist zu wünschen, dazu beitragen, daß dieser nicht nur politikgeschichtlich wichtige, unerhört vieldimensionale, konzeptuell schwer greifbare und hierzulande ganz zu Unrecht verpönte Forschungsgegenstand endlich an Salonfähigkeit gewinnt. Als Leiter eines Projektseminars am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut, das mit kulturwissenschaftlichen Fragestellungen Arbeiterdemonstrationen des Kaiserreichs untersuchte (vgl. hierzu „Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster ‚friedliche Straßendemonstration‘ im preußischen Wahlrechtskampf 1908–1910“, Tübingen 1986), hat sich der Herausgeber als einer der ersten wesentlichen Aspekten einer „Geschichte der Straße“ zugewandt. Der vorliegende Sammelband vereint 13 Beiträge französischer und deutscher Historiker, Politologen und Kulturwissenschaftler. Die thematische Bandbreite der Aufsätze reicht von Handlungsmustern des Sozialprotests im 19. Jahrhundert über Symbolik und Rituale klassischer Demonstrationen der Arbeiterbewegung bis hin zu Wallfahrten französischer Integralisten und bundesrepublikanischen Straßendemonstrationen der jüngsten Zeit.

Im Vorwort verweist der Herausgeber auf die Hochkonjunktur von Straßendemonstrationen, die im Herbst und Winter 1989/90 maßgeblich zum Ende der DDR beitrugen, und die er als ein neues Kapitel in der Demonstrationsgeschichte der Deutschen wertet. Leider verzichtet Warneken in seiner Einführung (S.7–16) jedoch auf grundsätzliche Überlegungen zu Dimensionen und möglichen Konzepten einer sozial- und kulturgeschichtlich orientierten Analyse des „Massenmediums Straße“. Zu betonen ist, daß Demonstrationsforschung hierin als ein zwar wichtiger, aber zugleich sehr spezieller Aspekt eines viel breiter zu fassenden alltagsgeschichtlichen Untersuchungsgegenstandes „Straße“ aufzufassen wäre. Gottfried Korff formuliert über Wirkungsweisen von „Bild- und Zeichensystemen sozialer Bewegungen“ (S.17–36) grundsätzliche Gedanken, die in den meisten Beiträgen mehr oder weniger präsent sind. Die unteren Volksschichten, die wichtigsten Trägergruppen sozialer Bewegung, hätten aufgrund sozial-kultureller Voraussetzungen kaum an dem verbal-argumentativen Diskurssystem der bürgerlichen Öffentlichkeit partizipieren können. Emotional-affektive Kommunikationsformen herrschten bei ihnen vor. Daher habe ihre politische Artikulation, die sich im sozialen Protest und in Massendemonstrationen entfaltete, vor allem in Symbolsystemen und Ritualen ihren lebensweltlich angemessenen Ausdruck gefunden.

Hervorhebenswert erscheinen mir die Ausführungen von Wolfgang Kaschuba: „Von der ‚Rotte‘ zum ‚Block‘. Zur kulturellen Ikonographie der Demonstration im 19. Jahrhundert“ (S.68–96). Vier Traditionstränge werden für die Genese einer „politischen Kultur der Straße“ unterschieden: erstens die Formierung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, die in Nationalfesten, in Bürger- und Volksversammlungen bis zur Jahrhundertmitte ihren Ausdruck fand; zweitens eine obrigkeitliche Tradition der Festkultur,

die sich in monarchischen Feiern und Militärparaden artikulierten; schließlich das breite Spektrum des Sozialprotests einer plebejisch-proletarischen Straßenöffentlichkeit und viertens der organisierte Massenaufmarsch, der wesentlich von der Arbeiterbewegung des Kaiserreichs begründet wurde. Zentral für die Ausformung einer politischen Straßenöffentlichkeit waren sicherlich der dritte und vierte Traditionstrang. Zuzustimmen ist Kaschubas These, daß Protest und organisierte Massendemonstration nicht in historischer Folge einander ablösen — wie häufig angenommen wird —, sondern daß sie als eigenständige Formen bis weit in das 20. Jahrhundert nebeneinander herliefen und in schwierigem Verhältnis miteinander koexistierten. Insofern lernten die Deutschen nicht erst, wie Warneken im Kontext des Tübinger Forschungsprojekts überpointiert formuliert hat, anläßlich der preußischen Wahlrechtsdemonstrationen von 1908–1910 das Demonstrieren. Das taten sie bereits lange zuvor. Und auch war die sozialdemokratisch gezähmte „friedliche Straßendemonstration“ der Zeit des Kaiserreichs längst nicht die einzige Form, in der die proletarischen Massen ihre Wünsche und Bedürfnisse auf der Straße artikulierten.

Nicht zu übersehen ist in etlichen Beiträgen Fragmentarisches und mancherlei Spekulatives. Aber das ist weniger den Autoren anzulasten, sondern belegt vielmehr die Lücken, die dieses kaum bearbeitete Forschungsfeld hierzulande aufweist. Alles in allem bietet der vorliegende Band wichtige Zugänge zu einer in wesentlichen Aspekten noch zu erforschenden Sozial- oder Kulturgeschichte der Straße.

Manfred Gailus

BOCH, Rudolf: Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte 1814–1857 (= Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd.3). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991, 443 S.

Die Untersuchung Bochs entstand im Rahmen des an der Bielefelder Universität betreuten Projekts „Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums“ und lag 1990 als Habilitationsschrift vor. Boch, der in den letzten zehn Jahren mehrfach mit gründlichen Untersuchungen zur Sozialgeschichte des Bergischen Landes¹ hervorgetreten ist, analysiert die öffentliche Debatte über die Ziele der industriellen Entwicklung, wie sie von rheinischen Unternehmern geführt wurde.

Es kam Boch darauf an, seine Studien nicht als eine traditionelle individualisierende und ideengeschichtliche Rekonstruktion der widerstreitenden Argumente anzulegen, sondern vielmehr als eine Sozialgeschichte, die sowohl ideen- als auch mentalitätsgeschichtliche Ansätze integriert. Eine zentrale These dieser Arbeit ist die Vereinheitlichung industrieller Zielvision und politischer Ordnungsidee in den Debatten des späten Vormärz; die rheinischen Wirtschaftsbürger vergesellschafteten sich für einen begrenzten, für den Durchbruch der Industrialisierung aber entscheidenden Zeitraum zu einer — freilich nur regionalen — politisch handlungsfähigen Klasse im Weberschen Sinne.

Besonders wichtig und interessant erscheint dem Rezensenten das Kapitel 7.5 „Umriss einer ‚alternativen‘ Gewerbe- und Arbeiterpolitik in den rechtsrheinischen Industriebezirken“. Die Industrie verlangte nach immer neuen Organisationsformen der Arbeit. Unter dem massiven Druck der Arbeiter und Handwerker wurden im Textil- und Kleiseisengewerbe nicht nur Mindestlöhne, sondern auch paritätisch besetzte „Ehren- und Arbeiterräte“ vereinbart, die ein gewisses Kontroll- und Mitbestimmungsrecht ausüben sollten. Es zeigte sich, daß die Erinnerung an die ursprünglich noch durch die Zünfte vorgeschriebenen Mindestlöhne auch nach 1848 bei den Arbeitervertretern lebendig war.

Zu Beginn der 1830er Jahre fand noch ein weiterer Paradigmenwechsel statt: Eine forcierte Gründung neuer Industrien über den sogenannten „natürlichen“ Gang der Gewerbeentwicklung hinaus — ein Jahrzehnt zuvor noch als Heranzüchtung „kränkelder Treibhausindustrien“ strikt abgelehnt — galt fortan nicht mehr als Ursache von Armut und städtischem Proletariat, sondern als ein Mittel im Kampf gegen die Verelendung, als Chance für die Beseitigung der erstmals in jenen Jahren als Problem erkannten strukturellen Unterbeschäftigung auf dem Lande. Der Gedanke kam auf, mit einer sich beschleunigenden industriellen Entwicklung eine Waffe gegen die Massenarmut gefunden zu haben.

1 Besonders hervorgehoben sei hier: Rudolf Boch und Manfred Krause, *Historisches Lesebuch zur Geschichte der Arbeiterschaft im Bergischen Land* (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd.33). — Köln: Bund-Verlag 1983. 243 S.

Gleichwohl hielten die rheinischen Großkaufleute und Unternehmer das kräftige Wachstum der gewerblichen Warenproduktion seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert noch für ein einmaliges Ereignis. Industrielles „Fortschreiten“ wurde noch ganz auf die Blüte einiger Sektoren bezogen, die Wachstumschancen schienen nur äußerst begrenzt. Erst allmählich rangierte die Industrie nicht mehr als eine Wirtschaftsform neben gleichberechtigten anderen. Die Landwirtschaft verlor ihren Primat und der Handel seine wegweisende Funktion für die Produktion.

Die Industrialisierungsdebatte war nicht nur eine Reaktion auf den wirtschaftlichen Wandel seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, sie beeinflusste und beschleunigte ihn auch, zumindest im Rheinland. Sie war Ausdruck eines bürgerlichen Klassenbildungsprozesses geworden.

Einige wichtige Themenbereiche seien hier am Schluß noch kurz genannt: Öffnung des lateinamerikanischen Marktes, Begrenzung der Industrie durch den Freihandel, die Rheinisch-westindische Kompanie, Zollschutz- und Binnenmarktorientierung, Eisenbahnbau als Wegbereiter eines neuen Industrialisierungsparadigmas, Rheinisches Wirtschaftsbürgertum und die „soziale Frage“ u.s.w.

Ein reich annotierter Anmerkungsapparat (S.294–399!), Kurzbiographien und ein Quellen- und Literaturverzeichnis runden diese neue grundlegende Untersuchung ab.

Michael Knieriem

BURCHARDT, Lothar, Dieter SCHOTT und Werner TRAPP: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945 (= Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 5). — Konstanz: Stadler Verlagsgesellschaft 1990. 455 S.

Stadtgeschichte entfaltet sich, so die Autoren einleitend, im Geflecht großer Ereignisse und Zäsuren, jenen Strukturumbrüchen und Modernisierungsschüben, die ebenso durch die Zuspitzung und Verdichtung politisch-sozialer und ökonomischer Krisen wie durch grundlegenden gesellschaftlichen Wandel geprägt waren. Die zwanziger und dreißiger Jahre werden einmal mehr als Epoche der „klassischen Moderne“ charakterisiert, ihrer Durchsetzung wie teilweisen Infragestellung und Zurücknahme, wobei Modernität hier auf die Idee des sozialen Wohlfahrts- und Interventionsstaates, eine, wenn auch noch unvollkommene, Emanzipation der Frauen, neue Formen von Massenproduktion und Massenkonsum sowie einen neue Mobilität, die die ersten Konturen der modernen Freizeitgesellschaft erkennen ließ, bezogen wird.

Die Übernahme überholter Kategorien und insbesondere das Festhalten an dem überaus fragwürdigen Begriff der Moderne (vgl. meine Anmerkungen auf S.598 dieses Heftes) werden jedoch schnell vergessen, wenn die Autoren daran gehen, ihre zeitlichen Einschnitte aus dem stadthistorischen Kontext heraus zu entwickeln. Sie wählen das Jahr 1914 zum Ausgangspunkt ihrer Studie, da der Erste Weltkrieg die Funktion und Bedeutung von Konstanz als Grenzstadt entscheidend veränderte und auch die Geschichte der Stadt in den folgenden beiden Dezennien prägte. Sodann wird lokales Geschehen als politische Geschichte einer Stadtgemeinde gesehen, die sowohl den konkret handelnden Menschen als auch einzelne Örtlichkeiten in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Der Stadtbewohner rückt hier nicht nur als unter Lebensmittelnknappheit, Wohnungsnot, Inflation und Arbeitslosigkeit passiv Leidender, sondern ebenso als an lokalen Problemen orientiertes, politisch handelndes Subjekt in das Blickfeld.

Die einzelnen zeitlichen Abschnitte dieser Stadtgeschichte werden allerdings in die gemeinhin akzeptierten Phasen der allgemeinen Historie wie die Epochen der beiden Weltkriege, die Revolutions- und Inflationszeit bis 1923, die sogenannten zwanziger Jahre von 1924 bis 1933 und schließlich die kurze Vorkriegsphase des nationalsozialistischen Regimes unterteilt. Da Burchardt, Schott und Trapp jedoch stets den stadthistorischen Konturen von Konstanz folgen, sich nicht dem Zwang zur Verallgemeinerung beziehungsweise zur Verknüpfung mit der nationalen Geschichte ausgesetzt fühlen, zudem nur dort, wo es notwendig erscheint, generelle Einblicke in die Geschichte Deutschlands während der zwanziger und dreißiger Jahre geben, hingegen immer bemüht sind, Kontinuitätslinien und Brüche städtischer Geschichte aufzuzeigen, gelingt es den Autoren, ein eigenständiges, inhaltsreiches Profil einer Grenzstadt aufzuzeigen, deren Bedeutung zwischen der Position eines metropolitenen Zentrums im westlichen Bodenseeraum und der durch die Folge einer peripheren Rand- und Grenzlage bedingten verkehrsmäßigen Isolierung schwankte. Die Grundlagen für die untergeordnete verkehrspolitische Bedeutung von Konstanz wurden bereits in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts gelegt, als sich mit dem

Bau der Gotthardbahn alle Hoffnungen zerschlugen, einmal zu einem wichtigen Zentrum des Nord-Süd-Verkehrs zu werden. Zugleich mußte sich die Stadt nach 1890 innerhalb weniger Jahrzehnte mit der Verkleinerung des städtischen Einzugsgebiets und mit der Orientierung der Landbevölkerung auf neue wirtschaftliche Zentren abfinden. Die Expansion der noch jungen Industriezentren Singen, Kreuzlingen und Friedrichshagen ließ die Entwicklungsdynamik der Grenzstadt Konstanz stagnieren. Die Suche nach Möglichkeiten zur Befreiung aus der äußeren Randlage, zum Wiederbeginn ihrer metropolitenen Bedeutung wurde für Konstanz zur „Signatur“ der hier behandelten Epoche kommunaler Geschichte. Die durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste stärkere wirtschaftliche Orientierung nach Norden konnte, trotz der relativen kommunalpolitischen Stabilität, die auf eine anhaltende Mehrheit der Weimarer Koalition in der bürgerchaftlichen Vertretung zurückzuführen war, weder in den Weimarer Jahren noch unter dem nationalsozialistischen Regime realisiert werden.

In den Weimarer Jahren scheiterte eine aktive Verkehrs-, Wirtschafts- und Fremdenverkehrspolitik am eingeschränkten finanziellen Spielraum der Kommune; die zunehmende Verschuldung und die mangelnde Bereitschaft der Wirtschafts- und Industrieunternehmen kommunale Großinvestitionen zu unterstützen, brachten eine zukunftssträchtige Stadtentwicklungspolitik zum Scheitern. An das mit dem 1928/29 ausgearbeiteten Generalbebauungsplan entwickelte Leitbild einer Wohn-, Kultur- und Fremdenverkehrsstadt knüpfte die nationalsozialistische Stadtverwaltung erfolgreich an und legte innerhalb weniger Jahre den Grundstein zu einem Fremdenverkehrszentrum. Umfangreiche Neubaumaßnahmen und denkmalpflegerische Tätigkeiten unterstützten die touristischen Anstrengungen der Stadt. Die Überwindung der verkehrspolitischen Isolierung von Konstanz gelang dem nationalsozialistischen Regime aber ebensowenig wie eine Förderung von Industrieansiedlungen. Als bevorzugter Ort der Konsumgüterindustrie war Konstanz bei einer rüstungswirtschaftlich orientierten Industriepolitik kein Erfolg beschieden.

Das von Burchardt, Schott und Trapp entfaltete stadtgeschichtliche Profil von Konstanz, von dem nur einige Aspekte erwähnt werden konnten, erweckt Interesse an weiteren vertiefenden Arbeiten, die sich sowohl mit der städtischen Struktur- und Sozialgeschichte als auch mit Einzelproblemen der vorgelegten Studie beschäftigen.

Berthold Grzywatz

ELLERKAMP, Marlene: **Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870–1914** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 95). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 343 S.

In einem Kollektiv von 2 Männern und 2 Frauen weisen die Männer einen 20mal höheren Krankenstand auf als die Frauen. Schlußfolgerung: Männer sind kränker als Frauen. — Wie bitte? Einer der Männer ist 53 Jahre alt, der andere 62, die Frauen aber nur 22 und 26? — Ach so, ja dann liegt es wohl eher am Alter und muß heißen: Ältere Leute sind kränker als jüngere. Oder was sonst?

Wer mit Statistiken nicht umgehen kann, sollte es lassen oder sich sachkundig machen. Die Autorin hat das erste nicht und das zweite nicht ausreichend getan. Hätte sie sich in ihrer Bremer Dissertation darauf beschränkt, die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen in den acht Textilbetrieben des Bremer Raums darzustellen, ihr Krankheitsspektrum, die (schlechten) Lohn-, Ernährungs- und Wohnverhältnisse, die (ambivalente und wenig Wohlfahrt schaffende) betriebliche Sozialpolitik, die (mangelnde) betriebliche Umsetzung staatlicher Sozialpolitik und die (wenig erfolgreiche) organisierte Selbsthilfe — es wäre weniger und mehr gewesen.

Statt dessen geht die Autorin von den Daten dreier Fabrikkrankenkassen zur Arbeitsunfähigkeit (AU) aus, die im Zeitverlauf schwankende, aber fast durchgängig höhere Werte für die weiblichen Versicherten ausweisen (AU-Fälle und -Tage, daraus errechnet AU-Falldauer). Hieraus schlußfolgert die Verfasserin, daß die Textilarbeiterinnen in der Regel häufiger und länger von Krankheiten betroffen waren als ihre männlichen Kollegen, wobei ihr klar ist, daß die AU nur beschränkt als Morbiditätsindikator gelten kann. Sie sucht sodann nach Erklärungen für die „höhere Morbidität“ der Frauen, findet selbst aber nur wenige Gründe. Weder bei den Krankheitsarten (und also der Behandlungsdauer) noch bei den betrieblichen Belastungen noch bei den Ernährungs- und Wohnverhältnissen lassen sich erklärungskräftige geschlechtsspezifische Unterschiede auffinden. Komplikationen bei Schwangerschaft und Geburt (Geburten selbst gingen in die Statistik nicht ein) machten nur 3,5 % des Krankenstands der Frauen aus (Daten der AOK Leipzig). Die um ein Drittel niedrigeren Löhne der Textilarbeiterinnen sind insofern

geschlechtsneutral, als sie in größere Haushaltstöpfe flossen (Familie als ökonomische Einheit, daher auch gleiche Wohn- und Ernährungsverhältnisse; über Anzahl und Verteilung Alleinlebender nach Geschlecht erfährt man nichts). Bleibt als einziger nennenswerter geschlechtsspezifischer Unterschied der Faktor Freizeit/Erholzeit, die Doppelbelastung der Frauen durch Arbeit in Fabrik und Familie, gemildert vor allem durch den Frauenarbeitsschutz. 30–40 v.H. der Textilarbeiterinnen waren verheiratet; welcher Anteil davon Kinder hatte und wieviele, bleibt offen. Die anschauliche Schilderung des normalen Arbeitstages einer verheirateten Textilarbeiterin mit Kindern macht die heute fast übermenschlich scheinende Belastung dieser Personengruppe eindringlich deutlich. Behauptungen wie: „Verheiratete Frauen waren stärker von Erkrankungen betroffen als unverheiratete Arbeiterinnen“ (S.257) oder „Der permanente Zustand von Überlastung vor allem der Arbeiterinnen mit Kindern hat sich im betrieblichen Krankenstand niedergeschlagen“ (S.258), was im übrigen bedeuten würde, daß die Unternehmen die Kosten der außerbetrieblichen Haus- und Familienarbeit mitgetragen hätten, sind allerdings durch keine Daten belegt; die präsentierte AU-Statistik differenziert nicht nach Familienstand und Kinderzahl. Überhaupt ist mit dieser AU-Statistik wenig Staat zu machen; schade, daß die Autorin ihre ganze Argumentation darauf aufgebaut hat, zumal bei ihrer Unsicherheit im Umgang mit Statistik („der prozentuale Anteil [. . .] belief sich [. . .] auf 30,9% je 1000 Versicherte“, S.71). Die Zahlen geben weder für den Geschlechter- noch für den Betriebs- noch für den Zeitvergleich viel her, weil keiner der anderen Einflußfaktoren des Krankenstands kontrolliert ist, nicht Ausbildungsniveau, nicht beruflicher Status, nicht Betriebszugehörigkeit (Versicherungsdauer), nicht Nationalität, nicht Familienstand, vor allem aber der wichtigste Faktor, das Alter, nicht, ganz zu schweigen von „weichen“ Faktoren wie Konjunktur, Betriebsklima, AU-Verordnungspraxis der Ärzte, die vielleicht gerade Frauen mit Familie öfter und länger krankschrieben (?). Waren die höheren Altersklassen stärker von Männern oder Frauen besetzt, war die Belegschaft eines Betriebes „älter“ als die eines anderen, wie veränderte sich die Altersstruktur im Zeitverlauf? Wir wissen es nicht. Ellerkamp warnt zwar wiederholt vor eindimensionalen Betrachtungsweisen, verfällt aber selbst in diesen Fehler. Die höheren AU-Werte für Frauen führt sie auf den Einfluß des Faktors Geschlecht mit seiner biologischen und sozialen Komponente zurück. Beim Betriebsvergleich berücksichtigt sie nicht den unterschiedlichen Leistungsumfang der Fabrikkrankenkassen; wenn eine Kasse Krankengeld auch in den ersten drei Tagen einer AU und für Sonn- und Feiertage zahlte oder Krankenunterstützung über die gesetzliche Höchstdauer hinaus, so schlägt sich dies — da AU-Fälle und -Tage nur dann in die Statistik eingingen, wenn für sie Geldleistungen erbracht wurden — statistisch natürlich in mehr AU-Fällen und höheren AU-zeiten nieder, ohne daß die Betroffenen öfter und länger krank gewesen zu sein brauchen. Beim Zeitvergleich entgeht der Autorin, daß die gesetzliche Ausweitung der Bezugsdauer von Krankengeld 1903 von 13 auf 26 Wochen statistisch selbstverständlich zu höheren Werten bei den AU-Tagen und bei der AU-Falldauer führen mußte. Das Fazit der Verfin., vor allem die Frauen hätten die Kosten der industriellen Erwerbsarbeit in Form von Krankheit getragen, denn „ihre Krankenstandsdaten lagen nicht nur stets [!], auf S.63 hieß es noch: in der Regel] über denen der männlichen Arbeitskräfte, sie gingen [. . .] auch nicht zurück“ (S.256), kann so einfach (eindimensional) aus den Daten nicht abgeleitet werden und ist zumindest voreilig.

Rolf Neuhaus

Eine Frauensache. Alltagsleben und Geburtenpolitik 1919–1933. Eine Ausstellungsdokumentation. Hrsg. von Karen HAGEMANN. Mit einem Vorwort von Karin Hausen. — Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft 1991. 218 S.

Gegen Ende der Weimarer Republik wurden im Deutschen Reich nach ärztlichen Schätzungen pro Jahr 800.000 bis eine Million Abtreibungen vorgenommen, in deren Folge rund 5.000 Frauen starben und 50.000 schwer erkrankten. In Großstädten wie Berlin kam auf eine Geburt eine Abtreibung. Vor allem verheiratete Frauen trieben ab, und zwar aus wirtschaftlicher und sozialer Not. Weder konnten sie sich Verhütungsmittel leisten — der Preis eines Kondoms entsprach dem Stundenlohn eines gelernten Arbeiters — noch (weitere) Kinder. Drei Viertel aller Arbeiterpaare praktizierten den Coitus interruptus, ergänzt durch Scheidenspülung mit Hilfe eines Irrigators, der auf Krankenschein erhältlich war. Die Folge: Verheiratete Arbeiterfrauen hatten statistisch pro Geburt durchschnittlich vier bis fünf Abtreibungen. „Weil du arm bist, mußt du früher sterben“, hieß es. Zwischen Empfängnis und Tod lagen manchmal nur wenige Wochen, meist aber mehrere Etappen, unter anderem Zuchthaus oder Gefängnis.

80 Prozent der Abtreibungen waren illegal, und 92 Prozent der wegen Vergehen gegen Paragraph 218 Strafgesetzbuch verurteilten Frauen stammten aus sog. minderbemittelten Kreisen. „Bessergestellte Frauen aus dem Bürgertum fanden gegen entsprechende Bezahlung immer einen Arzt, der ihnen ‚legal‘ mit einer ‚medizinischen Indikation‘ half“ (S.84). Ein häßliches Beispiel dafür, wie ungleich gleiches Recht wirkt.

Das Buch ist aus einer Ausstellung hervorgegangen, die erstmals Mitte 1990 in der Technischen Universität Berlin zu sehen war. Neben den dort gezeigten Dokumenten — Fotos, Karikaturen, Bilder, Inserate, Objekte, Artikel — wurde weiteres Material aufgenommen, vor allem autobiographische Berichte. Die Dokumentation informiert sachlich über den Alltag von Arbeiterfrauen, Familienplanung und Geburtenkontrolle im Arbeitermilieu, die politische Debatte um den Paragraphen 218 und über die „Massenbewegung“ gegen das Abtreibungsverbot, „deren Breite und Intensität in Deutschland bis heute nicht wieder erreicht wurde“ (S.174). Die Nationalsozialisten setzten dieser Bewegung ebenso ein Ende wie sie die strafrechtliche Verfolgung von Vergehen gegen den Paragraphen 218 und 1943 auch das Gesetz selbst verschärfte: „rassisch vollwertigen“ Frauen, die abtrieben, wurde die Todesstrafe angedroht. Andererseits kam es seit 1935 zu Zwangsabtreibungen mit anschließender Zwangssterilisation „rassisch minderwertiger“ Frauen. Zynisch wurde dem Geburtszwang ein Abtreibungszwang zur Seite gestellt; ein Zwang war es allemal.

Da es keinen Lesezwang gibt, kann das Text- und Bilderbuch nur empfohlen werden. Entgegen dem ironisch-bescheidenen Titel ist sein Thema nicht nur eine Frauensache.

Rolf Neuhaus

Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik. Hrsg. von Adelheid von SALDERN (= Ergebnisse-Reihe, Bd.44). — Hamburg: Ergebnisse-Verlag 1989. 364 S.

Nöte, Krisen und Ängste, Reformen vor Ort, Politische Kultur und Freizeit, unter diesen leitenden Gesichtspunkten gibt Adelheid von Saldern eine Aufsatzsammlung heraus, die, entstanden als „Vertiefungsarbeit“ eines unter dem Obertitel „Hannover in den 1920er Jahren“ veranstalteten Projektstudiums am Historischen Seminar der Universität Hannover, den Durchbruch der Moderne durch die Aufarbeitung lokalhistorischen Materials offenlegen will.

Im ersten Abschnitt werden die „neuen Dimensionen der Erfahrungshorizonte“ beleuchtet, die Not-situation der Hochinflation, die Zeit des Schwarzmarktes nach dem Ersten Weltkrieg, hier als „Not-kriminalität“ apostrophiert, und das Problem der Rationalisierung von Angestelltenarbeit am Beispiel der Continental Gummiwerke dargestellt. Der zweite Teil des Bandes setzt sich mit den lokalen Reformansätzen des Sozialstaates auseinander: Kommunale Gesundheitspolitik und Sozialhygiene, Jugendpflege und die Kontinuitätslinien der Wohlfahrtspflege zwischen repressiver Armenpflege und sozialer Disziplinierung werden ins Blickfeld gerückt. Schließlich wirft der dritte Abschnitt Schlaglichter auf kulturelle Praxisformen. Gefragt wird nach dem Verhältnis von Studenten und Politik; die Untersuchung des organisierten Arbeitersports sowie des Lehrfilmkinos thematisiert Aspekte einer „ausgeprägte[n] relativ eigenständige[n] Arbeiterbewegungskultur“. Zwei Aufsätze der Herausgeberin suchen einerseits den Ort der Stadt in der Moderne zu bestimmen und insbesondere Entwicklungslinien der hannoverschen Sozial- und Kulturgeschichte in den zwanziger Jahren zu umreißen, andererseits Überlegungen zur neueren Lokalgeschichtsforschung anzustellen.

Bedauerlich ist, daß Adelheid von Saldern im Anschluß an Detlev J.K. Peukerts These von den „Krisen-jahren der klassischen Moderne“ für die Zeit der Weimarer Republik unbeirrt den Begriff der Moderne übernimmt und allgemein für diese Periode eine wirtschaftliche, soziale und kulturelle Modernisierung in Anspruch nimmt (S.10f. und S.315). Die moderne Kunst, soweit man sie, dem zeitlichen Charakter jeder Kunst entkleidet, als programmatisches Phänomen begreift, dessen permanentes Wesensmerkmal die nachdrücklich angestrebte und proklamierte Modernität an sich ist, tritt bereits um 1880 in Erscheinung. Die beiden letzten Jahrzehnte des 19.Jahrhunderts werden zur bestimmenden Epoche für die folgenden Entwicklungen der modernen Kunst — der zukunftsweisende Exponent des Impressionismus, Paul Cézanne, starb schon im Jahre 1906. Im Jahrzehnt zwischen 1908 und 1918 wird der analytische Kubismus entwickelt, in Deutschland radikalisiert der „Blaue Reiter“ den Gegensatz zwischen einer auf Erkenntnis der Objektwelt und einer auf den subjektiven Ausdruck zielenden Kunst. In den zwanziger Jahren pendelt die Kunst zwischen den Polen eines sozial engagierten Konstruktivismus, der stets

um die Bindung der Form an die Funktion bemüht ist, und einem sich von der Realität lösenden Surrealismus, während der Dadaismus die Auflösung jeglichen ästhetischen Systems anstrebt. Die Brüche mit der Tradition waren aber letztlich nicht prägnanter als in den vorangegangenen Jahrzehnten, neu war nur die Breite der künstlerischen Freiheit und des Innovationsgeistes, der utopische Optimismus und das Maß der kritischen Aggressivität, aber auch die Tiefe der Kluft zwischen Tradition und Neuem. Ökonomisch kann ebensowenig ungebrochen von Modernisierung gesprochen werden. Die zwanziger Jahre sind eine Zeit technologischer Stagnation. Für die wirtschaftliche Entwicklung waren Technologien bestimmend, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg die imperialistische Expansion trugen. Die kostenorientierte Fixiertheit der Unternehmer auf Rationalisierung, Lohnsenkung und Abbau der Sozialleistungen, anstatt auf Nachfrageexpansion und neue Märkte zu setzen, resultiert aus der relativen, durch das Zusammenwirken von nationalen und internationalen Faktoren begründeten Stagnation der deutschen Wirtschaft.

Nicht weniger fragwürdig wie der Gebrauch des Begriffs „Moderne“ erscheint die Entwicklung eines theoretischen Konzeptes, in dem sich Geschichte als doppelschichtiger Prozeß makro- und mikrohistorischer Strukturen konstituiert. Die Makrohistorie steht gleichsam für allgemeine Tendenzen im nationalen oder internationalen Rahmen — es wird deshalb auch von allgemeiner Geschichte gesprochen —, die Mikrohistorie für örtliche Spezifizierung. Methodisch schließt sich an diese Unterscheidung die Forderung an, sowohl generalisierende Tendenzen lokal zu verifizieren als auch örtliche Befunde mit der „überregionalen Geschichte“ rückzukoppeln. Bei einem wohl nach wie vor existenten Legitimationsdruck sucht sich die Stadtgeschichte hier zum unverzichtbaren Bestandteil einer sich als empirische Wissenschaft fundierenden Historie anzubieten, und vergißt dabei, trotz der vielfältigen Ansätze zur „Enthierarchisierung der klassischen Themen“ (S.310), den Zusammenhang von Handlungsbewußtsein, Selbstverständnis und politischer Tätigkeit herauszustellen. Daß der methodisch-theoretische Hinweis eines notwendigen Einbringens lokalgeschichtlicher Forschungsergebnisse in den makrohistorischen Kontext die Gefahr vordergründiger Deduktionen in sich birgt, dafür gibt der vorliegende Aufsatzband ein nur zu deutliches Beispiel. So gehen die Aufsätze zur kommunalen Gesundheits- und Wohlfahrtspflege von bekannten Theoremen Christoph Sachßes und Florian Tennstedts als einem nicht zu hinterfragenden Gedankengebäude aus, dem sich die örtlichen Erfahrungen allemal zu beugen haben. Der an einer differenzierten Stadtgeschichte Hannovers in den zwanziger Jahren interessierte Leser wird sich wohl noch etwas gedulden müssen.

Berthold Grzywat

WITTROCK, Christine: Die „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt am Main und ihre Absolventen (= Pädagogische Beispiele; Institutionsgeschichte in Einzeldarstellungen, Bd. 7). — Frankfurt a.M.: dipa-Verlag 1991. 207 S.

Im Mai 1921 öffnete die „Akademie der Arbeit“ (AdA) an der Universität Frankfurt ihre Tore. Die durch Stiftungsmittel getragene Universität war finanziell ins Schlingern geraten und mußte als Preis für die Stützung durch Preußen und die Stadt Frankfurt die Akademie der Arbeit einrichten, an der Arbeiter, von den gewerkschaftlichen Verbänden entsandt und unterstützt, frei von beruflicher Belastung die Möglichkeit haben sollten, sich politischen und wirtschaftlichen Grundsatzfragen zu widmen. Von den ursprünglich angestrebten Zielen blieb in der Realität nur wenig übrig. Eine Revolutionierung des Hochschulwesens ging von der Errichtung dieser Institution nicht aus; im Gegenteil: Die Distanz zwischen Universität und Akademie, zwischen Studenten und Hörern der AdA konnte nie überwunden werden (S.13). 1933 geschlossen, 1947 wiedereröffnet, ist die Akademie die älteste noch bestehende Bildungseinrichtung der deutschen Arbeiterbewegung.

Der Band gliedert sich eigentlich in zwei Hauptteile: in einen biographischen Teil mit Lebensbeschreibungen von 15 Absolventen der „Lehrstätte für die Arbeiterschaft“ (Ernst Michel, 1926) und einen Quellenteil. Eingestreut sind Übersichten, weitere Dokumente und zahlreiche Fotos. Die 15 Biographien von Absolventen der Jahrgänge 1922 bis 1948 basieren auf „mehrstündigen Gesprächen“ (S.15) mit den „Adaisten“ — ein mühevoll und sicher zeitaufwendiges Unterfangen. Sie wurden aus 50 Interviewten ausgewählt; durch das Sieb fielen die prominenten AdA-Hörer mit „durchgestylten“ Schilderungen (S.15), was immer damit als Ausschußkriterium gemeint ist. Man vermißt den Hinweis, wie repräsentativ die Interviews sind. Eine zur Einordnung der Fallbeispiele unabdingbare systematische Übersicht über die Hörer der AdA, von denen es in der Weimarer Zeit jährlich ca. 64 gab, findet sich

in der knappen Einleitung nicht. Möglicherweise fehlen die Quellen für eine solche Sozialstatistik. Daß die „Biographien in vielfältiger Weise Bildungshunger und Erkenntnisinteresse einer sich auflehrenden Jugend“ widerspiegeln (Einleitung, S.16), trifft nicht auf alle zu. Einige der gewiß recht interessanten Biographien sind zu chronologischen Abrissen beschnitten worden, so daß der Band dem von der Herausgeberin der Reihe, Hildegard Feidel-Mertz, einführend genannten Editionsprinzip, „pädagogische Modellversuche möglichst durch die Betroffenen selbst“ zu dokumentieren (Vorwort, S.7), hier nicht immer gerecht wird. Das Wesen der AdA und ihre Bedeutung für die Absolventen wird oft nicht recht greifbar.

Der Quellenteil, u.a. mit den Erinnerungen des Absolventen Franz Osterroth und des Mitinitiators und „Gründungsvaters“ Theodor Thomas sowie zeitgenössischen Presseberichten (leider z.T. faksimiliert in schlechter Qualität), spannt den Bogen von den Entstehungsschwierigkeiten der AdA und ihrer Entwicklung bis hin zur generellen Problematik gewerkschaftlicher Bildungsarbeit. Die Nutzbarkeit dieses ausgezeichneten Querschnitts wird allerdings durch fehlende editorische Aufbereitung geschmälert. Erscheint eine Annotation bei den Lebensläufen nicht unbedingt erforderlich zu sein (obwohl einige Sachverhalte der Erklärung bedürfen; z.B. „Matteotti“-Komitee, S.55), so verlangen zumindest die Quellen nach ergänzenden Hinweisen. Hier wird der Leser zu oft allein gelassen. Die mangelhafte editorische Sorgfalt zeigt sich auch im Anhang bei den an sich recht nützlichen Übersichten mit Kurzbiographien der hauptamtlichen und nebenamtlichen Dozenten der AdA: So wird z.B. beim Todesdatum des bekannten Nationalökonomen Walter Eucken ein Fragezeichen für „unbekannt“ gesetzt, Schwander als Oberpräsident a.D., aber ohne Vornamen (Rudolf) und Lebensdaten (1868–1950) vorgestellt. Zudem fehlt das unerläßliche Personenregister.

Insgesamt stehen die beiden Hauptteile isoliert nebeneinander. Eine umfassende Einleitung hätte die unterschiedlichen Elemente miteinander verknüpfen müssen, eine Aufgabe, die die knapp 6seitige Einführung, die sich auf einen kurzen Abriss der Geschichte der Arbeiterakademie beschränkt, nicht leistet. Vielleicht gibt die Materiallage ja auch nicht mehr her. Die Erwartungen, die der auf eine erschöpfende Monographie hinweisende Titel erweckt, werden jedenfalls nicht erfüllt. Ein bescheidenes, aber korrektes „Hrsg.“ hinter dem Namen der für den Band verantwortlich Zeichnenden hätte Mißverständnissen vorgebeugt.

Walter Mühlhausen

MALLMANN, Klaus-Michael und Gerhard PAUL: **Herrschaft und Alltag. Ein Industrierevier im Dritten Reich.** Unter Mitarbeit von Hans-Henning KRÄMER (= Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945, Bd. 2). — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1991. 504 S.

Voluminös kommt er daher, der 2. Bd. der Untersuchung über Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945. Zwischen den Buchdeckeln bieten mehr als 500 S. Daten, Statistiken, Biographien und Analysen. Die Autoren wenden sich mit diesem Werk der Betrachtung der sozioökonomischen Strukturen des Saargebiets während der NS-Zeit zu; analysieren die Propaganda, die Sozialpolitik, den Repressionsapparat in seinen unterschiedlichen Ausprägungen und Formen des Dissens und der Verweigerung.

Grundsätzlich muß man feststellen, daß die Verfasser sehr ausführlich recherchiert und analysiert haben. Das Buch ist gut und einsichtig gegliedert, was bei der Komplexität der Thematik die Bearbeitung erleichtert. Denn dieses Buch kann man nicht einfach lesen; man muß es sich erarbeiten. Durch die Informationsfülle wird der Leser fast erschlagen. Auch die Autoren scheinen an einigen Stellen in dieser Flut untergegangen zu sein. Doppelungen kommen vor, Statistiken werden manchmal im Text und nochmals gesondert als Aufstellung angeboten.

Mit ihrer Arbeit wollen Mallmann und Paul sich um die „Historisierung“ und Entmystifizierung der NS-Zeit bemühen. Ein ehrenwertes Unterfangen, das sie fast schon penetrant auf vielen Seiten des Buches betonen. Weiterhin wollen sie auch den Sonderfall Saarland exemplarisch herausarbeiten. Leider schießen sie in ihrem Eifer und Regionalpatriotismus ab und an über das Ziel hinaus. So kolportieren sie schon längst wissenschaftlich ad acta gelegte Mythen, um sie umso besser entzaubern zu können. So sollte man die Propaganda nicht mit der Person von Goebbels gleichsetzen, dem erst auf der Höhe der Gaupressestelle Grenzen gesetzt wurden. Die Begrenzung erfolgte schon im eigenen Haus, und es gab da auch die Herren Dietrich, Sündermann, Amann, das Auswärtige Amt und später das Ostministerium, die dort munter mitmischten, und, um mit den Worten der Autoren zu sprechen, eine

Gemengelage schufen. Mag Gauleiter Bürckel auch während des Olympiajahres die Entfernung anti-semitischer Schilder angeordnet haben, so war das kein Gauspezifikum, sondern erfolgte reichsweit. Auch einigen Wertungen kann man nicht immer unbedingt folgen. Selbst wenn man die Gestapo als kriminalistisch überbewertet und bürokratisch überfrachtet beschreibt, so kann die Bewertung als ineffizient doch nur den Apparat in seiner vorgegebenen Aufgabenstellung betreffen und nicht im Endeffekt. Für die Opfer war er leider sehr effizient. Ein ungezielter Schrotschuß kann mehr Unheil anrichten als eine gezielte Kugel. Etwas kurz geraten sind einige Themenbereiche, die erst in den 80er Jahren Eingang in die wissenschaftliche Diskussion fanden. Über die „brüchige Wehrgemeinschaft“ und die Probleme der Fremdarbeiter würde man gern noch etwas intensiver unterrichtet. Bei der Laufzeit und dem Umfang des Projekts sind solche Begrenzungen verständlich, doch vielleicht könnten diese Themen in den weiteren Publikationen ausführlicher berücksichtigt werden?

Einen Bruch muß man zwischen Bd. 1 und 2 der Reihe feststellen. Konnte Bd. 1 mit seinem erzählerisch-biographischen Aufbau noch als eine Art Lesebuch für alle verstanden werden, so grenzt Bd. 2 allein durch seine Strukturen — die wissenschaftliche Form und durch die Wortwahl — einen Teil des Lesepublikums aus. Das ist bedauerlich, da dieses Buch doch einige sehr wichtige Erkenntnisse enthält, denen man eine weitere Verbreitung wünschen muß. Denn einige Mythen entzaubern die Verfasser wirklich und gekonnt. Auf die Fortsetzungsbände darf man auf jeden Fall gespannt sein.

Dieter Knippschild

ALY, Götz und Susanne HEIM: **Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung.** — Hamburg: Hoffmann und Campe 1991. 544 S.

„Lebensraum“-Imperialismus und der rassistisch unterbaute Judenhaß waren zentrale Komponenten der Ideologie und, nach der Machtübernahme, der zielfixierten Politik Hitlers und seiner Partei. Ihre, nicht unbedingt miteinander identischen, „Vordenker“ sind in der deutschen Tradition des 19. und 20. Jahrhunderts auffindbar: einerseits in den großraumwirtschaftlichen Konzepten, die eine Neuordnung „Mitteleuropas“ unter deutscher Hegemonie anstrebten, daneben und unabhängig davon im säkularisierten politischen Antisemitismus, in dem wirtschaftliche und völkische Feindbilder die traditionell-religiösen Motive ergänzten oder ablösten.

Erst der Krieg schuf die Rahmenbedingungen für die Verbindung dieser beiden, bis dahin nebeneinander laufenden, Zielprojekte und die Möglichkeit ihrer komplementären Verwirklichung. Lesbar und oft spannend geschrieben, werden hier Aufstieg und Tätigkeit einer Gruppe von zumeist jungen Wissenschaftlern geschildert, die die „bevölkerungs-ökonomische“ Neuordnung Europas vorplanten. Durch keine humanen Normen beschwert, entwarfen sie am Schreibtisch, wie die „Überbevölkerung“ Ost- und Südosteuropas durch die Austreibung, den eingeplanten Hungertod und die direkte physische Vernichtung von 30 bis 50 Millionen Menschen zu „lösen“ sei. In diesem Kontext erhält auch der Massenmord an den Juden nach Ansicht der Verfasser eine rationale ökonomische Erklärung.

Aly und Heim versuchen, entgegen der „breiten Übereinkunft darüber, daß sich der Mord an der europäischen Judenheit historisch-rationalen Erklärungsversuchen verschließt“, zu beweisen, daß auch „bei der Ermordung der europäischen Juden utilitaristische Ziele erkennbar“ sind (S.11). Dies geschah bereits in einem vorher veröffentlichten Aufsatz, dessen Thesen hier spezifiziert und durch ein wertvolles, zum Teil bisher unbekanntes Quellenmaterial bereichert, wiederholt werden.¹ Zweifellos ein Gewinn und eine provokante Anregung für die Forschung, auch wenn man die gebotene Interpretation nicht uneingeschränkt akzeptiert. Offensichtlich gelten nämlich den Verfassern immer noch nur nachweisbare ökonomische Interessen als einzige Möglichkeit einer „historisch rationalen“ Erklärung. Daß auch eine, sozial-darwinistisch aufgezogene aber an sich irrationale, rassistisch-völkische Ideologie, die von breiten Bevölkerungsschichten als Ersatzreligion verinnerlicht wurde, das einzigartige Phänomen Auschwitz verständlich machen kann, scheint ihnen nicht annehmbar zu sein.

So ist die „rationale“ kalte Skrupellosigkeit der hier dargestellten akademisch ausgebildeten „Expertokratie“ zwar eindeutig belegt, doch bleibt ihr Anteil an der Verantwortung nicht ganz klar. Im Aufsatz von 1987 hieß es noch, daß „wohlgemerkt, diese in der Hierarchie nicht immer bedeutenden Planer nicht

1 Die Ökonomie der Endlösung. Menschenvernichtung und wirtschaftliche Neuordnung, in: Sozialpolitik und Judenverfolgung. Hrsg. von Götz Aly und Susanne Heim, Berlin 1987.

entschieden, aber die Entscheidungen ihrer Chefs vorbereiteten“ (S.14). Nach einigen Jahren weiterer Forschung, erhalten die gleichen Technokraten, die „die Ideologen der ‚Kampfjahre‘ [. . .] weitgehend verdrängen und in die politischen Entscheidungszentren [gelangten . . .] planende Gewalt über das Schicksal von Tausenden und schließlich vieler Millionen Menschen“ (S.14). Knapp 300 Seiten danach wird entschieden abgelehnt, daß sie opportunistisch „die bereits andernorts beschlossene Vernichtungspolitik [. . .] als ökonomische Notwendigkeit legitimiert hätten [. . .] Sie eilten den Entscheidungen der Führungsspitze voraus und präformierten [?] spätere ‚Führerbefehle‘“ (S.290). Der kausale Zusammenhang bleibt undurchsichtig: auf Seite 297 soll „die ‚Aussiedlung‘ von Millionen von Menschen die Kapitalakkumulation ermöglichen und beschleunigen [. . .] und der Massenmord nicht primär rassistisch und terroristisch begründet, sondern ein Mittel der schnelleren Industrialisierung und Agrarrationalisierung [. . .], selbstverständlich im Rahmen rassistisch-antijüdischer Vorgaben [?] der NS-Ideologie“ sein. Eine Seite darauf wird „aus einer aggressiven antijüdischen Ideologie ein ökonomisch und im Interesse der deutschen Herrschaft rational begründetes Programm für die ‚Endlösung der Judenfrage‘“.

Abgesehen von diesem nicht recht gelungenen Versuch, Auschwitz im Rahmen eines vorkonzipierten Geschichtsmodells „ökonomisch-rational“ zu erklären, bietet diese Arbeit eine Fülle aufschlußreich dokumentierter Beweise über die Komplizenschaft der Technokratie. Allein Himmlers „Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums“ hatte über 1700 Mitarbeiter. Schon bekannte Tatbestände, wie z.B. der „Generalplan Ost“, erhalten im Gesamtkontext dieser Darstellung realisierbare Dimensionen, die noch auf ihre volle Erfassung durch weitere Forschungen warten. Aly und Heim beweisen, daß außer dem vollzogenen Judenmord zusätzliche Teilprojekte dieser unmenschlichen „Raumplanung“, in auch hier noch quantitativ nicht voll geklärtem Umfang, verwirklicht, oder nur durch den Verlauf des Krieges aufgehalten wurden. Dabei zeigt sich, wie nicht nur die primitive Bereicherungssucht der kleinen Nazis und die Profiträson kapitalkräftiger Konzerne, sondern auch die Berufsamitionen akademisch vorgebildeter Demographen und Ökonomen, deren Karrierelaufbahn biographisch bis in die Zeit der BRD, gelegentlich auch der DDR, verfolgt wird, für die Realisierung ideologisch fixierter Ziele Hitlers und seiner Bewegung instrumentalisiert werden konnten.

Avraham Barkai

Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. Hrsg. von Norbert FREI (= Sondernummer der Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). — München: R. Oldenbourg Verlag 1991. 331 S.

Der vorliegende Sammelband behandelt in zwei Teilen die neuerdings wissenschaftlich immer eingehender diskutierten Themenfelder „Medizin und Gesundheit im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und wissenschaftlichem Fortschritt“ sowie „Psychiatrie und ‚Euthanasie‘“. In der Einleitung des Herausgebers (S.7–32) werden einige wichtige Bemerkungen zur Kontinuitätsfrage nationalsozialistischer Gesundheits- und Vernichtungspolitik vorausgeschickt: Einerseits völlig dem umfassenderen „Fortschrittsoptimismus, Sanierungseifer und Modernisierungswillen“ früherer Jahrzehnte verhaftet, habe der NS-Staat die hierdurch beförderten medizinischen Sozialtechnologien „in politisch monopolisierter und rassenideologisch radikalisierter Form“ zu realisieren versucht, wobei sich die Gesundheitspolitik — „in der Theorie gesäubert von allen sozialistisch-emanzipatorischen, christlich-caritativen und idealistisch-humanitären Motiven“ — immer stärker „auf die Melioration des ‚rassisch einwandfreien‘ deutschen Volksgenossen“ zugespitzt habe (S.9f.). Ein gezielter Ausbau der Gesundheitsversorgung für die breite Bevölkerung sei mit einer „hauptsächlich gegen marginalisierte gesellschaftliche Gruppen“ gerichteten „rassenhygienische[n] Aggressivität“ kombiniert worden (S.14). Doch bei aller „rassistischen Umformung“ der relevanten Wissenschaften hätten „sowohl die Zwangssterilisationen [. . .] als auch die späteren ‚Euthanasie‘-Aktionen [. . .] unter dem Signum der Wissenschaftlichkeit und des Fortschritts“ gestanden (S.12). Der Herausgeber, der hier die zunehmende ‚Fadenscheinigkeit‘ von Wissenschaftlichkeit stärker hätte akzentuieren können, verweist freilich selbst auf die noch ungeklärte Frage, ob die Tötungsmotive der ausführenden Wissenschaftler nicht nur in ihrer Wissenschaft, sondern auch in ihrer quasi ‚privaten‘ rassistischen Ideologie zu suchen wären (S.14).

Im ersten Teil des Bandes rekonstruieren Alfons Labisch und Florian Tennstedt den polykratischen Machtkampf um die Führung eines zentralisierten öffentlichen Gesundheitsdienstes, den die staatliche

Administration sowohl gegenüber den bis dahin dominierenden Kommunalärzten als auch gegenüber der sich etablierenden „parteiamtliche[n] Alternativstruktur“ des NSDAP-Hauptamtes für Volksgesundheit für sich entschied (S.35–66). Adelheid Gräfin zu Castell-Rüdenhausen und Jens Nöller weisen die Kontinuitäten sozial- und rassenhygienischer Programme in der kommunalärztlichen Praxis der Weimarer Republik am Beispiel Gelsenkirchens auf (S.67–80). Allerdings habe erst der Nationalsozialismus die gesellschaftlichen checks and balances außer Kraft und damit das radikale Potential einer genuin unmoralischen Anwendungswissenschaft freigesetzt (S.79f.). In einer Betrachtung des rassenhygienischen ‚Mustergaus Thüringen‘ ab 1933 führt Paul Weindling die erhebliche konzeptionelle Breite der NS-Rassenhygiene auf ein Konglomerat ideologischer Diskrepanzen und professionalistischer Machtkämpfe zurück (S.81–97). Hieran schließen sich Überlegungen von Fridolf Kudlien zum kaum erforschten ärztlichen Alltagshandeln im ‚Dritten Reich‘ an (S.99–111). Über die Entwicklung der Arbeitsmedizin im NS-Staat handelt Ulrich Knödler (S.113–136). Die anschließenden Bemerkungen von Benno Müller-Hill über die Rassenhygiene (S.137–155) gehen am elaborierten Stand der neuesten Forschung völlig vorbei und gipfeln in der undifferenzierten Reihung, Rassenhygiene sei „ein Amalgam aus Wissenschaft, Halbwissenschaft, Lüge, Raub und Mord“ (S.153). Damit kontrastieren begrenzte empirische Feldstudien von Willi Dreßen und Volker Rieß zur NS-Gesundheitspolitik im ‚Generalgouvernement‘ (S.157–171) und von Ekkehart Guth über Militärmedizin im NS-Staat (S.173–187), die auf ein theoretisches Erklärungsraster völlig verzichten.

Dies ändert sich im zweiten, der ‚Euthanasie‘-Problematik gewidmeten Teil des Bandes, der mit Beobachtungen von Hans Ludwig Siemen über die Psychiatrie-Entwicklung in der Weimarer Republik beginnt (S.191–200). Siemen stellt überzeugend die Kontinuität von Reformpsychiatrie, Sparkonzeptionen und eugenischer Radikalisierung mit der NS-Zeit heraus, die den gleichwohl zu akzentuierenden „qualitative[n] Sprung“ des Jahres 1933 wesentlich erleichtert hätten. Dennoch sei es eine signifikante Diskontinuität, daß ab 1933 „das Leben des psychisch kranken Menschen [. . .] keinerlei Wert mehr besaß“ (S.200). Anschließend versucht Achim Thom eine regionale Quantifizierung der ‚Kriegsopfer der Psychiatrie‘ am Beispiel Sachsens (S.201–216). In einer detaillierten quantitativen Studie zu den westfälischen ‚Euthanasie‘-Opfern (S.217–233) führt Bernd Walter den bemerkenswerten Nachweis, daß zwischen 1933 und 1945 jeweils klar unterschiedliche Patientengruppen zu „Zielgruppen“ der NS-Sterilisations- oder ‚Euthanasie‘-Maßnahmen wurden: Reintegrationsfähige „Patienten mit kurzen Aufenthaltzeiten“ in Heilanstalten waren demnach „die Hauptzielgruppe der Sterilisierungsmaßnahmen“, während die ‚Euthanasie‘ als „eine NS-spezifische Lösung des sozialen Problems der [therapieresistenten] Langzeitpatienten“ interpretiert wird (S.233). Ähnlich innovativ scheint die Studie von Kurt Nowak zum Thema NS-‚Euthanasie‘ und Bevölkerungsverhalten, das zwischen ‚Widerstand‘, ‚Zustimmung‘ und ‚Hinnahme‘ oszillierte (S.235–251). Mit der problematischen Rolle von Verwaltungsbeamten und Ärzten, die selbst bei partieller Resistenz der Verstrickung in die Mordaktionen nicht entgingen, beschäftigen sich auf biographischer Basis Ralf Seidel und Thorsten Sueße (S.253–264). Dirk Blasius sucht anschließend die Funktion psychiatrischer Forschung im NS-Staat als bloße ‚Maskerade des Bösen‘ zu definieren (S.265–285), um auf dieser Basis der Rassenhygiene (am Beispiel Ernst Rüdins) zu unterstellen, sie „flankierte die im Krankenmord endenden Taten des ‚völkischen Staates‘ von Anfang an“. Doch waren die diversen ‚Euthanasie‘-Aktionen wirklich „rassenhygienisch motivierte Tötungshandlungen“ (S.275)? Ähnlich essayistisch votiert Klaus Dörner für seine bekannte und umstrittene Deutung der NS-‚Euthanasie‘ als in der bürgerlichen Gesellschaftsdynamik angelegte ‚Endlösung der sozialen Frage‘ (S.287–294). Hans-Walter Schmuhls Überlegungen zur NS-‚Erbgesundheitspolitik unter charismatischer Herrschaft‘ (S.295–308) knüpfen weitgehend an den Interpretationsrahmen seiner Dissertation an, um allerdings die dortige These eines *zwangsläufigen* Zusammenhangs von Eugenik und ‚Euthanasie‘ ein wenig abzuschwächen (S.296).

Der Band wird beschlossen durch eine umfangreiche Auswahlbibliographie (S.309–323). Angesichts durchaus unterschiedlicher Qualität der einzelnen Beiträge vermittelt die Lektüre ein anschauliches Bild von der inhaltlichen und methodischen Breite gegenwärtiger Forschungsdiskussion. Dabei ist die Tendenz von einer stark biographie- und ereignisgeschichtlichen Rekonstruktion zu einer Einbeziehung politik- und sozialgeschichtlicher Fragestellungen zu favorisieren. Insbesondere einige der Rassenhygiene gewidmete Beiträge haben jedoch den Anschluß an diese methodisch-perspektivische Innovation nicht gefunden: Das Phänomen ‚Weimarer Eugenik‘ und die Berücksichtigung der internationalen Dimension der Eugenik fehlen in der wesentlich deutsch-nationalsozialistischen Binnenperspektive des Bandes nahezu völlig und verzerren damit auch das problematische Verhältnis von Rassenhygiene und ‚Euthanasie‘. Doch mit griffigen Formeln und scheinbar erklärungskräftigen, jedoch letztlich allzu empirie-fernen Thesen allein — wie sie einige Autoren des Bandes immer noch favorisieren — ist der

vielschichtige Komplex von Gesundheitspolitik, Rassenhygiene und NS-„Euthanasie“ nicht länger angemessen zu behandeln.

Michael Schwartz

DAUM, Monika und Hans-Ulrich DEPPE: **Zwangssterilisation in Frankfurt am Main 1933–1945.** — Frankfurt a.M. und New York: Campus Verlag 1991. 199 S.

Die vorliegende Lokalstudie zur NS-Sterilisationspolitik beschäftigt sich „als ein moralischer [!] und wissenschaftlicher Beitrag zur Aufarbeitung des deutschen Faschismus“ (S.14) in der *Täterperspektive* mit der praktischen Umsetzung des NS-Sterilisationsgesetzes in Frankfurt, gleichzeitig in der *Opferperspektive* mit den Reaktionen und Schicksalen der zwangssterilisierten Menschen.

Das 1. Kapitel (S.17–30) bietet eine Bestandsanalyse und Informationen zur Quellenlage. Die Frankfurter Sterilisationsquote wird dabei im Vergleich zu anderen deutschen Großstädten (etwa Hamburg oder Köln) als relativ niedrig veranschlagt. In Frankfurt kam es zwischen 1934 und 1944 zu ungefähr 8.700 Anzeigen auf Sterilisationsbedürftigkeit, was wiederum zu mindestens 3.565 Erbgesundheitsgerichtsverfahren führte. In 80 % dieser Verfahren wurde ein Sterilisationsbeschluß gefaßt (S.120). Die erhaltenen 83 % dieser Verfahrensakte (2.956 Fälle) bilden die Grundlage der quantitativen Auswertung. 57 % der Betroffenen waren demnach Frauen, was den Verfassern Anlaß zu der überzogenen Feststellung gibt, die Tatsache, daß „weit mehr Frauen“ Opfer der Sterilisation geworden seien, belege „die geschlechtsspezifische Dimension“ derselben, obwohl man andererseits sehr wohl weiß, daß „reichsweit etwa gleichviel Frauen wie Männer Opfer der Zwangssterilisation wurden“ (S.29). Solche Widersprüche zwischen Empirie und allzu aufgesetzten Interpretationen bietet die Studie des öfteren. Eklatant erscheint etwa die These zum Zusammenhang zwischen Sterilisation und NS-„Euthanasie“, wonach „viele Personen, die in den 30er Jahren durch ein Sterilisationsverfahren betroffen worden waren, [...] ab 1939 auch Opfer der Mordaktion in psychiatrischen Anstalten“ geworden seien (S.156). Diese weitreichende These stützt sich auf ganze sechs von knapp 3.000 Frankfurter Fällen, wobei die Studie selbst zeigt, daß gerade die wenigen „Euthanasie“-Opfer sich zuvor erfolgreich einer intendierten Sterilisation widersetzt hatten. Auf derart dünnem Eis kann und darf historische Thesenbildung der genannten Art nicht stattfinden.

Das 2. Kapitel, das eine Einführung in die Grundmuster der NS-Rassenhygiene-Politik bieten will (S.31–41), ist in seiner fehlenden Systematik gewiß nicht die Stärke der vorliegenden Arbeit. Diese liegt vielmehr in der lokalhistorischen Perspektive, die ab dem 3. Kapitel (S.42–94) zum Tragen kommt und zunächst die „Täterseite“ behandelt: Die zur Radikalisierung der Sterilisationspraxis beitragende heftige Konkurrenz zwischen dem Stadtgesundheitsamt und dem Universitätsinstitut des reichsweit einflußreichen Rassenhygienikers Otmar von Verschuer (S.70ff) wird überzeugend dargelegt. Das den Opfern der Sterilisation gewidmete 4. Kapitel (S.95–130) bietet wichtige quantitative Analysen, während die Deutungsansätze der Autoren wiederholt als unsachgemäß und verfehlt erscheinen. So darf die Sterilisationspolitik nicht ernsthaft als erster planmäßiger „Massenmord“ des NS-Regimes bezeichnet werden, da „viele“ (insbesondere Frauen) „an den Folgen“ der Operation gestorben seien, wenn man andererseits für Frankfurt nur drei von knapp dreitausend Fällen zu belegen weiß (S.95). Auch die These, das Sterilisationsgesetz habe sich nicht nur gegen Anstaltsinsassen, sondern gerade auch gegen „die ‚Normalbevölkerung‘“ gerichtet (S.102), ist zu unscharf und daher irreführend, denn es richtete sich gegen die *innerhalb der ‚Normalbevölkerung‘ lebenden ‚leicht Erbkranken‘*. Anhand einer 10 % des Bestandes umfassenden Stichprobe (282 Fälle) entwirft die Studie ein differenziertes Sozialprofil der Opfer; die Schlußfolgerung der Autoren jedoch, die Sterilisation habe im Grunde „alle Bevölkerungsgruppen [...]“, wenn auch verstärkt Personen in unterer sozialer Stellung“ betroffen (S.106), muß dahingehend pointiert werden, daß bei prinzipieller sozialer ‚Offenheit‘ der *Schwerpunkt* doch eindeutig auf der Unterschicht (von ‚Asozialen‘ bis zur unteren Mittelschicht) gelegen hat.

Das 5. Kapitel behandelt rekonstruierbare, in der Regel marginale Formen von Protest und ‚Widerstand‘ gegen die Sterilisationsmaßnahmen (S.131–150), das 6. Kapitel frauenspezifische ‚Diagnosen‘ (S.151–155), im 7. Kapitel geht es um den erwähnten angeblichen Zusammenhang zwischen Sterilisation und ‚Euthanasie‘ (S.156–162), das 8. und das 9. Kapitel schließlich sind wichtigen Randphänomenen wie der Einbeziehung von Ausländern (S.163) oder ethnischen Minderheiten (S.164–170) gewidmet.

Die Kombination von Täter- und Opferperspektive (bzw. von Experten- und Klientenebene) ist neben der quantitativen Analyse eine überzeugende Leistung der vorliegenden Arbeit. Es ist jedoch äußerst

beklagenswert, daß sich die Autoren ein zusammenfassendes Schlußkapitel gänzlich ersparten. Ein weiteres Manko ist die mangelnde Vertrautheit mit der globalen Forschungsdiskussion zum Thema Eugenik/Rassenhygiene; wichtige neuere Arbeiten werden entweder nicht zur Kenntnis genommen oder bloß formal ins Literaturverzeichnis integriert. Auf diese Weise erklärt sich — neben mangelnder historiographischer Präzision im Urteil — die immer wiederkehrende Diskrepanz zwischen den interessanten quantitativen Resultaten der vorliegenden Arbeit und ihren abgehobenen, damit oft unsachgemäßen ‚Deutungen‘.

Michael Schwartz

WÖRMANN, Heinrich-Wilhelm: **Widerstand in Charlottenburg** (= Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, H. 5). — Berlin: Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1991. 275 S.

Nachdem in der genannten Schriftenreihe bisher die Geschichte des Widerstandes im Wedding, in Steglitz-Zehlendorf, Spandau und Neukölln dargestellt worden ist, liegt nunmehr eine Arbeit über Charlottenburg vor. Der Verfasser nennt diesen Bezirk zu Recht einen „ungewöhnlich vielschichtigen Bezirk, in dem Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aus allen gesellschaftlichen Schichten geleistet wurde“ (S.5). Von den 340 000 Einwohnern (1933) waren 68 240 Arbeiter und über 27 000 jüdische Bürger (darunter viele namhafte Intellektuelle). Dazu kamen als besondere Charakteristika das Hochschulviertel mit Tausenden von Studenten und Wissenschaftlern sowie die „Literatur-, Kunst- und Musikszene“ um den Kurfürstendamm. Dementsprechend breit ist auch das Spektrum des Gebotenen, das vom Kampf der Arbeiterbewegung im „Kleinen Wedding“ und vom Widerstand christlicher Menschen und Gruppen über die demokratisch-pazifistischen Intellektuellenzirkel bis hin zur Judenverfolgung, zu Einzelaktionen während der Olympischen Spiele und zur Solidarität von unten reicht. Der Verfasser charakterisiert den Kurfürstendamm und seine Umgebung nicht zuerst als Geschäftsviertel, sondern auch als ein kulturelles Zentrum, das durch seine weltoffene Moderne, seine kosmopolitische Welt und seine kulturelle Vielfalt den besonderen Haß der Rechten, insbesondere der Nationalsozialisten, hervorrief. „Die rigorose Vertreibung der avantgardistischen, jüdischen, linken Kultur aus Deutschland ging am Kurfürstendamm nicht vorbei“ (S.11).

In weiteren Abschnitten werden der „Kampf um das Charlottenburger Arbeiterviertel“ (mit besonderer Erwähnung von Richard Hüttig und Jan Petersen mit seinem dokumentarischen Roman „Unsere Straße“), die SAP und „Sozialdemokraten im Widerstand“ (Germer, Heilmann, Leuschner u.a.) behandelt. Daran schließen sich an die Untersuchung des Widerstandes gegen die Gleichschaltung des Rundfunks im Rundfunkhaus sowie der Blick auf jene Personen aus der Schulze-Boysen/Harnack-Organisation, aus der Europäischen Union (Havemann/Groscurth) und aus den Ereignissen des 20. Juli 1944, die in Charlottenburg gelebt oder gewirkt haben. Besonders ausführliche Darstellung und Würdigung erfahren Widerstand, Verweigerung und Solidarität in den christlichen Kirchen. Unter der Überschrift „Selbstbehauptung des deutschen Judentums“ findet man interessante Details über die Sitze zentraler jüdischer Organisationen, über die Reichsvertretung der deutschen Juden, den Jüdischen Frauenbund, den Kulturbund Deutscher Juden und andere legale und illegale jüdische Organisationen, die insgesamt auch einen Beitrag zu dem vielfach umstritten gewesenen Problem des jüdischen Widerstandes darstellen. Sehr verdienstvoll ist die Nennung und kurze Charakterisierung von etwa 30 Einwohnern, die zwar nicht aktiven politischen Kampf gegen das System geführt, aber ihr Leben bei der Hilfe für Verfolgte eingesetzt und damit eine Art Widerstand von unten geleistet haben. Prozesse und Hinrichtungen im Reichskriegsgericht bzw. in den örtlichen Hinrichtungsstätten, insbesondere Plötzensee, Beispiele für Kriegsdienstverweigerung, ein Anhang mit der Übersicht über Gedenktafeln und Gedenkstätten, nach „Menschen des Widerstandes“ benannten Straßen und Plätzen, Literaturauswahl, Personen- und Strassenverzeichnis bilden den Abschluß des Bandes.

Die Arbeit überschreitet den Rahmen einer engen territorialgeschichtlichen Untersuchung. Indem der Verfasser die von ihm mit Akribie untersuchten Vorgänge und Handlungen der Menschen immer wieder in Beziehung setzt zu den zentralen Fragen der deutschen Geschichte dieser Zeit, hat er einen Beitrag zur Gesamtgeschichte des deutschen Widerstandes, insbesondere auch zur Präzisierung des Widerstandsbegriffs, geleistet.

Kurt Finker

SCHWIEDRZIK, Wolfgang Matthias: **Träume der ersten Stunde. Die Gesellschaft Imshausen.** — Berlin: Siedler-Verlag 1991. 270 S.

Wolfgang Schwiedrzik hat in seiner zeithistorischen Studie über die 1947/1948 stattgefundenen Gespräche der Gesellschaft Imshausen, in denen es um die Zukunft Deutschlands ging, Themen angesprochen, die auch derzeit wieder die bundesdeutsche Gesellschaft bewegen: die innere Einheit Deutschlands, die Grundlagen und Träger politischer Macht (Parteien, Staat), die Angst vor den Massen und die Rolle der Ost-Flüchtlinge im Westen.

Die Gesellschaft Imshausen, ein ausgewählter Kreis von bekannten Intellektuellen (u.a. Alfred Andersch, Walter Dirks, Alfred Kantorowicz, Eugon Kogon, Walter Markov, Ernst Niekisch, Carl Spiecker, Werner von Trott, Carl Friedrich von Weizsäcker), die sich in den Jahren 1947/1948 auf Schloß Imshausen, dem nordhessischen Stammsitz der adligen Familie des 1944 hingerichteten Widerstandskämpfers Adam von Trott versammelten, ist ein Beispiel dafür, daß auch jenseits der großen Parteien und Institutionen über Konzepte und Strukturen für ein anderes Nachkriegsdeutschland nachgedacht wurde. In Imshausen suchte man eine Brücke zwischen dem Widerstand gegen Hitler und einer geistigen, gesellschaftlichen sowie politischen Erneuerung Deutschlands zu schlagen.

Schwiedrziks Arbeit über die Gesellschaft Imshausen ist auch als eine Hommage an die Außenseiter der Geschichte, insbesondere an Werner von Trott (1902–1965), zu lesen. Ohne ihn, den unermüdlichen Initiator, wären diese Treffen wohl nie zustande gekommen. In seiner Biographie und in der Tradition des Widerstandes gegen Hitler liegt der Schlüssel für die eigentümliche Zusammensetzung der Gesellschaft Imshausen, in der Publizisten, Politiker und Professoren aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und Lagern zusammenkamen. Manche sprachen auch von den Treffen der drei Ks: womit Konservative, Katholiken und Kommunisten gemeint waren.

Der adlige Werner von Trott arbeitete in den zwanziger Jahren eine Zeitlang bei Ford in der Produktion, studierte bei Scheler in Köln Philosophie, versuchte sich als freier Journalist, trat 1931 der KPD bei und konvertierte 1942 zum Katholizismus. In der Nachkriegszeit war er zeitweise stellvertretender Leiter des hessischen Amtes für Flüchtlingsfragen. Trott vereinte in seiner Biographie die auf den ersten Blick gegensätzlichen Traditionen des Adels, des Kommunismus und des Katholizismus.

Der Einladung Werner von Trotts folgten schließlich demokratische Sozialisten, Christen, Konservative und Kommunisten. Sie repräsentierten unterschiedliche Flügel des Widerstandes gegen Hitler. Hinzu kamen Vertreter der parteipolitisch ungebundenen jungen Generation (insbesondere aus den Zeitungen: „Ruf“ sowie „Ende und Anfang“), die sich nach 1945 auch für eine gesellschaftliche Neuordnung einsetzte. Die meisten Teilnehmer waren enttäuscht vom Verlauf der Nachkriegsgeschichte. Denn sie präferierten, wenngleich aus unterschiedlichen Motiven, eher antibürgerliche, antiwestliche und damit auch antikapitalistische Positionen. Da sie zugleich ein kritisches Verhältnis zur formalen Massendemokratie einnahmen, votierten sie auch gegen eine Übernahme des politischen Systems von Weimar. Sie waren gegen eine Spaltung Deutschlands und warben deshalb für die Chancen, die Deutschland als Brücke zwischen Ost und West wahrnehmen könne.

Umbruchphasen sind nicht nur besonders schwierig, sie sind auch Zeiten der Hoffnung auf eine Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Grundlagen. Als die Gesellschaft Imshausen sich 1947 konstituierte, relativierte der historische Prozeß diese Erwartungen bereits stark. Aus der Sicht der Imshäuser Teilnehmer war die fehlende Berücksichtigung der Personen und Gedanken, die im Widerstand gegen Hitler Gestalt und Profil gewonnen hatten, eine zentrale Ursache für diese Entwicklung. So konzentrierten sich in den Diskussionen die Hoffnungen auf die personalen Träger des politischen Prozesses. Die in den Debatten verfochtene Orientierung an einer exklusiven politischen Elite, an der das Geschick Deutschlands hängen sollte, speiste sich aber auch aus der Einschätzung, daß die Massen aus sich selbst heraus nicht in der Lage seien, sich demokratisch zu orientieren. Im Gegensatz zur Masse, deren demokratische Fähigkeiten man negativ und strukturlos konnotierte, galt die zur politischen Führung berufene Elite, sofern sie sich an bestimmten ethischen Kriterien orientiere und eine neue Tugend praktiziere, als Garant für eine gesellschaftliche Neuordnung.

Aus dieser Engführung politischer Transformationsvorstellungen auf die ethisch-moralische Orientierung der politischen Klasse folgt, daß die an der Macht befindliche politische Elite ihre Politik entweder stärker als bisher an vorgegebene normative Grundlagen bindet, oder aber gegen eine andere Elite ausgetauscht wird. Ein Blick in die Geschichte zeigt zwar, daß beide Wege praktiziert werden und auch notwendig sein können. Eine Fixierung auf diese Ebene ist aber unter demokratiepolitischen Gesichtspunkten keinesfalls hinreichend, weil es sich dabei um eine nicht legitime Problemvereinfachung handelt. Denn die Zivilisierung der Macht wurde weniger durch das Ethos der politischen Elite realisiert als vielmehr durch institutionelle Veränderungen im Sinne der Machtverteilung, der Kontrolle und

schließlich der Demokratisierung. Aber in Imshausen wurden die Demokratisierung der Gesellschaft im Sinne einer umfassenderen Partizipation der Menschen an den relevanten gesellschaftlichen Entscheidungen sowie eine effizientere Kontrolle politischer und ökonomischer Macht eher gering geschätzt. An diesem Punkt sind die Imshäuser Überlegungen ähnlich defizitär und rückwärtsgewandt — was meint, daß damit den komplexen demokratischen Verhältnissen in Industriegesellschaften nicht Rechnung getragen wird — wie in den Widerstandskreisen um den 20. Juli, die sich mehrheitlich an einem personalistischen, wertkonservativen und demokratiefeindlichen Honoratiorenkonzept orientierten.

Die Gesellschaft Imshausen suchte sich als Dialogort zwischen Ost und West zu bewähren. Persönliche Beziehungen, die relativ offene Diskussionssituation des Jahres 1947, eine von allen getragene aktive Ablehnung des Nationalsozialismus, eine gewisse antibürgerliche Präferenz und die anfängliche Tabuisierung von Menschenrechtsverletzungen in der Sowjetischen Besatzungszone machten die Treffen in Imshausen möglich.

Da sich die Teilnehmer durch unterschiedliche Nähen zu den beiden Teilen Deutschlands auszeichneten, sollte sich auch an den Diskussionen, über die westliche und östliche Option, die Zukunft des Kreises entscheiden. Die Pro-Ostler stellten den Westen als eine entmenslichte und vermasste Gesellschaft dar, demgegenüber sei die Solidarität, die Gemeinschaft das Wesensmerkmal des Ostens. Die Westler profilierten demgegenüber die Freiheit des Westens und kritisierten die neue Elitenherrschaft im Osten als „Pharaonismus übelster Sorte“. Der Ost-West-Konflikt wurde von einem Teilnehmer parallel zum Schisma der christlichen Kirchen vor 1000 Jahren, der Spaltung zwischen Rom und Byzanz, interpretiert. Die Hoffnung, daß die antibürgerliche Vorliebe, daß ein Bündnis zwischen Christentum und Marxismus oder zwischen Arbeiterschaft und den Resten der vorbürgerlichen Kräfte, die Brücke zwischen Ost und West bilden könne, wurde mit dem Fortgang des Ost-West-Konfliktes immer unwahrscheinlicher. So wie sich der Ost-West-Konflikt zuspitzte, so wurde auch der Diskussionsspielraum in Imshausen eingeeengt. Schließlich waren die Divergenzen zwischen den Vertretern „westlichen“ und „östlichen“ Denkens auf der dritten Tagung unüberwindbar. Die Repräsentanten der östlichen und westlichen Zonen bekämpften sich zunehmend in der Sprache ihrer Besatzungsmächte und besiegelten damit das Ende der Gesellschaft Imshausen.

Imshausen konnte sein Ziel, „ein Ort der Begegnung, der von den Kampffronten Distanz habe, [. . .] ein Ort vertrauensvoller Begegnung und gemeinsamer Sorge“ zu sein (S.26), nicht einlösen. Die Spaltung Deutschlands wurde auch zum Schicksal der Gesellschaft Imshausen. An ihr wird sogar exemplarisch nachvollziehbar, wie sich die politische Atmosphäre in den Jahren 1947/1948 sukzessive veränderte, wie der Kalte Krieg auch jenseits der politischen Entscheidungsebenen politische Gräben aufriß und Gespräche unmöglich machte. Das Ende von Imshausen unterstreicht einmal mehr, daß Intellektuelle, die ihre Aufgabe als relativ unabhängige Deuter und Zweifler verraten und zu Epigonen übergeordneter politischer Machtpositionen werden, sich selbst zu Bütteln der Macht degradieren. In diesem Sinne ist das Ende von Imshausen zugleich ein Element im Vorspiel zum Ende einer kritischen und relativ unabhängigen Intellektuellenschicht in der DDR, die sich als solche auch öffentlich zu Wort meldet.

Obwohl die Mehrheit der Imshäuser keinen unmittelbaren Einfluß auf politische Entscheidungsprozesse besaß und auch nicht unmittelbar anstrebte, diskutierte sie so, als sei sie die potentielle politische Gegenelite, die zwar noch vor der Festung steht, sich aber bereits auf deren Fall vorbereitet. Damit zusammen hängt auch die starke Konzentration auf das Ethos der politischen Elite sowie die Geringschätzung der parteiorganisatorischen Machtgrundlagen der politischen Klasse. Da der Autor den politischen Ort Imshausen und die Differenz zwischen der Diskurs- und der Entscheidungsebene nicht klar abgrenzt, bleibt auch die zeitgeschichtliche Einordnung von Imshausen unklar.

Zuzustimmen ist Schwiedrziks These, daß unter den Bedingungen des geteilten Deutschlands der Widerstand gegen Hitler selektiv und interessengeleitet benutzt wurde, um die eigenen politischen Interessen damit zu legitimieren. Erklärungsbedürftig ist dagegen seine These, daß in der Bundesrepublik die „Möglichkeit, sich auf die Kräfte des Widerstands gegen das NS-Regime zu berufen, abgeschnitten wurde“ (S.181). Was bedeutet die „Überwindung des Abgeschnittenseins von der eigenen Geschichte“? Der Autor bleibt eine Antwort schuldig. Schwiedrzik deutet Imshausen als den letzten Versuch, an die Tradition des Widerstandes anzuknüpfen: Er macht aber nicht deutlich, welchen Widerstand und welche Bedeutung für die Nachwelt er meint. Trotzdem kann uns die eingeklagte Erinnerungs- und Archäologenarbeit dabei helfen, unseren politischen Standort in einer historischen Umbruchsituation neu zu definieren oder zu präzisieren.

Wolfgang Schroeder

DIETRICH, Werner: **Sozialdemokraten und Kommunisten in den Metallgewerkschaften Nordbadens 1945–1949.** (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 31, Politikwissenschaft, Bd. 155). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Peter Lang 1990. 383 S.

Nach einem knappen Überblick über die Gründungsphase von Gewerkschaften und Parteien in Mannheim, Karlsruhe und Heidelberg analysiert Dietrich die Entstehung und Entwicklung der nordbadischen Metallgewerkschaften bis zur Gründung der IG Metall. Gewerkschaftliche und politische Fronten verliefen in den Auseinandersetzungen um die Organisationsform keineswegs parallel, Anhänger von KPD und SPD waren, wie er aufzeigt, sowohl für Zentralgewerkschaften als auch für Einheitsgewerkschaften. Während der Anfangsphase gewerkschaftlicher Reorganisation gab es in Nordbaden keinerlei Bestrebungen, selbständige Angestelltenverbände zu gründen. Der Anstoß dazu kam aus Württemberg. In den Karlsruher Gewerkschaften fanden die württembergischen Angestellten ihr erstes Einfallstor, die Eroberung der restlichen Kartelle wurde ihnen aber sehr schwer gemacht. Machtpolitisches Kalkül auf Industrieverbandsebene kam den Angestelltenfunktionären entgegen. Paul Schreck, KPD, der bis dahin jegliche eigenständige Angestelltenorganisation abgelehnt hatte, schwenkte Ende 1946 um. Schreck versprach sich „durch ein Ausscheiden der Angestellten möglicherweise eine Sicherung bzw. den Ausbau der kommunistischen Machtposition im IV Metall“ (S.97).

Die politischen Kräfteverhältnisse in den Metallgewerkschaften Mannheims, Karlsruhes und Heidelbergs, denen das Hauptaugenmerk von Dietrich gilt, waren sehr unterschiedlich. Dietrich arbeitet die ständige Zunahme kommunistischen Einflusses in Mannheim seit 1945, den Dominanzwechsel von der SPD zur KPD in Karlsruhe ab 1947 und die stabile sozialdemokratische Dominanz in Heidelberg heraus. Fehlende Metallertradition in Heidelberg, Einfluß des ländlichen Umfeldes und schwache Parteioorganisation sowie das starke Gewicht parteiloser und christlicher Gewerkschaftler hielten Einfluß der KPD in Grenzen. Die Umstrukturierung der Gewerkschaftsorganisation in Karlsruhe zum 1.1.1947, die Schaffung einer eigenen Angestelltengewerkschaft, führten zum Dominanzwechsel in der Karlsruher Metallarbeiterorganisation von der SPD zur KPD, da die meist sozialdemokratischen Angestellten abwanderten. Zwar war die Parteioorganisation der KPD auch in Karlsruhe schwach, aber die effektive kommunistische Betriebsratsarbeit kam ihr zugute. Innergewerkschaftliche Gründe erklären den ständigen Zuwachs kommunistischen Einflusses im IV Metall Mannheim. Sozialdemokratische Betriebsgruppen wurden spät gegründet, Erfolge beschränkten sich auf Großbetriebe, während die KPD gerade in Klein- und Mittelbetrieben ihre Domäne besaß. Die ablehnende Haltung der Sozialdemokraten in den Protestaktionen des Jahres 1948 schwächte ihre Position noch weiter, während die kommunistisch dominierte Ortsverwaltung eine Vereinbarung mit den Arbeitgebern erreichte, die „für die Lebenssituation der Mitglieder sofort zu konkreten Ergebnissen führte, und daran wurden die Funktionäre zweifellos von ihren Mitgliedern gemessen“ (S.247). Den Führungen von Gewerkschaft und SPD sei es lediglich darauf angekommen, gefährliche Unruhen schnell zu kanalisieren. Die Sozialdemokraten, resümiert Dietrich, hätten es versäumt, „durch eine klare Unterstützung und Leitung der Bewegungen der Jahre 1947 und 1948 sich intensiv um die Belange der Gewerkschaftsmitglieder zu bemühen“, während die kommunistischen Aktionen „zwar meist nichts bewirken“ konnten, aber schon „das bloße Eintreten für die Belange der Beschäftigten“ (S.254) sei eben ausreichend gewesen.

Auch nach Gründung der IG Metall blieb die kommunistische Opposition in Mannheim an den Schaltebeln. Erst 1963 kam die Ortsverwaltung Mannheim wieder unter sozialdemokratische Kontrolle.

Willy Buschak

HÜGEN, Ludwig: **Das Gesetz „für die Wolfsschlucht“. Bodenreformpolitik in Nordrhein-Westfalen 1945–1949** (= Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 28). — Essen: Klartext Verlag 1991. 231 S.

Die Veränderung der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse durch eine *Bodenreform* war eines der ganz wenigen soziostrukturellen Reformziele, auf das sich die vier Siegermächte nach 1945 zu einigen vermochten: Der deutsche Großgrundbesitz, da mitverantwortlich für den Nationalsozialismus, sollte zerschlagen werden, um ihn politisch, gesellschaftlich und wirtschaftlich zu entmachten und zugleich die Voraussetzung für eine sozial gerechtere agrarische Besitzverteilung zu schaffen.

Eine Analyse der zonalen Bodenreformpolitik bietet demzufolge die Möglichkeit, nach dem Verhältnis von Zielsetzung und Realität der jeweiligen Besatzungspolitik zu fragen, die Handlungsspielräume

deutscher Politik vor 1949 auszuloten bzw. die internen Konfliktlinien zwischen den auf Besitzverteidigung beharrenden und den eine sozial verträgliche Verteilung der Kriegsfolgen fordernden Kräften nachzuzeichnen.

Die zu diesem Komplex seit Mitte der siebziger Jahre entstandenen Arbeiten (u.a. Ulrich Enders, Günter J. Trittel) konnten den Untersuchungsrahmen abstecken, in Teilbereichen füllen, ohne jedoch schon alle relevanten Fragen zu beantworten. Deshalb war die jetzt vorliegende, neue — vor allem britische — Quellen erschließende Dissertation von Hügen zur „Bodenreformpolitik in Nordrhein-Westfalen 1945–1949“ überfällig.

Allerdings vermag die Arbeit die vorhandenen Lücken nur ansatzweise zu schließen, ja, sie provoziert grundsätzliche Kritik. Zwar verdeutlicht der Autor die die britische Bodenreformpolitik kennzeichnenden Widersprüche, die sich aus der Konfrontation ihrer politischen Zielsetzung mit der zonalen ökonomischen Realität ergeben mußten (sie wurden bereits 1985 in einem vom Verf. nicht zitierten Aufsatz des Rezensenten skizziert), und er macht — vor allem — die geringen Entscheidungsspielräume deutscher Politik sichtbar. Was den Ertrag der Arbeit aber im Kern relativiert und die Lektüre teilweise sogar zum Ärgernis werden läßt, sind gravierende konzeptionelle Mängel. Da der Verfasser — ohne diesen Standpunkt explizit auszuweisen — die „politische“ Intention der britischen Bodenreformpolitik verurteilt, weil ihm jeder Eigentumseingriff „undemokratisch“ dünkt und weil er „sozialistische Konzeptionen“ (z.B. S.42) als unrealistisch, fast sogar als unmoralisch disqualifiziert, gelangt er im Grunde kaum darüber hinaus, nach Belegen zur Bestätigung seiner Vor-Urteile zu suchen. Weil er sich also zu wenig darum bemüht, das britische Vorgehen im Kontext der Deutschland- und Besatzungspolitik zu untersuchen, erscheint es ihm „konzeptionslos“, es wird als ökonomisch unverantwortlich und sozialpolitisch sinnlos verurteilt. Derartige perspektivische Verengungen bewirken aber nicht nur, daß es der Darstellung, die sich überwiegend auf eine chronologisch aufgebaute Quellenparaphrase beschränkt, an übergreifenden, offenen Fragestellungen ermangelt, sondern daß es immer wieder auch zu schiefen Sachurteilen in Einzelfragen kommt (z.B. wird die britische Orientierung an einer Vier-Mächte-Konzeption für Deutschland bis Mitte 1946 ignoriert, wird die verstärkte Aufgabendelegierung an deutsche Stellen seit Sommer 1946 als bloße Taktik fehlinterpretiert).

Aber auch der innerdeutsche Streitwert der Bodenreform bleibt unterbelichtet, weil gleichfalls durchgehende Argumentationslinien verdeckt bleiben und auf Einbettung in umfassende Problemstellungen verzichtet wird (die von den sozialistischen Londoner Exilgruppen erhobenen Bodenreformforderungen werden z.B. einfach mit den späteren SPD-Entwürfen gleichgesetzt); Urteile scheinen auch in diesem Zusammenhang unzureichend abgesichert: So basiert z.B. das Verdikt gegen den nordrhein-westfälischen Ernährungsminister Heinrich Lübke, der das Parlament bewußt getäuscht habe, nicht nur auf einer zu schmalen Quellengrundlage, es verweist auch auf den durchgehenden Mangel an analytischer Durchdringung und spiegelt die geringe Bereitschaft des Verfassers, Positionen, die mit seinen aktuellen politischen Standpunkten nicht zu vereinbaren sind, aus ihrem historischen Zusammenhang heraus zu erklären.

Bleibt das Fazit, daß die Arbeit zwar fraglos interessantes Material für einen relevanten Problemkomplex der bundesrepublikanischen Vorgeschichte bereitstellt, daß die Erforschung der Bodenreform aber nicht entscheidend weitergekommen ist, da der Interpretationsansatz der Arbeit durch eine historiographische Perspektive gekennzeichnet ist, die — zugespitzt formuliert — in unhistorischer Weise politisches Handeln in Konzeption und Durchführung auf eine „Realität“ zu beziehen versucht, die von aktuellen konservativen Positionen aus vermessen wird.

Günter J. Trittel

BUSCHFORT, Wolfgang: Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 63). — München: Oldenbourg 1991. 127 S.

Wolfgang Buschforts Monographie liefert Detailhinweise auf Fragen, die er nicht selber stellt. Insofern fehlt dieser Studie über das Ostbüro der SPD das, was die bereits 1987 erschienene Untersuchung von Kai-Uwe Merz über die Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit auszeichnet: das Nachdenken über die geistigen Hintergründe und politischen Kontextbestimmungen. Jedoch ohne solche empirisch begründeten Überlegungen kann man nicht begreifen, welche Rolle Berlin als „Frontstadt“ für Menschen spielte, die sich anfänglich nicht mit der deutschen Teilung abfanden und aktiv dagegen handelten, Menschen, die später, als ihre Hoffnungen enttäuscht wurden, ernüchtert, unterschiedliche Konsequenzen zogen;

sie reichten von der Verfestigung des Beharrens auf einer Kriegerpositur bis zur Ablösung des Traumes über Wiedervereinigung durch die Hoffnung auf eine koexistentielle Wandlung der Systeme in Deutschland. Schließlich gilt es zu verstehen, wie Urteilsfindung, Wollen und Handeln dieser Menschen an die Rollen gekettet waren, welche die Bundesregierung und die Regierungen der „Schutzmächte“ in diesem Politikfeld in der Frontstadt spielten. Ihrer Vertretungen und Geheimdienste handelten dort im Eigeninteresse.

Buschfort stellt mit schlüssigen Hinweisen fest, daß das Ostbüro weder eine Handlangergründung der Briten war, noch als „Spitzelzentrale“ fremder Mächte sich instrumentalisieren ließ. Das aber schloß Starthilfe der Briten und Zusammenarbeit, auch mit Amerikanern, nicht aus. Im Unterschied zur Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit war das Ostbüro der SPD nicht total auf Fremdfinanzierung angewiesen; dennoch bleibt offen, ob die nachgewiesene Abwehr von Versuchen westlicher Geheimdienste, das Ostbüro an sich zu binden, zu allen Zeiten erfolgreich war. Buschfort gelingt es, organisationsgeschichtlich die Entwicklung des Ostbüros von einer Zentrale zur Pflege des Widerstands und des Ausharrens einer verbotenen Partei zu einer Börse zu skizzieren, die ausschließlich Informationen sammelte und Propaganda betrieb. Die Schwierigkeiten, welche die Gründung einer Berliner Zweigstelle des Ostbüros bis Frühjahr 1948 vereitelten — obwohl der Berliner Bezirksvorstand der SPD seit 1946 ein eigenes Ostsekretariat unterhielt —, werden ausführlich beschrieben, aber nicht erklärt. Dazu hätte ein Hinweis auf den Interessenkonflikt zwischen dem Büro Schumacher und dem Berliner Bezirksvorstand im Sommer 1946 gehört, als es darum ging, wer eher dazu legitimiert war, die Genossen in der SBZ zu vertreten. Wohl erfahren wir von der Verärgerung des Ostbüros Anfang der 50er Jahre, weil „sich der Berliner Landesvorstand [. . .] weiterhin bemühte, eine eigenständige Ostzonenpolitik zu betreiben, Flüchtlinge zu betreuen und Nachrichten zu sammeln“ (S.81). Jedoch bleibt der Klärungsbedarf, und zwar umso mehr, weil Buschfort sich an keiner Stelle mit der eigenständigen Aufklärungs- und Betreuungstätigkeit von Arno Scholz befaßt, der als Herausgeber des „Telegraf“ eine kleinformatige Sonderausgabe in der SBZ vertrieb. Scholz galt als enger Vertrauter von Kurt Schumacher.

1946/47 kam es zu unterschiedlich nuancierten Beurteilungen zwischen Hannover und Berlin, als die Aussicht bestand, daß die Russen auf der Moskauer Konferenz die Wiederzulassung der SPD in der SBZ anbieten würden. Die abweisende Art und Weise, wie Schumacher Vorbedingungen nannte, paßte den Berliner Sozialdemokraten nicht. Wir erfahren aber nicht, ob die Frage: Gefahr oder Chance unter den Mitarbeitern und V-Leuten des Ostbüros überhaupt zum Dilemma wurde.

Gut belegt ist die Tatsache, daß das Ostbüro bis 1948 von organisatorischen und personellen Unzulänglichkeiten geplagt war, die dem Gebot, stets nach konspirativen Regeln zu arbeiten, alarmierend zuwiderliefen. Die Zustände arteten in interne Rivalitäten aus und hatten in der SBZ Verhaftungen zur Folge. Am Ende stand die Ablösung des Leiters, Siggi Neumann, der bis 1934 KPD-Funktionär und später Spanienkämpfer gewesen war. Sein Stellvertreter, Stephan Thomas, wurde Neumanns Nachfolger. Zum Neuanfang wurde bald, unter Thomas, das Konzept fallengelassen, überall in der SBZ sozialdemokratische Widerstandsgruppen und Keimzellen einer künftigen SPD zu bilden.

Leider geht Buschfort nicht darauf ein, ob es grundsätzliche Differenzen oder überhaupt Rivalität zwischen Neumann und Thomas gegeben hat. War einer der beiden für die genannten Versäumnisse und Fehlschläge mehr verantwortlich als der andere?

Überhaupt unerforscht bleibt, welche Rolle die unterschiedlichen Auffassungen zur Lage in der SBZ/DDR, über aktiven oder passiven Widerstand und über Deutschlandpolitik bei der Entwicklung des Verhältnisses zwischen der Dreieit von SPD-Parteivorstand mit der Zentrale des Ostbüros in Hannover/Bonn, Berliner Zweigstelle des Ostbüros und Berliner Landesvorstand der SPD spielten.

Da Thomas den Apparat der V-Männer 1949/50 wieder aufbaute, bedeutete der Verzicht auf die *Direktbetreuung* von „Widerstandsgruppen“ und „Keimzellen“ noch nicht, daß die aktivistische Politik der Vorbereitung für den Tag „X“ preisgegeben wurde. Über den Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 heißt es bei Buschfort: „Obwohl das Ostbüro keine dieser Aktionen durch seine Vertrauensleute initiiert hatte, ging man in der Bonner Zentrale doch davon aus, die eigenen Genossen hätten [. . .] eine führende Rolle während der Ereignisse gespielt“ (S.94). Daß im übrigen kleine Vervielfältigungsgeräte kurz zuvor an V-Männer verteilt worden waren, daß Thomas bereits am 15. Juni nach Berlin flog, und daß ein leitender Mitarbeiter aus Berlin am 16. Juni in Bonn war, um dem Parteivorstand über die Lage zu berichten, all das widerspricht Buschforts Feststellung nicht, zeigt aber, daß beim Autor ein sagenhafter Mangel an analytischer Reflektion vorliegt.

Vermutlich zu Recht meint Buschfort, daß unter Stephan Thomas das Ostbüro bis spät in die 50er Jahre eine wichtige „Nachrichtenbörse und Werkstatt für die deutschlandpolitischen und auf Osteuropa bezogenen Konzeptionen der Sozialdemokratie“ war (S.125). Diese Phase ging zu Ende nach Herbert

Wehners Wahl zum stellvertretenden Parteivorsitzenden. Buschfort fragt nicht nur, ob Wehners Betreiben des allmählichen Niedergangs des Ostbüros — Thomas trat zurück und die Bonner Zentrale wurde im Jahre 1966 aufgelöst — nur von Antipathie motiviert war, denn Thomas hatte (im Auftrag von Schumacher) Nachforschungen über Wehner als Kommunist angestellt, sondern er fragt weiter, ob Wehners Betreiben auch „in Hinblick auf eine neue Politik der Entspannung zwischen Ost und West“ zu begreifen sei. Mehr erfahren wir nicht, auch nicht, ob Thomas als „Hardliner“ mit den Entspannungspolitikern in der SPD Probleme hatte.

So bleiben viele Fragen offen; aber Buschforts Fleißarbeit regt das Nachfragen an. Wenn mehr Studien über die Widerstandszentralen, die Nachrichtendienste und die Geld- und Auftraggeber, die in der Frontstadt agierten, vorliegen, wird man auf weiterreichende Fragen differenzierende Antworten suchen und finden können. Man wird nicht nur mehr über den Stellenwert unterschiedlicher Auffassungen von Widerstand und Deutschlandpolitik wissen, sondern sich auch fragen, wann und wo ideologische Beharrlichkeit und/oder bürokratische Eigengesetzlichkeiten den zwangsläufigen Prozeß hemmten oder beschleunigten, der dazu führte, daß Widerstandspflege aufhörte und daß dagegen die Sammlung von Informationen, sei es für den internen Bedarf oder für die Öffentlichkeit, bereits vor dem Mauerbau das Wichtigste wurde. Man wird nach Evidenz dafür Ausschau halten, ob, als die objektiven Möglichkeiten oder nur die Risikobereitschaft, etwas für die Vereinigung zu tun, fehlten, nicht ein Bedürfnis entstand, die eigene Gewissensnot unter organisatorischem Aktivismus und Rhetorik vor sich und anderen zu verbergen. Es sollte auch darüber nachgedacht werden, ob der Drang zur Professionalisierung in den 50er Jahren Widerstands- und Nachrichtenapparate weniger anfällig für Instrumentalisierung und Kriminalität machte, als das in einer Frühphase idealistischen Eifers der Fall war. Die Erfahrungen mit selbstorganisierter und professioneller Fluchthilfe nach dem Bau der Mauer können eher dagegen sprechen.

Harold Hurwitz

MEYER, Gerd: **Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker** (= Tübinger Mittel- und Osteuropastudien, Bd. 3). — Tübingen: A. Francke Verlag 1991. 449 S.

Als zentrale Fragestellung seiner Monographie benennt der Verf. den „Zusammenhang von System- und Elitenwandel in der DDR, oder genauer: ihre gegenseitige Blockierung in den Zentren der Macht“ (S.16). Mit politikwissenschaftlichen Methoden, die auch für den Zeithistoriker von Interesse sein dürften, geht es dabei u.a. um die Faktoren, die zur herrschaftskonformen Reproduktion der DDR-Machtelite in der Ära Honecker beitrugen, sowie um Merkmale und Momente, die für ihre konservative, reformfeindliche Haltung gegenüber einer Demokratisierung des bürokratischen Sozialismus besonders in den achtziger Jahren bestimmend wurden. Aus dem ausführlich beschriebenen Forschungsstand wird deutlich, daß eine umfassende Theorie der Eliten oder ein Modell der Elitenrekrutierung für realsozialistische Gesellschaften bisher fehlt.

Der erste Abschnitt ist der Machtelite und dem Herrschaftssystem in der DDR ab 1971 gewidmet. Untersucht werden insbesondere Struktur und Zusammensetzung der Führungsgremien der SED, mit dem Politbüro als Führungskern, dem Sekretariat des Zentralkomitees und dem Zentralkomitee; außerdem Staatsapparat, wirtschaftsleitende Gremien und die Leitung gesellschaftlicher Organisationen. Die mittels Kaderpolitik gezielt betriebene Rekrutierung der Machtelite wird bis hin zu detaillierten persönlichen Auswahlkriterien nachvollzogen.

Im zweiten Teil werden Wandlungsprozesse und Beharrungstendenzen der DDR-Machtelite unter Honecker untersucht. Die Grundlage der Analysen bilden statistische Übersichten und Tabellen, zunächst über die soziale Zusammensetzung, die Qualifikations- und Altersstruktur von SED-Mitgliedschaft sowie -Führung. Die Partei- und Staatsführung wird außerdem hinsichtlich der Tätigkeitsfelder und der Amtsdauer bewertet. Dabei stellt der Verf. sechs Rekrutierungswellen für das SED-Politbüro zwischen 1971 und 1989 entsprechend der dominierenden Kooptationspolitik fest.

In einem gesonderten Abschnitt wird die Stellung von Frauen in den Machthierarchien der DDR dargestellt. Interessante Aussagen werden auf der Basis von Übersichten zum Anteil von Frauen in den verschiedenen politisch-administrativen Leitungspositionen in der DDR zwischen 1971 und 1989 getroffen. Einen weiteren zeithistorisch wichtigen Überblick bietet im Kontext von interessanten Bemerkungen zur politischen Kultur der Machtelite das Wechselverhältnis von Machtelite und gesellschaftlichem Wandel in der DDR 1945–1989. Der Autor kennzeichnet vier große Entwicklungsabschnitte (1945–1948;

1949–1960; 1961–1971; ab 1971). Der letzte Zeitabschnitt wird nochmals in zwei Phasen (getrennt durch das Jahr 1981) unterteilt. Historische Erfahrungen, Verhaltensmuster, Wertorientierungen u. ä. prägten entscheidend die unterschiedlichen Generationen der Elite in der DDR und wurden offenbar Leitwerte und politische Handlungsmotive. Zur persönlichen Rolle Honeckers wird in einem Abschnitt „Selbstdarstellung zwischen Personenkult und Entpersönlichung“ (S.313) Stellung genommen.

Der dritte Teil handelt von der Ausprägung einer Strategie konservativen Systemmanagements in Form des sogenannten sozialistischen Paternalismus. Dieser wird als „systemspezifische Strukturvariante bürokratischer Herrschaft der SED in der zweiten Phase der Industrialisierung“ (S.320) verstanden und umfaßt das ganze Spannungsfeld von Stabilität bis Instabilität der DDR-Gesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten ihrer Existenz. Die Strategien und Grenzen konservativer Systemstabilisierung werden z.B. anhand der Entwicklung der Sozialpolitik in der DDR verdeutlicht. Die Legitimationsprobleme des sozialistischen Paternalismus am Ende der achtziger Jahre werden besonders prägnant an der „Pereostroika-Diskussion“ sichtbar und führen zu den Ereignissen von 1989 hin.

Im Schlußkapitel werden jene Faktoren zusammengefaßt, die den „Konservatismus“ der DDR-Machtelite in der Ära Honecker ausmachten und nach Ansicht des Verfassers wesentlich zum Niedergang des bürokratischen Sozialismus in der DDR beitrugen. Die Machtelite manövrierte sich offensichtlich in eine „Sackgasse“. Die wichtigsten Ursachenkomplexe für die innere Reformunfähigkeit der DDR am Ende der achtziger Jahre werden aufgezeigt. Meyer beabsichtigt ausdrücklich keine Einschätzung, ob die Wende in der DDR zu verhindern oder hinauszuzögern gewesen wäre, sondern folgt konsequent seiner Absicht, bezüglich der Machtelite „die Spezifik und den extrem konservativen, ja reaktionären Charakter ihrer Politik, ihre Phantasielosigkeit und Erstarrung angesichts der Notwendigkeiten und Möglichkeiten von gesellschaftlichen Reformen und neuen Freiheiten aufzuzeigen“ (S.416). Dabei bleiben sicherlich einige Fragen offen. Wie der Autor in der Einleitung bereits anmerkt, entstanden wesentliche Teile der Arbeit vor den Herbstereignissen 1989 in der DDR, die Schlußredaktion wurde im März 1990 vorgenommen. Die nunmehr zugänglichen Quellen gestatten neue sozialwissenschaftliche Forschungsansätze und detailliertere Bearbeitungsmöglichkeiten. — Ein umfangreiches und nützliches Literaturverzeichnis beschließt den akribisch bearbeiteten Band, der mit zahlreichen Tabellen und Übersichten versehen ist.

Gerd-Rüdiger Stephan

KEALEY, Gregory S. und Bryan D. PALMER: **Dreaming of what might be. The Knights of Labor in Ontario, 1880–1900.** — Toronto: New Hogtown Press 1987 (Cambridge University Press 1982¹). 487 S., 11 Abb.

Lectures in Canadian Labour and Working Class History. Ed. by W.J.C. CHERWINSKI and Gregory S. KEALEY. — St. John's, Newfoundland: Committee on Canadian Labour History and New Hogtown Press 1985. 198 S., 41 + 14 Abb.

STRONG, Cyril W.: **My Life as a Newfoundland Union Organizer: The Memoirs of Cyril W. Strong, 1912–1987.** Ed. by Gregory S. KEALEY. — St. John's, Newfoundland: Committee on Canadian Labour History 1987. 166 S., 22 Abb.

Nahezu zwei Jahrhunderte Geschichte der kanadischen Arbeiterbewegung und eineinhalb produktive Jahrzehnte ihrer Erforschung sind hier ausgebreitet. Alle drei Bände entstanden unter maßgeblicher Beteiligung von Gregory S. Kealey, dem langjährigen Herausgeber der Zeitschrift für Sozialgeschichte und Geschichte der kanadischen Arbeiterbewegung „Labour/Le Travail“,¹ und vom Committee on Canadian Labour History an der Memorial University of Newfoundland in St. John's. Die Bände geben einen guten Einblick in die Geschichte der Arbeiterbewegung in Kanada und sind sorgfältig produziert, ansprechend gestaltet und großzügig illustriert.

Die von Kealey und Cherwinski herausgegebenen Vorträge, gehalten 1983/84 im Rahmen des staatlichen Programms für Canadian Studies, wenden sich an ein breites Publikum und sind auch für den Schulunterricht gedacht. Sechs der auch im Fernsehen übertragenen Vorträge sind als Videoserie vom

1 Seit 1976, zunächst jährlich unter dem Titel: *Labour/Le Travailleur*, seit 1980 zweimal jährlich, 1984ff u.d.T. *Labour/Le Travail*.

Committee on Canadian Labour History erhältlich. Sie verstehen sich als ersten Schritt dahin, Wissenschaft allgemein zugänglich zu machen. Der Sammelband wäre indes sicher noch zugänglicher geworden, hätte man einen Apparat in Form von Abkürzungsverzeichnis, Fußnoten, Auswahlbibliographie und Überblickschronologie angefügt.

Die Beiträge führender kanadischer Historiker sowie der Aktivisten Eugene Forsey (Forschungsdirektor des Canadian Congress of Labour und dann des Canadian Labour Congress CLC) und H. Landon Ladd behandeln: Geschichte (Forsey) und Strukturgeschichte (Kealey) der kanadischen Arbeiterbewegung im Überblick, das frühe (Michael S. Cross) und späte (Palmer) 19. Jahrhundert, Frauenarbeit (Beiträge von Joan Sangster und Joy Parr), Gompers in Canada (Robert Babcock), die Wobblies und die Arbeiterbewegung in Westkanada (Beiträge von Ross McCormack), die Provincial Workmen's Association (Ian McKay), Arbeiter in Ostkanada (David Frank) und in Quebec (Leo Roback) im 20. Jahrhundert. Palmer führt im Schlußkapitel über die Arbeitskämpfe in Ontario im 20. Jahrhundert die Monographie von Kealey/Palmer bis in die Gegenwart fort. Ladd, Organisator der ostkanadischen International Woodworkers of America (IWA) 1948–69 und bis 1975 deren internationaler Vizepräsident, schildert den legendären Holzfällerstreik von 1959 in Neufundland.

Auch Cyril W. Strong (Organisator der American Federation of Labour in Neufundland 1948–77) berichtet in seinen Memoiren ausführlich über diesen Streik, in dem das Existenzrecht der IWA und das gewerkschaftliche Organisationsrecht allgemein auf dem Spiel standen. Gegliedert nach Organisationen behandelt er ferner die lokalen Gewerkschaften, die sich der AFL direkt oder den internationalen Berufsverbänden anschlossen, und als wichtigsten Einzelbereich die Gewerkschaften in der Fischerei und Fischverarbeitung. Kapitel über seine Arbeit als Vertreter des 1956 vereinigten CLC, über Arbeitsgesetzgebung und über die Unwegsamkeiten des Reisens als Organisator in Neufundland im Winter vervollständigen den Band. Herausgeber Kealey hat Strong's Text mit wenigen Ausnahmen unverändert beibehalten und ihm seine bisweilen holprige Ursprünglichkeit bewahrt,² die allerdings in ihrer Detailfixiertheit die Kenntnisse der großen Zusammenhänge schon voraussetzt.

Last not least: die Monographie von Kealey und Palmer über die Knights of Labor in Ontario, die 1984 mit dem Albert B. Corey Preis der Canadian Historical Association und der American Historical Association ausgezeichnet wurde. Die Arbeit erweitert und vertieft die Studien von Kealey zu Toronto und von Palmer zu Hamilton,³ den beiden größten Industriestädten in Ontario, zu einer faszinierenden Sozialgeschichte des „Noble and Holy Order of the Knights of Labor“ in Kanadas am stärksten industrialisierter Provinz, worin die Visionen der Arbeiter und Arbeiterinnen von einer Alternative zur kapitalistischen Industriegesellschaft lebendig werden. Die Autoren wenden sich gegen die 70 Jahre lang vorherrschende Historiographie (S.4–23), die immer wieder das Scheitern der Knights analysierte. Sie entdecken, nicht zuletzt aufgrund der Analyse der umfangreichen Sammlung kanadischer Briefe an Terence V. Powderly, den großen Einfluß der Knights im kleinstädtischen Milieu im Osten und Südwesten Ontarios und widerlegen „die alten Klischees“ vom Antagonismus der Knights zu Gewerkschaften und Streiks, indem sie sie nicht nach der Rhetorik und dem Opportunismus ihrer Führer beurteilen, sondern „von unten“.

Die Autoren kommen zu dem Schluß, daß die Knights in Ontario zum erstenmal eine „Bewegungskultur der Opposition“ schufen, und betonen, daß die Beteiligten in ihrer ideologischen Orientierung keineswegs so sicher waren, wie die Historiker es im Nachhinein konstruieren, daß sie vielmehr halfen, eine Tradition von Dissens zu etablieren, die bis in die Gegenwart wirkt.

„Buried in the 1890s,... the Order lived, in a sense, because the dream of what might be, however flawed, contradictory, and problematic, had accomplished much that could not be eradicated... If one can ever speak of the making of the Canadian working class, a class always severely limited by the regional, linguistic, and cultural barriers inhibiting its restricted forms of solidarity, it should be at this moment of the 1880s, during this moment of labor upsurge and radical thought, during this moment of the the Knights of Labor... in which class seemed to override, for the first, perhaps only, time, the sectional, sexual, and ethnic divisions so prominent in the history of Canadian labor... In Ontario,...

2 Vgl. die ähnliche Ausgabe von Kealey: Max Swerdlow, *Brother Max: Labour Organizer and Educator*, St. John's, Newfoundland: Committee on Canadian Labour History, 1990, XV, 128 S.

3 Gregory S. Kealey, *Toronto Workers Respond to Industrial Capitalism, 1867–1892*, Toronto 1980; und Bryan D. Palmer, *A Culture in Conflict: Skilled Workers and Industrial Capitalism in Hamilton, Ontario, 1860–1914*, Montreal 1979. Vgl. auch Gregory S. Kealey, *Artisans Respond to Industrialism: Shoemakers, Shoe Factories, and the Knights of St. Crispin in Toronto*, in: *Historical Papers* (1973), S.137–157, und ders., *The „Honest Workingman“ and Workers' Control: The Experience of Toronto Skilled Workers, 1860–1892*, in: *Labour/Le Travailleur*, Jg.1 (1976), S.32–68.

workers seemed united as never before, and certainly as they never would be later... On the whole the tenor of the times was part of a stubborn attempt to resist; this was, after all, a central stand in the emergence of what some might pompously proclaim a more 'mature' socialist agenda. Perhaps it was all nothing more than threatened self-interest, but in the end this mattered little, and need not condemn the moment as reactionary, retrospective, or nostalgic..." (S.392f.)

Die Autoren weigern sich, die beeindruckenden Anfänge der Knights of Labor aus der Perspektive ihres schmählichen Endes zu betrachten und betonen die Idee der Organisation der gesamten Arbeiterklasse, der Facharbeiter, der Ungelernten, der Frauen und Männer, als Vorläufer der One Big Union. Sie erklären das Scheitern der Knights, ihre Unsicherheit und programmatische Zweideutigkeit, aus den Zeitumständen einer Bewegung in einer Situation des Umbruchs in Politik, Wirtschaft, Kultur und Demographie. Doch am Schluß bleibt vor allem die große Bedeutung, die die Knights mit ihrer Vision der Arbeitereinheit gerade für die Arbeiterschaft in Ontario hatten, ihr Erfolg, daß sie den Arbeitern und Arbeiterinnen eine Zeitlang die Fähigkeit vermittelten, zu träumen und auszubrechen aus dem Käfig anerkannter Weisheiten, anstatt das Gegebene hinzunehmen. Die gründliche wissenschaftliche Studie wird durch ihre außergewöhnliche Einfühlung zu einer lebendigen Mentalitätengeschichte, die den großen Werken der Sozialgeschichte zuzurechnen ist.

Helga Woggon

EISENBACH-STANGL, Irmgard: **Eine Gesellschaftsgeschichte des Alkohols. Produktion, Konsum und soziale Kontrolle alkoholischer Rausch- und Genußmittel in Österreich 1918–1984** (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 17). — Frankfurt a.M. und New York: Campus Verlag 1991. 406 S.

Wurde der Alkoholkonsum in der Geschichtsschreibung bisher weitgehend negativ und vom Gesichtspunkt der Sucht- und Krankheitsproblematik betrachtet, so werden immer stärker die gesellschaftlichen und soziokulturellen Wandlungsprozesse untersucht, die die Trinksitten und Haltungen zum Rausch geprägt haben. Insofern verspricht eine „Gesellschaftsgeschichte des Alkohols“ im Österreich des 20. Jahrhunderts einen fruchtbaren Beitrag zur aktuellen historischen Forschung.

Scharf zwischen den Bereichen Ökonomie, sozialem System und Politik trennend analysiert Irmgard Eisenbach-Stangl zunächst die wirtschaftlichen Grundlagen. Die Entwicklung des Brauwesens ist Teil der österreichischen Industrie, während der Weinbau stärker in die landwirtschaftliche Produktion eingebunden ist. Die Brantweinproduktion in Österreich ist demgegenüber von geringer Bedeutung.

Der Pro-Kopf-Verbrauch von Alkohol stieg in der Ersten Republik bis 1930 an und fiel darauf wieder ab. Für die Zeit des Nationalsozialismus macht Eisenbach-Stangl keine Angaben. In der Zweiten Republik ging der Verbrauch bis Mitte der 1970er Jahre in die Höhe und pendelte sich auf diesem Niveau ein. Innerhalb Österreichs bestehen deutliche Unterschiede im Trinkverhalten zwischen Bier- und Weinländern. Nach dem durchschnittlichen Alkoholkonsum unterscheidet die Autorin zwischen mäßig feuchten, durchschnittlich feuchten und sehr feuchten Ländern. Sie analysiert statistische Erhebungen über Leberzirrhosemortalität, alkoholisierte Unfallbeteiligte, fahrlässige Tötung und schwere Körperverletzung unter Alkoholeinfluß sowie Delikte mit der „polizeilichen Sachverhaltsdarstellung“ der „vollen selbstverschuldeten Berauschung“. Obgleich auch der Alkoholkonsum von Frauen in Österreich angestiegen ist, haben diese sich aus der „Teilöffentlichkeit“ Wirtshaus und Vereinsgesellschaften ausgeschlossen und orientieren sich weiterhin an der Familie. Untersuchungen über die Trinkgewohnheiten von Jugendlichen machen deutlich, daß deren Alkoholkonsum langfristig deutlich gesunken ist.

Staat und Politik haben den Alkohol nicht nur unter fiskalischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, sondern zunehmend seine Eigenschaften als Droge in den Blick genommen. Der Staat weitete seine Kontrollen über den Alkoholkonsum im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer weiter aus und entwickelte „moderne adäquate Bewältigungsstrategien“ gegen die Krankheit Alkoholismus. Während in der Ersten Republik einflußreiche Abstinenzvereine die Alkoholfrage propagierten, beschäftigten sich in der Zweiten Republik parlamentarische Ausschüsse mit dem Alkoholkonsum als einem Problem der Gesundheit und der Sicherheit im Straßenverkehr.

Auch wenn Irmgard Eisenbach-Stangl bemerkt, wie unterschiedlich die „psychoaktive Substanz“ Alkohol wirkt, blendet sie die vielfältigen soziokulturellen Aspekte des Trinkens aus. Zu einer „soziologischen Theorie über den Bedeutungswandel alkoholischer Rausch- und Genußmittel in der modernen Welt“, so der Titel des Schlußkapitels, kann sie so nur wenig beisteuern, nicht zuletzt aufgrund ihrer

beschränkten Quellen; sie stützt sich vorwiegend auf amtliche Statistiken, Gesetzestexte und quantifizierende sozialwissenschaftliche Erhebungen. Da sie sich schließlich allzusehr von dem Problem Alkoholkrankheit hat leiten lassen, bleibt ihre Untersuchung von einer „Gesellschaftsgeschichte des Alkohols“ doch entfernt.

Ulrich Wyrwa

HÖDL, Klaus: „*Vom Shtetl an die Lower East Side*“. Galizische Juden in New York (= Böhlau zeitgeschichtliche Bibliothek, Bd. 19). — Wien, Köln und Weimar: Böhlau 1991. 305 S.

Die Studie ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten, kürzeren Teil befaßt sich der Verfasser mit der Lage der galizischen Juden am Ausgang des 19. Jahrhunderts und mit den wesentlichsten Umständen, die einen Teil dieser Bevölkerung zur Auswanderung nach den Vereinigten Staaten bewegt haben. Der zweite Teil des Buches behandelt die oft schwierige und langwierige Anpassung der Neueinwanderer an ihre neue Heimat, die New Yorker Lower East Side.

Die Juden Galiziens, zumeist arme, aber unabhängige Händler und Handwerker, wanderten im Gegensatz zu den russischen Juden nicht wegen blutiger Pogrome aus, sondern weil sich ihre wirtschaftliche und soziale Lage auf Grund des zunehmenden Antisemitismus der ruthenischen und polnischen Mitbewohner Galiziens im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts zusehends verschlechterte. Der Entschluß, auszuwandern, fiel denen am leichtesten, die noch verhältnismäßig jung waren und sich, weitgehend durch den Einfluß der damals aufkommenden sozialistischen und zionistischen Bewegungen, von dem massiven patriarchalischen Druck der Orthodoxie mit seinen zumeist chassidischen „Rebbes“ befreien konnten. Die Anhänger der Orthodoxie wanderten zu diesem Zeitpunkt — also Ende des 19. Jahrhunderts — noch nicht aus. Mit großer Akribie zeigt Hödl, wie das Zusammenwirken der wirtschaftlichen Veränderungen in Galizien mit den eben erwähnten neuen ideologischen Bewegungen Emigrationsbestrebungen mit unterschiedlichen Zielen auslöste (Binnenwanderung nach Wien oder Auswanderung nach Übersee), und inwiefern derartige Entscheidungen von der Altersgruppe, dem sozialen Status, der beruflichen oder schulischen Ausbildung und der religiösen Bindung abhingen.

Zweidrittel der Arbeit sind dann der Überfahrt, Ankunft und langsamen Eingewöhnung in das neue Land und die neuen Lebensbedingungen gewidmet. Wie schon in Galizien, machten die sozialistische Arbeiterbewegung und der Zionismus in New York ihre unterschiedlichen Einflüsse auf die Neuankömmlinge geltend. Aber während der erste Teil der Studie sich fast ausschließlich auf galizische Juden beschränkt, erweitert sich der Rahmen im zweiten Teil und schließt — oft auf Vergleichsebene — andere osteuropäische jüdische Einwanderungsgruppen mit ein. Hödl bemüht sich besonders darum, die Vielfalt der verschiedenen Akkulturationsbemühungen, -stadien und -erfolge bzw. Mißerfolge aufzuzeichnen und kommt zu dem Ergebnis, daß sich die galizischen, aber weitgehend auch die anderen osteuropäischen Juden, dank der Gründung von „Landsmanschaften“, der Zuwendung zur Arbeiterbewegung, speziell den Gewerkschaften, und der für einen sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg erforderlichen Ausbildung an den amerikanischen öffentlichen Schulen im Laufe weniger Generationen bis 1914 zwar „akkulturieren“ konnten, ihnen jedoch die Assimilation in die nichtjüdische Welt New Yorks (im Gegensatz zu den deutsch-jüdischen Einwanderern) nicht gelang. Somit blieben sie, vom sozialen Gesichtspunkt aus gesehen, „marginale“ Menschen.

Die Studie, die aus einer Dissertation hervorging, zeigt die Stärken und Schwächen dieser Gattung wissenschaftlicher Arbeiten. Die Darstellung beruht auf sorgfältiger Auswertung der vorhandenen Quellen, vor allem Autobiographien und Biographien, Zeitungen und Zeitschriften, statistischer Belege aus zum Teil jüdischen Archiven in New York, wie auch Sekundärliteratur. Eine Bibliographie und eine Liste von Abkürzungen verwendeter Zeitungen und Zeitschriften sind beigelegt. Verständlicherweise ist ein Großteil der angeführten Quellen in englischer Sprache, denn der Schwerpunkt der Bibliographie ist New York, nicht Galizien.

Der Verfasser stützt seine Ergebnisse auf statistische Tabellen anderer Autoren. Die Vielzahl — 65 Tabellen bei 290 Seiten Text — ist, um einen amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen, ein Fall von *overkill* und dient eher der Verwirrung der Leser, die keine Experten sind. Hinweise zu den Studien, in denen die Tabellen ursprünglich erschienen sind, hätten völlig genügt. Auch gelegentliche unnötige, zum Teil wörtliche, Wiederholungen schon bekannter Tatsachen in verschiedenen Kapiteln hätten vermieden werden sollen. Außerdem stellt sich die Frage, warum der Verfasser seinen ansonsten flüssigen Text dadurch kompliziert hat, daß er alle Zitate, die entweder aus dem Englischen oder Jiddischen

stammen, im Original bringt, anstatt sie ins Deutsche zu übertragen. Viele deutsche Leser, die dieser Sprachen nicht mächtig sind, werden da ihre Schwierigkeiten haben. Schließlich enthält der Text wie auch die Bibliographie eine ansehnliche Anzahl von Druckfehlern, besonders in den englischen Texten und den Autoren- und Titelangaben in der Bibliographie. Einen Index gibt es leider ebenso wenig wie ein Glossar von häufig vorkommenden englischen und jiddischen Ausdrücken.

Trotz dieser kleinen Mängel ist es dem Verfasser gelungen, eine im ganzen gesehen klar und überschaubar geschriebene Darstellung seines Themas vorzulegen.

Werner T. Angress

LEICH, Sabine Hanna und Wolfgang KRUSE: Internationalismus und nationale Interessenvertretung. Zur Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung. Vorwort: Heinz-Werner Meyer und Jochen Richert (= Gewerkschaften in Deutschland, Bd. 14). — Köln: Bund-Verlag 1991. 238 S.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Darstellung sollen, so verheißt es der Klappentext, die vielfältigen Schwierigkeiten stehen, „die Zersplitterung der internationalen Gewerkschaftsbewegung in verschiedene politische und nationale Fraktionen mit divergierenden Interessen und Zielen zu überwinden“ (4. Umschlagseite). Leich und Kruse gliedern den Stoff in drei große Blöcke: „Formierung der internationalen Gewerkschaftsbewegung im Rahmen der Sozialistischen Internationale“, „Politisierung der internationalen Gewerkschaftsbewegung zwischen den Weltkriegen“ und „Globale Expansion und Regionalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg“.

Im ersten Block werden die Versuche der Ersten Internationale nachgezeichnet, den Export von Streikbrechern und Lohndrückern zu unterbinden, wird auf die unterschiedlichen Gewerkschaftskonzeptionen von Sozialisten, Syndikalisten und Trade Unionisten eingegangen und recht ausführlich die Entstehung der Internationalen Berufssekretariate geschildert. Ärgerlich ist der Europa-Zentrismus der Darstellung. Auf S.39 erfährt man en passant, daß es auch in den USA Gewerkschaften gab, Lateinamerika wird gänzlich ausgeblendet, die Entstehung von Gewerkschaften in Argentinien schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts findet nicht statt.

Im zweiten Block wird als Konsequenz der Reorganisation nach dem Ersten Weltkrieg der Verlust der Führungsrolle der deutschen Gewerkschaften herausgearbeitet. Amsterdam wurde „zum neuen Zentrum der internationalen Gewerkschaftsbewegung“ (S.63). Der Kampf gegen „Reaktion und Militarismus“ wird zu Recht in einem eigenen Kapitel als zentrales Moment gewerkschaftlicher Aktivität der Zwischenkriegszeit dargestellt, zwei Kapitel zum Konflikt zwischen „Amsterdam und Moskau“ sowie zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus beschließen den zweiten Block. Der Ärger über die europazentristische Darstellung steigt. So wird auf S.82 der Internationalen Arbeiter-Assoziation und dem Anarchosyndikalismus wenig Einfluß außerhalb Spaniens zugeschrieben, so als sei Lateinamerika noch nicht entdeckt worden. Einen Hinweis darauf, daß die sowjetrussischen Gewerkschaften Mitglieder der Internationalen Union der Organisationen der Arbeiterinnen und Arbeiter der Lebens- und Genußmittelindustrie waren, sucht man im Kapitel über „Moskau und Amsterdam“ vergebens, dafür werden die britischen Gewerkschaften als „zu großen Teilen linkssozialistisch geprägt“ (S.84) präsentiert, was doch als ziemlich kühne These erscheint.

Auch wenn der Widerstand aus den Reihen der ITF gegen den Nationalsozialismus von großer Bedeutung war, so sollte man in einem Kapitel mit der Überschrift „Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus“ doch nicht einfach die Beziehung zwischen IGB und Auslandsvertretung deutscher Gewerkschaften in Komotau übergehen. Und in einer Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung weder etwas über den Widerstand der österreichischen Gewerkschaften nach 1934 gegen den Faschismus, noch auch nur eine Zeile über den Spanischen Bürgerkrieg zu finden, mutet sehr seltsam an.

Im dritten Block ihrer Darstellung zeichnen die Autoren zunächst Gründung und Scheitern des Weltgewerkschaftsbundes nach, widmen sich anschließend den Bemühungen der Internationalen Berufssekretariate den transnationalen Konzernen Weltkonzernräte entgegenzusetzen, gehen aber nur sehr knapp auf die „pragmatischere Einschätzung der Weltkonzernausschüsse“ seit Beginn der achtziger Jahre ein. Die Schwierigkeiten, in der dritten Welt mehr als ein Objekt internationaler Politik zu sehen, werden zutreffend benannt. Der letzte Unterabschnitt gilt der „EG: Gewerkschaften in der Defensive“ (S.129ff). 28 Dokumente sind dem Band beigelegt.

Sowohl in der Darstellung als auch der Dokumentation werden wichtige Züge der neueren Gewerkschaftsentwicklung ausgeblendet. Zur Debatte um Mitbestimmung und Wirtschaftsdemokratie findet man lediglich eine Kritik des TUC am deutschen Mitbestimmungsrecht aus dem Jahre 1957 und einen Beitrag von Heinz Oskar Vetter zu den Diskussionen über die Mitbestimmung aus dem Jahre 1972. Die neuere Diskussion im Europäischen Gewerkschaftsbund fällt unter den Tisch, die wichtige Resolution des Stockholmer Kongresses zur Wirtschaftsdemokratie sucht man vergebens. Zu „europäischen Betriebsräten“ findet man nur drei Zeilen, auf S.132 heißt es, die „Aufnahme weiterer kommunistischer Bünde“ in den EGB sei „vor allem auch vom DGB bis heute verhindert“ worden. Ausweislich des Vorworts wurde das Manuskript zum Buch im März 1991 abgeschlossen. Da waren die „kommunistischen“ *Comisiones Obreras* aus Spanien schon seit mehreren Monaten Mitglieder des EGB, dank der Unterstützung des DGB. Im übrigen wäre eine Reflexion über den Wert solcher Etiketten wie „kommunistisch“ für die europäische Gewerkschaftsbewegung ganz angebracht gewesen.

Willy Buschak

Die slawische Sokolbewegung. Beiträge zur Geschichte von Sport und Nationalismus in Osteuropa. Hrsg. von Diethelm BLECKING (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Reihe B, Bd. 42). — Dortmund: Universität Dortmund 1991. 255 S.

Im vorliegenden Band stellte Diethelm Blecking Beiträge von zwölf Autoren zusammen, die der Geschichte der Sokolbewegung bei einzelnen slawischen Völkern gewidmet sind. Die Initiative des Herausgebers ist sehr verdienstvoll, da eine so breit konzipierte Geschichte der Sokolbewegung noch nicht realisiert wurde. Die einzige informative Übersicht ist im Jahre 1933 in Warschau aus der Feder Michal Terechs erschienen. Zusammen mit der jetzigen historiographischen Studie Bleckings bildet sie eine gewisse Einleitung in die verfolgte Problematik.

Sokol, die 1862 gegründete, 1919 in *Československé obce sokolské* umbenannte tschechologische Volksturnbewegung, vereinigte 1935 rund 700 000 Mitglieder. Sie widmete sich nicht nur der turnerischen, sondern auch der nationalpolitischen Erziehung.

Die einzelnen Beiträge befassen sich mit dem tschechischen und dem slowakischen Sokol (Claire Nolte, Marie Provazníková, Gerald A. Carr, Ján Crexa und Jaromír Perůtka), mit der polnischen (Przemysław Matusik, Bernhard Woltmann, Donald E. Pienkos, Diethelm Blecking), der bulgarischen (Losan Mitev) der sorbischen Sokolbewegung (Alfons Wićaz) sowie der Sokolbewegung in den jugoslawischen Gebieten (Wolfgang Kessler). Das abschließende Kapitel des dreizehnten Verfassers Hennig Eichberg reicht über den thematischen Rahmen des Sammelbandes hinaus und behandelt allgemeine Probleme der Körperkultur in bezug auf die nationale Frage.

Alle Studien sind durch ein hohes fachliches Niveau gekennzeichnet. Eine jede stützt sich auf umfangreiche Literatur und auf Quellen heimischer Provenienz. Die Publikation der Beiträge in einem Sammelband ermöglicht, die Sprachbarriere zu überwinden und umfassende Informationen über die gesamte Entwicklung der Sokolbewegung in verschiedenen slawischen Ländern zu gewinnen.

Es liegt auf der Hand, daß dabei nicht nur nationale Aspekte, sondern auch die spezifische soziale Struktur einzelner slawischer Völker, ihre kulturelle sowie religiöse Orientierung und last but not least auch ihre konkrete politische Entfaltung zum Vorschein kommen. Deswegen bin ich der Meinung, daß durch den rein nationalen Aspekt der Sokolbewegung, der auch im Untertitel des Sammelbandes betont wird, die ganze Problematik zu eng aufgefaßt wird. Die Beiträge bieten reiches Material für ihre komplexe Beurteilung.

Da die Sokolbewegung in Böhmen entstanden ist, ist die totale Absenz der tschechischen Historiographie auffallend. Bis zum Jahre 1918 wird diese Problematik von der amerikanischen Autorin Claire Nolte behandelt. Die Zeitspanne 1918–1938 fehlt überhaupt. Für die Jahre 1939–1945 ist ein Teil der Memoiren der führenden tschechischen Vertreterin der Sokolbewegung, M. Provazníková, eingereiht. Es fehlt auch die Entwicklung des tschechischen und des slowakischen Sokol im Ausland.

Diese Situation wird keinesfalls durch irgendwelche Versäumnisse Bleckings verursacht. Sie reflektiert nur die tschechische politische Lage in den letzten fünfzig Jahren. Zur Zeit der nazistischen Okkupation während des Krieges wurde Sokol einer harten Persekution ausgesetzt und viele seiner führenden Vertreter fanden in den deutschen Konzentrationslagern den Tod. In der kommunistischen Ära wurde bald nach dem Jahre 1948 die Tätigkeit des „bürgerlichen“ Sokol eingestellt und jedwede seriöse Forschung

über die Geschichte der Sokolbewegung unterdrückt. Es handelte sich um das zielbewußte Bestreben, das tschechische historische Bewußtsein zu destruieren. Trotzdem entstanden auch in dieser Zeitperiode einige kleinere Beiträge zur Geschichte des Sokol. Sie sind jedoch in anderen Zusammenhängen erschienen und so entgingen sie der Aufmerksamkeit sowohl Noltes als auch Carrs.

In dem Sammelband wird auch die grundsätzliche ideelle Konzeption des tschechischen Sokol — die Bestrebungen um Erneuerung der griechischen Olympischen Spiele als moderner slawischer Olympiaden — nicht besprochen. Bereits im Jahre 1868 versuchte Miroslav Tyrš, die allslawischen Olympischen Spiele des Sokol in Prag zu veranstalten. Durch das Verbot der österreichischen Regierung wurde dieser Plan erst im Jahre 1882 realisiert, als die erste slawische Olympiade — das erste All-Sokol-Turnfest — stattfand. Die griechischen Olympischen Spiele lebten also in slawischer Gestalt auf, viele Jahre vor ihrer modernen Wiederherstellung im Weltmaßstab durch Pierre de Coubertin. Und gerade diese All-Sokol-Turnfeste wurden — nach dem Vorbild der griechischen Olympischen Spiele — zum stimulierenden Faktor für die Entwicklung der Sokolbewegung in den übrigen slawischen Ländern.

Věra Olivová

MELINZ, Gerhard und Susan ZIMMERMANN: **Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und Budapest in der Doppelmonarchie** (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Bd. 60). — Wien und Zürich: Europaverlag 1991. 222 S.

Als eine Art Zwischenbilanz publizieren die Verf. die Ergebnisse der beiden von ihnen erarbeiteten Lokalstudien, ohne schon den Vergleich, auf den das Forschungsprojekt zielt, präsentieren zu können. In einer relativ knappen Einleitung (S.3–7) stellen sie ihre forschungsleitenden Überlegungen vor; hieran schließen sich die von Susan Zimmermann angefertigte Untersuchung über Budapest (S.8–102) und Gerhard Melinz' Studie über Wien (S.103–175) an. Der Untersuchungszeitraum datiert von 1867, der Begründung der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1914. Im Mittelpunkt der Untersuchung sollen „Entwicklung, Zusammenspiel, Verflechtung und Mit-, Gegen- und Nebeneinander“ (S.3) von alter Armenpflege und neuer kommunaler bzw. staatlicher Sozialpolitik stehen. Für Budapest wird dieser Reformprozeß am Beispiel der Fürsorge für Erwerbslose und des kommunalen Wohnungsbaues analysiert; für Wien werden Arbeitsvermittlung, Kinderschutz und Jugendfürsorge sowie Alten- und Gesundheitsfürsorge als Fallbeispiele gewählt. Eine Begründung für die getroffene Auswahl fehlt. Beide Lokalstudien basieren auf der Auswertung von Protokollen, Berichten und Schriften der Gemeinderäte und Gemeindeverwaltungen sowie zeitgenössischen Zeitschriften und Zeitungen.

In beiden Lokalstudien werden zunächst die gesetzlichen Grundlagen für das kommunale Armenwesen dargestellt, sodann die Grenzen dieser Armenpflege beschrieben, wenn es galt, auf Erwerbslosigkeit basierende Massennotstände zu bewältigen. Die kommunalen parteipolitischen Konstellationen kommen in den Blick, auch die wachsende Stärke der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, um die partielle Reformfreudigkeit der Stadtregierungen zu erklären. Auf Landes- und Reichsebene hingegen können die Verf. fast ausschließlich beharrende Kräfte erkennen. Beide Lokalstudien zeichnen mit bisweilen großer Detailgenauigkeit die Bemühungen nach, mit deren Hilfe die Kommunalregierungen und Kommunalverwaltungen, in der Regel auf aktuelle Notstände reagierend, ihr Armenwesen und damit die Gemeindekassen zu entlasten suchten.

Problematisch erscheint, daß der zentrale Begriff der „kommunalen Sozialpolitik“ im vorliegenden Bd. nicht definiert, weder von Arbeiter- noch von Armenpolitik abgegrenzt wird. Der enge Handlungsrahmen kommunaler Politiker, ihre Abhängigkeit von den politischen Vorgaben des Reichs bzw. der Länder, wird zwar wiederholt benannt, wenn es darum geht, das Scheitern kommunaler Initiativen zu begründen. Eine grundlegende Erörterung der kommunalen Chancen zur Entfaltung von Sozialpolitik fehlt. Daß der in den beiden Donaumetropolen beobachtete Reformprozeß als „Sozialpolitisierung“ (S.175, auch S.49 und S.80) gekennzeichnet wird, trägt daher nicht zur Klärung bei.

Vermutlich hängt es mit dieser begrifflichen Unklarheit zusammen, daß der klassischen Sozialpolitik im Sinne einer Arbeitsmarkt- und Sozialversicherungspolitik in den beiden Lokalstudien der Vorrang eingeräumt wird, obwohl in dem ausbreiteten Material und auch in eigenen Resümees darüber hinausgehende Bemerkungen enthalten sind: So konstatiert Zimmermann, daß Erwerbslosigkeit in Budapest in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zum „Modeproblem der Sozialpolitik“ (S.89) avanciert sei;

Melinz betont, daß „den Kern des Armenhilfe-Klientels [. . .] die Witwen, Waisen, erwerbsunfähigen alten, kranken und in irgendeiner Form behinderten Menschen dar[stellen]“ (173). Die systematische Ausführung dieser Überlegungen scheint mir unabdingbar, wenn der Übergang von Armenpflege zu kommunaler Sozialpolitik in seiner ganzen Tragweite dargestellt werden soll. Allerdings müßten dann neben den parteipolitischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten und Reformvorschlägen auch die der privaten Wohlfahrtspflege in die Analyse einbezogen werden, die bisher fast völlig ausgeblendet wurden. Die Entscheidungsprozesse darüber, welche Bestandteile der Armenpflege in eine staatliche Arbeitsmarkt- und Sozialversicherungspolitik überführt werden sollten, um den sozialen Steuerungsbedürfnissen in einer hochindustrialisierten Gesellschaft zu genügen, zeitigten schließlich enorme Konsequenzen für die übrigen Bereiche der Armenpflege und deren Modernisierung.

Christiane Eifert

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Walter Dirks. Bibliographie. Eingel. und bearb. von Ulrich BRÖCKLING. Hrsg. vom Archiv der sozialen Demokratie in der Friedrich-Ebert-Stiftung. — Bonn: FES 1991. 302 S.

Im publizistischen Werk des Linkskatholiken Walter Dirks (1901–1991) spiegelt sich die Geschichte dieses Jahrhunderts zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus wider. Sein Werk war eng verknüpft mit seiner Funktion als Herausgeber der „Frankfurter Hefte“ (1946–1984). Als politischer Publizist war er vor allem ein ambitionierter Mittler zwischen der Ethik des Christentums, der Aufklärung und der sozialistischen Bewegung. Von seiner beinahe 70 Jahre währenden Arbeit als Publizist zeugt eine 4108 schriftliche und sprechende (Radio) Beiträge umfassende Bibliographie, die von Ulrich Bröckling zusammengetragen wurde.

Dirks wurde 1901 in einem katholischen Elternhaus in der Industriestadt Hoerde bei Dortmund als Sohn eines Kaufmannes und einer Fürsorgerin geboren. Der Eintritt in die katholische Jugendbewegung Quickborn und die Begegnung mit Romano Guardini erwiesen sich als richtungweisend für das religiöse, intellektuelle und berufliche Leben. Wichtige Etappen im politisch-publizistischen Leben von Walter Dirks waren die Mitarbeit in der „Rhein-Mainischen Volkszeitung“ (1924–1934), der „Frankfurter Zeitung“ (1935–1943), die Gründung und Herausgeberschaft der „Frankfurter Hefte“ (1946–1984) und schließlich die Leitung der Hauptabteilung Kultur beim Westdeutschen Rundfunk (1956–1967).

Die Veröffentlichungen von Walter Dirks widmen sich dem politischen Zeitgeschehen, der Musik und Kunst, der aktuellen Kirchenpolitik; darüber hinaus finden sich aber auch sensible Beobachtungen über die Veränderungen der Lebensgewohnheiten, theologische Reflexionen sowie Rezensionen und Beiträge zu historischen Ereignissen.

Die vorliegende Bibliographie ist streng chronologisch aufgebaut. Man kann nachschlagen, was Walter Dirks zu welchem Zeitpunkt geschrieben hat. Das große Manko dieser Bibliographie besteht darin, daß sie keinen thematischen Zugriff erlaubt, weil ein Stichwortverzeichnis fehlt. Man kann sich also nur sehr mühsam einen Überblick darüber verschaffen, welche Aufsätze Walter Dirks zu einem bestimmten Thema geschrieben hat. Dadurch ist die Benutzerfreundlichkeit dieser Bibliographie stark eingeschränkt.

Wolfgang Schroeder

DE ROH, Thea und Ute LIENARD: **Zur Theorie einer sozial-elitären Demokratie.** — Frankfurt a.M.: R. G. Fischer Verlag 1991. 120 S.

Die Autorinnen versuchen im ersten Kapitel u. a. den Leser mit dem nötigen Mißtrauen gegenüber den dargelegten Überlegungen zu wappnen. „Selbstverständlich ist jede Wirklichkeit um Größenordnungen komplexer und vielschichtiger“ (S.8) als sie es darzustellen vermögen, geben de Roh und Lienard zu. Damit haben sie recht. Doch obwohl man kaum allen Ideen folgen kann, ist das Buch anregend.

Mit der Theorie einer elitären Demokratie beschäftigen sich die Autorinnen im dritten Kapitel und mit der Theorie einer sozialen Demokratie im fünften Kapitel. Die in dem Band vorgeschlagene sozial-elitäre Demokratie erscheint als eine optimierte Gesellschaft — als das Ergebnis eines soziologischen Verfahrens (S.47ff). Sie wurde als Stabilitäts- und Gleichgewichtstheorie entworfen, die eine Überlebensfähigkeit der Menschheit bei Änderung der Umwelt und des Umfelds sichern sollte.

„Ein Grund für das Zustandekommen dieses Büchleins war Anteilnahme für die Armen, Geknechteten und Abneigung gegen Diktatoren, Politiker, Funktionäre, Generäle. Außerdem war der Wunsch da, andere anzuregen, intelligentere und akzeptablere Gesellschaftsmodelle zu ersinnen.“ (S. 63) Zur geschichtswissenschaftlichen Forschung hat die Arbeit nur indirekt einen Bezug.

Daniel Küchenmeister

BUSE, Dieter K.: Friedrich Ebert — Sein Weg zum Politiker von nationaler Bedeutung (1915–1918) (= Kleine Schriften; Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Nr. 12). — Heidelberg: Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte 1992. 32 S.

Bei dieser Broschüre handelt es sich um einen Vortrag, den der Autor am 3. Februar 1991, am Vorabend des 120. Geburtstages von Friedrich Ebert, in Heidelberg hielt. Wie der Titel schon sagt, geht es um den eigentlichen Durchbruch des späteren Reichspräsidenten vom sozialdemokratischen Funktionär zum national anerkannten Politiker. Dieser gelang Ebert in nur drei Jahren, in denen er geschickt und zielstrebig die innerparteilichen Auseinandersetzungen ausnutzte. Die im Weltkrieg neu geschaffenen Kommissionen und Instanzen (Interfraktioneller Ausschuß) dienten ihm dabei zur Profilierung und zur Herstellung von zahlreichen Kontakten, gerade auch zu konservativen Politikern. Bis 1917 im Schatten von Scheidemann, wurde Ebert immer stärker zur alleinigen Führungspersonlichkeit der SPD. Die Doppelstrategie von geheimer Kooperation mit den alten Eliten und öffentlicher Opposition und Agitation gegen die Regierung legte somit den Grundstein für die Verhinderung der Revolution in Deutschland. Langfristig war damit auch das Scheitern der Weimarer Republik vorprogrammiert.

Andreas Wolf

Jules Humbert-Droz et la Suisse. Mit einem Vorwort von Fernand DONZE und einer Einleitung von Brigitte STUDER (= Nouvelle Revue neuchâteloise, Bd. 31). — Neuchâtel: Edition de la Nouvelle Revue neuchâteloise 1991. 46 S., zahlr. Abb.

In dem Geburtsort von Jules Humbert-Droz (1891–1971), La Chaux-de-Fonds, fand im September 1991 ein Kolloquium statt, das die Geschichte der Komintern beleuchtete, dessen Sekretär des Exekutivkomitees Humbert-Droz gewesen ist. Die vorliegende Ausgabe der Nouvelle Revue neuchâteloise ist ein weiterer kleiner Beitrag zur Erforschung des Lebens und der politischen Arbeit des Schweizer Politikers.

Humbert-Droz, der als junger Mann zunächst an der Universität von Neuchâtel Theologie studierte, trat noch vor dem Ende seines Studiums in die „Parti socialiste neuchâteloise“ ein, ohne jedoch — wie Vicky Graf in ihrem Artikel „Jules Humbert-Doz et la guerre: le bon combat“ darlegt — seine religiösen Überzeugungen aufzugeben. Nach einigen Auslandsaufenthalten kehrte Humbert-Droz 1931 in die Schweiz zurück, um dort bis an sein Lebensende aktiv Politik zu betreiben. Diesem zweiten Zeitabschnitt ist der überwiegende Teil der Beiträge gewidmet. Der vehemente Antikommunismus in der Schweiz der 30er Jahre, der zum Verbot der kommunistischen Partei führte, wird von Roland Bütikofer erörtert. Hansjörg Braunschweig beschreibt das pazifistische und antimilitaristische Engagement von Jules Humbert-Droz in den 50er und 60er Jahren.

Der sicherlich interessanteste Aspekt seiner politischen Tätigkeit ist jedoch seine Arbeit als Funktionär der Komintern, aus der er 1943 ausgeschlossen wurde. Während Brigitte Studer versucht, den konfliktreichen Weg bis zu diesem Jahr nachzuzeichnen, erinnert sich Max Wullschlegler in seinem Artikel „Jules Humbert-Droz: le prisonnier d'une idéologie“ an seinen eigenen, von Humbert-Droz initiierten, Ausschluß aus Komintern. Im Gegensatz zu Studers eher distanzierter Analyse geht es Wullschlegler

darum, die Rolle eines Opfers zu beschreiben, das zusieht, wie sich die Mittel des Täters gegen ihn selbst kehren, um auch ihn schließlich zu einem Opfer werden zu lassen. Eben diese Gegenüberstellung wissenschaftlicher Beiträge mit Darstellungen von Zeitgenossen, die auf der politischen und persönlichen Ebene mit Humbert-Droz in Kontakt standen, machen den Reiz dieses schmalen Bändchens aus, das seinem Anspruch, keine übertriebenen Ehrerbietungen, sondern einen kleinen Beitrag zur Erhellung des politischen Wirkens von Humbert-Droz zu präsentieren, zweifellos gerecht wird.

Tanja Beer

BECKERT, Sven: Bis zu diesem Punkt und nicht weiter. Arbeitsalltag während des Zweiten Weltkriegs in einer Industrieregion Offenbach-Frankfurt. Unter Mitarbeit von Katharina F. Boehm. Vorwort: Barbara Bromberger. — Frankfurt a.M.: Verlag für Akademische Schriften 1990. 228 S.

Das Buch ist die „überarbeitete und erweiterte Fassung eines Beitrags für den ‚Schülerwettbewerb deutsche Geschichte‘ zum Thema ‚Alltag im Nationalsozialismus — Die Kriegsjahre in Deutschland‘“. Der 1983 zugesprochene erste Preis hierfür war für eine Schülerarbeit durchaus berechtigt; die von Wissenschaftlern vorgenommene Überarbeitung und Erweiterung liest man jedoch nicht ohne Vorbehalte. Sicher mögen alle erreichbaren schriftlichen Quellen herangezogen worden sein, doch besagt dies noch nichts über den Umfang ihrer Verwendung und schon gar nichts über die inhaltliche Auswertung. Jedenfalls tritt das lokale und regionale Geschehen eindeutig hinter allgemeinen Feststellungen zurück. Die Verweigerung des Einblicks in Firmenakten und die der Industrie- und Handelskammer(n) mag das Forschen nicht gerade erleichtert haben. Doch ist allenfalls der Versuch erkennbar, diesen Mangel durch persönliche Befragung von Zeitzeugen auszugleichen. Auch die Gewichtung innerhalb des Themas ist unbefriedigend. In den Kapiteln 1 bis 3 (wie eine einst „rote“ Stadt allmählich „braun“ wurde; „Kriegsalltag“ und „Frauenarbeit“) ist ausschließlich von Offenbach die Rede, nicht von der Region; auch in den Kapiteln 5 bis 9, wo es um Rüstungsproduktion, Herrschaftsstrukturen, die Rolle der DAF, um jüdische Arbeiter, den Widerstand und das Kriegsende geht, kommt Frankfurt am Main so gut wie gar nicht vor. Diese acht Kapitel füllen 95 Seiten. Dagegen dominiert das vierte Kapitel mit 61 Seiten, auf denen Zwangsarbeit zugunsten der nazistischen Kriegswirtschaft beschrieben und dokumentiert wird, dies jedoch überwiegend für Frankfurt am Main, weniger für Offenbach. Es wird noch aufgewertet durch eine dreißigseitige Liste im Anhang, in der über 360 Lager registriert sind, welche allein in Frankfurt zur Unterbringung von Zwangsarbeitern errichtet worden waren. Diese nicht hoch genug zu bewertende „Fleißarbeit“ hat Katharina Boehm geleistet.

Im dem Buch fallen sehr gewagte Thesen von der Art auf, daß der „Blitzkrieg“ nur die „militärtaktische Antwort“ auf die Probleme der nazistischen Rüstungswirtschaft (Rohstoff-, Devisen-, Arbeitskräftemangel) gewesen sein soll, oder die Bewertung des Einsatzes von Zwangsarbeitern als Versuch einer Spaltung der Arbeiterklasse, um „die Formulierung gemeinsamer Interessen von Deutschen und Ausländern zu verhindern“. Das habe „in das Herz der gewerkschaftlichen und politischen Arbeit in den Betrieben“ gezielt. — Das Buch kann wegen der beschriebenen Mängel, deren Liste noch erweitert werden könnte, allenfalls als der Versuch eines Einstiegs in das gewählte Thema bezeichnet werden, das viel zu wichtig ist, um es so oberflächlich — wie geschehen — abzutun.

Franz Neuland

BÖSELER, Uwe: Katholische Jugend vor Hitlers Richtern. Der Dortmunder Prozeß von 1937. Nachwort von Arno Klönne (= Geschichte der Jugend, Bd. 18). — Münster und Hamburg: Lit Verlag 1990. 243 S.

Der Autor schildert anschaulich den Prozeß gegen 40 Jugendliche aus Dortmund im Jahr 1937. Sie alle sind Mitglieder des Katholischen Jungmännerverbandes. Ihnen wird vorgeworfen, sich „außerreligiös betätigt“ und „bündisches Brauchtum gepflegt“ zu haben. Dieser staatsanwaltschaftliche Vorwurf konnte während des Prozesses jedoch nicht aufrechterhalten werden — verurteilt wurden die Jugendlichen wegen des Verstoßes gegen das Verbot von „Wanderfahrten in geschlossenen Gruppen“.

Nicht der juristische Ablauf oder die Diskussion des Strafmaßes sind Inhalt der Untersuchung — beantwortet werden Fragen nach den Hintergründen: die Motivation der Unrechtherrschaft, Jugendliche für Vergehen zu verurteilen, die moralisch einwandfrei sind; die Motivation der Jugendlichen, sich bewußt der aufgezwungenen nationalsozialistischen Sozialisation zu widersetzen. Erklärt wird dieser Umstand durch die Definition des Katholischen Jungmännerverbandes als kirchlicher Verband, der die Jugendlichen durch seine eigene Prägung in Konflikt zur NS-Bildungsideologie brachte.

Der Abschnitt über das Reichskonkordat und seine Bedeutung für den Schutz der Jugendlichen innerhalb des Verbandes führt Uwe Bösel zu der zentralen Frage: Waren diese Jugendlichen Widerstandskämpfer gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime?

Bösel verneint diese Frage, meines Erachtens korrekt, weil die Jugendlichen primär nur die Eigenständigkeit ihres Verbandes erhalten wollten. Nie hatten sie politische Ziele, die auf das Allgemeinwohl zielten. Die Jugendlichen lehnten nicht grundsätzlich und total das bestehende System ab, sie wurden nur ein Opfer des Absolutheitsanspruchs der nationalsozialistischen Erziehungspläne. Hiergegen konnte sie auch die Kirche nicht schützen, weil keine eindeutige Subsumierung der unter Artikel 31 des Reichskonkordats fallenden Verbände, der rein sakrale Vereine schützte, bestand. Ähnlich erging es innerhalb der organisierten katholischen Arbeiterschaft auch der Katholischen Arbeiter-Bewegung (KAB).

Nicht notwendig gewesen wäre das Ziel Böselers, den Prozeß als repräsentativ für die Stellung der gesamten organisierten katholischen Jugend während des nationalsozialistischen Deutschlands zu überhöhen. Meines Erachtens ebenso überflüssig ist das Nachwort Arno Klönnes in einer veröffentlichten Studie, das wie die Beurteilung der ersten Fassung der Abhandlung (als Magisterarbeit) wirkt.

Positiv fällt an der Untersuchung neben der immer klaren, abwägenden und detaillierten Betrachtungsweise der Dokumentenanhang auf, der auf der Basis reichen Quellenmaterials entstand. Unverständlich bleibt, warum trotz der bestimmt guten Absicht des Autors die Form wiederkehrender Literaturverweise so umständlich und benutzerunfreundlich gewählt wurde. Bei einer Durchnummerierung der Fußnoten von Anfang bis Ende wäre doch der jeweilige Verweis auf die Erstnennung des Werkes mit den vollständigen bibliographischen Angaben das wirklich Naheliegendste!

Matthias Nick

Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Großbritannien. Forschungsstand und Perspektiven der Forschung, [= Mitteilungsblatt des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung (IGA), H. 11/91]. — Bochum: IGA, Univ. Bochum 1991. S. 3–163.

Die britische Labour History hat sich im Jahrzehnt des Thatcherismus, unter Einfluß der Drosselung institutioneller Förderung für den Bereich der Arbeiterbewegungsgeschichte, gewandelt zur Annäherung der vorher eher konträren Bereiche der Arbeiter-/Arbeiterbewegungsgeschichte und der Wirtschafts-, Firmen-, Management- und Industrial Relations-Geschichte (vgl. den Beitrag von Arthur McIvor). Der Wandel vollzog sich auf dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung von der Institutionen- und Bewegungsgeschichte zu einer breit gefächerten Sozialgeschichte der „Arbeiterschaft“ (englisch weiterhin: „working class“). Es bleibt abzuwarten, ob die Impulse des neuen Forschungstrends die Labour History so nachhaltig transformieren, wie es etwa die Frauengeschichte in den letzten zwei Jahrzehnten getan hat.

Zu Schottland betonen Conan Fischer und William Knox die seit 20 Jahren wachsende Bedeutung der nationalen Frage für die Themen der schottischen Labour History, der noch der Anschluß an das ganze Forschungsspektrum der europäischen Historiographie fehle. Für Irland ließe sich etwa das gleiche sagen, wobei der europäische Vergleich in beiden Fällen hinkt, wenn man den engen finanziellen Rahmen von Labour History und ihre nie erreichte Institutionalisierung bedenkt.

In dem Überblick zur allgemeinen Historiographie der Neueren Geschichte von Wales, die im wesentlichen auch britische Labour History ist, verortet Deian Rhys Hopkin den Ursprung der Arbeiterbewegungen in der walisischen radikalen und Dissenter-Tradition des 18./19. Jahrhunderts und betont den bedeutenden Einfluß der jüngsten Debatten um den Inhalt der Begriffe „Wales“ und „Welshness“.

Das Heft wird vervollständigt durch eine Übersicht zu den einschlägigen Archiven und Bibliotheken (Rainer Schulze), die Beschreibung des „Großbritannien-Bestands“ (was hier ausnahmsweise Irland einschließt!) der IGA-Bibliothek in Bochum (Robert Lederer), englische Abstracts der drei Hauptbeiträge, die durch gut ausgewählte Bibliographien ergänzt sind, Hinweise zu den Autoren und ein

Abkürzungsverzeichnis. Das Heft bietet knapp und umfassend eine sehr nützliche Orientierungshilfe, die die ganz beachtliche Entwicklung der Labour-Historiographie in Irland in den letzten 20 Jahren leider völlig ignoriert.

Helga Woggon

TREVISAN, Luca: **Das Wohnungselend der Basler Arbeiterbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts** (= 168. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, Bd. 168). — Basel: Helbing und Lichtenhahn 1989. 125 S., 4 Karten

Basel hat von allen Schweizer Städten im 19. Jahrhundert die sprunghafteste ökonomische und demographische Entwicklung durchgemacht. Die Geschichte der lokalen Arbeiterbewegung dieser Epoche hat Wilfried Häberli in den Bänden 164 und 165 derselben Publikationsreihe aufgearbeitet. Die vorliegende ergänzte und popularisierte Fassung der Lizentiatsarbeit von Trevisan widmet sich den bislang für Basel, und auch für die andern Schweizerstädte, nicht detailliert untersuchten Wohnverhältnissen der Arbeiterschaft. Charakteristisch für die Basler Entwicklung ist die Verslumung der Altstadt als dominierendes Phänomen. Eingeleitet wurde sie durch den Wegzug des Bürgertums in Eigenheime und Villen in den neu entstehenden Außenquartieren. Der frei gewordene Wohnraum wurde nun von der Masse der ländlichen Zuwanderer förmlich überflutet, was zu einem rapiden Sinken der von Anfang an geringen Wohnqualität führte. Enge, Kälte und Feuchtigkeit prägten das Wohnen der Arbeiter in zunehmenden Maße. Alle diese negativen Entwicklungen werden vom Autor detailliert und mit Statistiken und Zitaten ausgeführt. Möglich ist diese Aufarbeitung dank der guten Quellenlage, vor allem dank der 1889 vom deutschen Ökonomen Karl Bücher durchgeführten „Wohnungs-Enquête in der Stadt Basel“.

Das letzte Kapitel ist den Wohnungsreformen gewidmet, der Rolle des Staates und der privaten Philantropie, getragen von der einflußreichen Aristokratie. Trevisan belegt ausführlich, mit welcher Naivität und Arroganz die Probleme von beiden Seiten angegangen wurden. Alle Ansätze in Form von Aktiengesellschaften und Genossenschaften waren entweder von Anfang an zum Scheitern verurteilt oder entwickelten sich so, daß nur die bessergestellten Arbeiter profitieren konnten.

Die gute Lesbarkeit sichert dieser Arbeit Zugang über die engere Fachwelt hinaus und leistet damit einen Beitrag, die gängige Idealisierung der lokalen Vergangenheit und vor allem des Lebens in der Altstadt mit der damaligen Realität zu konfrontieren.

Karl Lang

ROSENBAUM, Monika: **Frauenarbeit und Frauenalltag in der Sowjetunion**. — Münster: Westfälisches Dampfboot 1991. 130 S.

Nach einem kurzen Abriß der Grundideen der marxistischen „Klassiker“ zur Frauenemanzipation und ihrer Umsetzung in der Sowjetunion nimmt die Verfasserin in den beiden folgenden Kapiteln zentrale Probleme der Frauenerwerbstätigkeit im Großstadtmilieu Rußlands in den Blick. Untersucht werden berufliche Qualifikation von Frauen, Struktur des Arbeitsmarktes, Arbeitsbedingungen und Arbeitsverhältnisse sowie Schwierigkeiten, Beruf und Mutterschaft zu vereinbaren.

Im Ergebnis zeigt sich — entgegen der Behauptung, der real existierende Sozialismus habe die Frauenfrage gelöst —, daß auch in Rußland Frauen trotz gleicher Bildungschancen und eines durchweg hohen Bildungsniveaus häufiger als Männer in Branchen mit schlechter Bezahlung, niedrigem Ansehen und hohem Gesundheitsrisiko anzutreffen sind. Ursache dieser geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes ist neben der nicht direkt berufsbezogenen Ausbildung von Frauen vor allem ihre weitgehende Alleinverantwortung für Haushalt und Familie. Auf die Tatsache, daß auch Frauen aktiv an traditionellen Rollenvorstellungen festhalten, geht die Autorin leider nicht ein. Immerhin steigt die Zahl alleinerziehender und alleinlebender Frauen, die einen Ehemann als zusätzliche Belastung im ohnehin mühevollen Alltag ansehen, langsam an. Bisher hat die Politik nämlich versucht, die doppelte Last der Frauen zu erleichtern, ohne die Männer in die Pflicht zu nehmen.

Neuerdings haben sich einige Soziologinnen zu Wort gemeldet, die vom westlichen Feminismus beeinflusst sind. Doch auch ausgesprochen konservative Forderungen gelangten dank Perestroika an die

Öffentlichkeit. Solche verschiedenen Konzepte zur Lösung der ‚Frauenfrage‘ in postsowjetischer Zeit stellt Rosenbaum im nächsten Kapitel einem deutschen Publikum vor und beendet den knappen Überblick mit persönlichen Eindrücken, die sie während längerer Aufenthalte in Moskau und Riga sammeln konnte. Angesichts der politischen Ohnmacht russischer Frauen bleibt äußerst fraglich, ob sie vom gesellschaftlichen Wandel profitieren oder vor allem dessen Kosten zu tragen haben werden.

Beate Fieseler

PIKE, David: **Deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil 1933–1945**. Aus dem Amerikanischen von Lore Brüggemann (= Suhrkamp Taschenbuch 1933) — Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992. 586 S.

Die 1981 erstmals in deutscher Übersetzung erschienene Veröffentlichung (siehe IWK, Jg.19 (1983), H.4, S. 667f.) liegt jetzt auch in einer (relativ) preisgünstigen Taschenbuch-Ausgabe vor. Ganz offensichtlich handelt es sich dabei aber um einen unveränderten Nachdruck — und das relativiert unser seinerzeit rundum positives Urteil über David Pikes Darstellung. Immerhin sind seit der Erstveröffentlichung mehr als zehn Jahre vergangen: In diesem Zeitraum gab es durchaus einen Wissenszuwachs in der Exilforschung, und nicht zuletzt sind jetzt auch sowjetische und ostdeutsche Archive endlich zugänglich geworden. Es fragt sich also, wem gedient sein kann mit einem Reprint, der nicht auch gleichzeitig aktualisiert wurde.

Helmar Klier

Contact or Isolation? Soviet-Western Relations in the Interwar Period. Ed. by John HIDDEN and Aleksander LOIT (= Acta Universitatis Stockholmiensis, Vol. 8). - Stockholm: Almqvist and Wiksell International 1991. 442 S.

Es gibt Tagungsbände, die ein besseres Schicksal verdienen, als unbeachtet in Bibliotheken in Vergessenheit zu geraten. Dem vorliegenden Band, der eine im Oktober 1989 vom Zentrum für Baltische Studien an der Universität Stockholm durchgeführte internationale Tagung über westeuropäisch-sowjetische Beziehungen in der Zwischenkriegsperiode dokumentiert, ist ein breiter Leserkreis zu wünschen. Das Buch vermittelt neben Einsichten in die politischen, wirtschaftlichen und ideologischen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und West- und Nordeuropa auch Wissen über die kurze Periode der Selbständigkeit der baltischen Staaten sowie — was für Leser der IWK von besonderer Bedeutung ist — über die internationale Gewerkschaftsbewegung in den 1920er und 1930er Jahren.

Der Konferenzband ist — der Tagung entsprechend — in vier Abteilungen gegliedert: Disruption and Restoration of Political Relations (mit Beiträgen von R. Schattkowsky, B. Jensen, M. Engman, H. Carlbäck-Isotalo und K. Hovi über die Beziehungen zwischen der Sowjetunion, Deutschland, Polen, Frankreich und den nordischen Staaten und vice versa in den 1920er Jahren), Rise and Fall of Economic Exchange (mit Beiträgen von V. Shishkin, C.A. White, A.J. Heywood, S. Jungar, W. Carlgren und A. Johansson), Bridge or Barrier? The Baltic States in Soviet-Western Relations (mit Beiträgen von J. Hiden, A. Stranga, L.T. Norman, K. Kangeris, A. Eidintas, R. Ahmann, S. Champonnois, P. Salmon und M.-L. Hinkkanen) und schließlich Conflict and Cooperation within the International Labour Movement.

Die Beiträge zu diesem letzten Thema, von E. Oberländer über die Beziehungen zwischen IGB und RGI, S. White über englische Arbeiterdelegationen nach Sowjet-Rußland, D.F. Calhoun über das Anglorussische Gewerkschaftskomitee, E. Lorenz über Norwegens Versuche eines Brückenbaus zwischen RGI und IGB und über norwegisch-sowjetische gewerkschaftliche Partnerschaftsverträge sowie A. Loit über schwedisch-sowjetische Gewerkschaftsbeziehungen, verdeutlichen erneut schmerzlich, daß die internationale Gewerkschaftsbewegung und ihre verschiedenen Ebenen (die Internationalen, die Berufsekretariate, regionale und bilaterale Kontakte) von der Forschung bisher vernachlässigt worden sind und wie gering der Beitrag, den die Linzer Konferenz 1980 zu leisten versuchte, letztlich ist. Die fünf genannten Autoren geben wertvolle Anstöße für die weiteren Arbeiten zu diesem Thema.

Einhart Lorenz

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Marx und Engels über die russische Diplomatie und den Panslawismus vor 1861

Am 4. November 1992 referierte Hanno Strauß in der Historischen Kommission zu Berlin zum Thema: Marx und Engels über die russische Diplomatie und den Panslawismus vor 1861. Der Vortrag gliederte sich in vier Teile, in denen sich der Referent zum Rußlandbild von Marx und Engels Ende der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, dem Schicksal der Marx-Engels-Schriften über Panslawismus und russische Diplomatie in der ehemaligen DDR und UdSSR, zu Inhalt und Zweck der beiden Engels-Entwürfe über Panslawismus aus den Jahren 1854/55 sowie zum Inhalt einzelner Kapitel von Marx' „Enthüllungen zur Geschichte der Diplomatie im 18. Jahrhundert“ (im folgenden dem englischen Originaltitel entsprechend kurz „Revelations“ genannt) äußerte.

Das Thema Marx, Engels und Rußland vor 1861 ist in erster Linie geprägt durch ihr Urteil von diesem Land als dem Bollwerk der europäischen Konterrevolution. Dieses Urteil rührte aus der Zeit der Revolutionen von 1848/49 her und durchzog ihre Publizistik in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts. „Einige, unteilbare, demokratische deutsche Republik und Krieg mit Rußland, der die Wiederherstellung Polens einschloß“ (Friedrich Engels, „Marx und die ‚Neue Rheinische Zeitung‘ 1848–1849“, in: MEW, Bd. 21, S. 19) lautete damals ihre Forderung. Dabei unterschieden sie zwischen auf der einen Seite, wie sie es nannten, „revolutionären Völkern“, die für Freiheit und Demokratie fochten und deren Hauptfeind der russische Zarismus war, und „konterrevolutionären, reaktionären Völkern“, zwischen Völkern mit und ohne Zukunft.

Seit der Revolutionszeit 1848/49 hatte sich insbesondere Engels mit dem Thema Panslawismus beschäftigt. Als Abschluß dieser Studien waren Anfang des Jahres 1855 ein konzeptioneller Entwurf zu einer Broschüre über Panslawismus mit dem Titel „Deutschland und das Slaventhum“ und gegen Ende des gleichen Jahres ein Entwurf für eine 15teilige Artikelserie über Panslawismus für die nordamerikanische New-York-Tribüne entstanden.

Die zwei im ehemaligen Zentralen Parteiarchiv der KPdSU in Moskau im Original aufbewahrten Handschriften sind bisher in der Literatur verschiedentlich beschrieben und interpretiert, jedoch erst im Jahre 1990 im Anhang eines Sammelbandes (vgl. „Fridrih Engel's i ego vremâ“, Moskva 1990, S.303–327) in russischer Übersetzung veröffentlicht worden.

Die Dogmatisierung des Gesamtwerkes von Marx und Engels einerseits und die Betrachtung sämtlicher Äußerungen zum Thema Panslawismus durch das Prisma stalinistischer Machtpolitik im osteuropäischen Raum andererseits machten eine unvoreingenommene und rein wissenschaftliche Betrachtung dieser Schriften in der ehemaligen UdSSR wie in der DDR bis in die jüngste Zeit hinein fast unmöglich. Das von Moskau in jenen Jahrzehnten vorgegebene und durch die Verantwortlichen in Ostberlin befolgte Interpretationsschema zum Themenkreis Marx, Engels und die slawischen Völker war, wenn nicht Schweigen dominierte, vor allem von einer Bagatellisierung der entsprechenden Arbeiten geprägt.

Die zweite Arbeit, über die in diesem Zusammenhang zu sprechen ist, die „Revelations“, waren von Marx eigentlich als Einleitung zu einer größeren Abhandlung über die internationalen Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert gedacht. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht schrieb er jedoch eine solche Arbeit trotz bereits vorhandenen umfangreichen Exzerptmaterials nicht. Bei der als Einziges niedergeschriebenen und veröffentlichten Einleitung, den „Revelations on the Diplomatic History of the 18th Century“, geht es um eine in sich durchaus geschlossene Darstellung, deren konzeptioneller Werdegang bei der Lektüre klar ersichtlich wird.

Das Verhältnis zu den „Revelations“ im Osten war symptomatisch für die stalinistisch geprägte Betrachtungsweise der russischen Historie insgesamt, denn in dieser Marx-Schrift wird das verklärend apologetische Bild von einer ausschließlich ruhmreichen und nahtlos auch durch Volksbewegungen geprägten russischen Geschichte beschädigt oder zumindest in Frage gestellt. Als Beispiele seien hier nur die Wärragerfrage und der Einigungsprozeß der russischen Fürstentümer durch Iwan III. genannt. Annähernd die Hälfte des gesamten Textes bilden auszugsweise oder vollständig wiedergegebene diplomatische Dokumente und politische Pamphlete aus dem 18. Jahrhundert, mit deren Hilfe Marx die Aussage seiner Schrift untermauerte. Der Leser kann die Gedankengänge des Autors anhand der gebotenen Dokumentenfülle selbst leicht nachvollziehen. „Im Museum“, schrieb Marx an Engels, „habe ich 5 Foliobände *Manuskripte* über Rußland — (nur über das 18te Jahrhundert) aufgetrieben und ausgezogen [. . .]. Enthalten viele Originalbriefe (bisher noch ungedruckt) der englischen Gesandten in Petersburg an das hiesige Kabinett, worunter manche very compromising indeed.“ (Marx an Engels, 29. Februar 1856, in: MEW, Bd. 29, S. 21).

Ziel der geplanten Arbeit war es, den Einfluß des englisch-russischen Verhältnisses auf die europäische Politik zu erläutern und dabei historische Wurzeln zu zeigen. Marx hatte für seine „Revelations“, dem Stil der Zeit entsprechend, ebenfalls das Pamphlet als besondere journalistische Form gewählt, da es nicht den Anspruch einer allseitig abgerundeten und ausgewogenen Darstellung erhebt. Durch die vorhandenen fünf Kapitel der Arbeit zieht sich, einem roten Faden gleich, die Frage nach den Ursachen des stark wachsenden russischen Einflusses auf die europäische Politik im 18. und 19. Jahrhundert. In Beantwortung dieser Frage ging Marx nicht historisch-chronologisch vor. Anhand eines mit politischen Zeitdokumenten illustrierten Bildes leitete er seine Schlußfolgerungen zu dieser für Großbritannien auf den ersten Blick so wenig vorteilhaften Beziehungen zu Rußland her und erklärte diese historisch. Marx hatte vor allem Dokumente ausgewählt, die seine Konzeption von einem aus der Regierungszeit Zar Peters I. datierenden Zusammenspiel zwischen der englischen und der russischen Diplomatie zu bestätigen schienen. Er ging sogar von einer Unterordnung der britischen Politik unter russische Interessen aus, sprach vom „russischen Charakter der englischen Diplomatie“, von „England als mächtigstem Werkzeug Rußlands“ (vgl. Karl Marx und Frederick Engels, „Collected Works“, vol. 15, p. 40) und erreichte damit den Gipfel einer polemischen Zuspitzung der Aussage seines Pamphlets.

In den „Revelations“ betrachtete Marx das englisch-russische Verhältnis seit Beginn des 18. Jahrhunderts unter dem Aspekt der offenen oder verdeckten englischen Unterstützung russischer Politik. Dabei ließ er den zu jener Zeit für England dominierenden Gegensatz zu Frankreich gänzlich außerhalb seiner Betrachtungen. Marx sah in den „Revelations“ das politische Handeln der herrschenden Kreise Englands zu Beginn des 18. Jahrhunderts allein unter dem Gesichtspunkt einer Begünstigung des russischen Aufstiegs unter Peter I. und seinen Nachfolgern durch die in England an der Macht befindlichen Whig-Regierungen.

Im Anschluß an den Vortrag wurde eine Diskussion geführt, an der sich 12 Personen beteiligten. In ihrem Verlauf wurde u.a. darüber gestritten, ob eine etwaige Veröffentlichung dieser Marx-Engels-Schriften im ehemaligen Ostblock tatsächlich negative Folgen für die dortigen Herausgeber gehabt hätte. Eine Spezifik der Edition von Texten der „Klassiker des Marxismus-Leninismus“ in den Ländern des Realsozialismus bestand in der Genehmigungspflicht für alle Texte und Übersetzungen. In diesem Zusammenhang entstand die Frage nach einem Druck von „oben“ auf die östliche Forschung, der es rechtfertigte, derartige Arbeiten dem dortigen Publikum bis dahin vorzuenthalten. Es wurde weiter darüber diskutiert, ob ein politisches Pamphlet wie die „Revelations“ wirklich eine Arbeit unter Marx' Niveau gewesen sei und ob diese Arbeit die Entwicklung der englisch-russischen Beziehungen im 18. Jahrhundert richtig widerspiegelt. Weiterhin wurde die Frage nach einer Zäsur zwischen der ersten Phase der Rußlandbeschäftigung von Marx und Engels und einer zweiten, in deren Verlauf sie verstärkt innere Prozesse im Lande selbst wahrnahmen, erörtert.

Eine angeregte Diskussion erhob sich zum Thema, wie wichtig die Londoner Emigration der 1850er Jahre für die Dritte Abteilung der Gendarmerie bei Herausbildung einer für Rußland günstigen öffentlichen Meinung in Europa tatsächlich gewesen ist und ob in den „Revelations“ der Krieg als ein entscheidendes Element des Fortschritts dargestellt wird.

Hanno Strauß

Bemerkungen zu einer Rezension

In Heft 1/1992 S.124f. der IWK erschien eine Annotation von Ulrich Mähler zur Arbeit von Karl Heinz Jahnke: „Ein ungewöhnliches Leben: Bruno Dubber (1910–1944)“, Hamburg 1990, die man nicht unwidersprochen hinnehmen sollte.

Seine Rezension einleitend stellt Mähler fest, daß der historische Erkenntniswert des Buches gegen Null tendiere. Ihren Wert erhält die besprochene Arbeit aber sicher gerade daraus, daß der Autor über viele Jahre hinweg im Zusammenhang mit seinen Forschungen zur Jugendbewegung eine von ihrer Vollständigkeit her wohl einmalige Quellensammlung zur Biographie Bruno Dubbers zusammengetragen hat. Daß dazu die unmittelbare Arbeit an den Quellen in den Archiven und anderen Dokumentationseinrichtungen erfolgte und entsprechende Korrespondenzen geführt wurden, dürfte wohl nicht in Frage zu stellen sein, wie das der Rezensent glaubt tun zu müssen. Wer selbst biographische Forschungen betreibt, weiß darüber hinaus, daß die Ermittlung von Fakten über Personen, ihre Denkweise und Lebenshaltung große Mühen erfordert. Auch wenn man politische Standpunkte nicht teilt, sollte das nicht Veranlassung sein, die wissenschaftliche Akribie eines ausgewiesenen Forschers in Frage zu stellen. Eine durchaus

wünschenswerte kritische Aufarbeitung der Ergebnisse der Geschichtsforschung der DDR und hier speziell der Geschichte der Arbeiterjugendbewegung darf wohl nicht dazu verführen, alle wissenschaftlich exakten Ergebnisse über Bord zu werfen.

Eine andere Sache ist es, welche Schlüsse der Autor aus den aufgefundenen Quellen zieht, welche Wertungen er zu Personen und Sachverhalten trifft und welche Erkenntnisse er dem Leser zu vermitteln vermag. Hier kann man dem Wunsch Mählerls nach einer umfassenderen und differenzierteren Wertung der Stellung Dubbers im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands und in der internationalen kommunistischen Jugendbewegung nur beipflichten. Man sollte dazu aber sachlich anmerken, daß die Erforschung des Zusammenwirkens von Kommunistischem Jugendverband Deutschlands, KPD, Komintern und Kommunistischer Jugendinternationale insgesamt von neuen Ansätzen, insbesondere aber auch von erst jetzt zugänglichen Quellen ausgehen muß.

Daß die politische und weltanschauliche Haltung des Autors nicht vom Inhalt seiner Veröffentlichung zu trennen ist, bleibt unbestritten. Um dem Pluralismus in der historischen Forschung gerecht zu werden, wäre es daher wünschenswert gewesen, wenn sich der Rezensent mit dem politischen Credo Jahnkes, das dieser in der Einleitung zur Publikation gibt und in dem er sich zu seinem Standpunkt als marxistischer Historiker bekennt, sachlich und kritisch auseinandergesetzt hätte, statt die Bereitschaft Jahnkes zu „einer fundierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Person Dubbers“ in Frage zu stellen.

Die wissenschaftliche Arbeit von Historikern unterschiedlicher politischer Standpunkte kann m.E. in Zukunft nur produktiv sein, wenn die positiven Forschungsmethoden und die bisher erreichten Ergebnisse wechselseitig akzeptiert werden. Und dabei wird auch die marxistische Geschichtsforschung zweifelsohne ihren Platz haben.

Gerlinde Grahm

Zum Bericht von Pedro Ribas über die Konferenz „Marxismus in Spanien“, in: IWK, H. 3/92, S. 406–411

Inwieweit diese Tagung adäquat den Forschungsstand zum Marxismus in Spanien repräsentierte, wird man ja sicher bald im Tagungsband genauer nachlesen können. Indes kann eine Formulierung im Bericht nicht unwidersprochen bleiben, wenn der Verfasser völlig verharmlosend und unangemessen vom „Prozeß und der Hinrichtung“ Nins spricht. Schließlich handelte es sich um seine Entführung und den Versuch, ihn durch Folterung zu „Geständnissen“ à la Moskauer Schauprozesse zu zwingen. Daß er standhaft blieb, mußte er mit seiner Ermordung bezahlen und rettete damit andere spanische Linke, wie sie nachher erklärten, vor der Logik stalinistischer Prozesse mit ihren ständig aufeinander folgenden Anschuldigungen. All dies wurde jahrzehntelang von der KP Spaniens und der Komintern abgeleugnet oder zum Schluß verharmlost, ist aber just in diesen Wochen schwarz auf weiß anhand der Dokumente des NKWD/KGB-Archivs, die dem katalanischen Fernsehen zugänglich gemacht wurden, bestätigt worden.

Reiner Tosstorff

Hüthig Verlagsgemeinschaft
Heidelberg · Berlin
Edition Deutscher Verlag
der Wissenschaften
Taubenstraße 10 • O-1080 Berlin

Zeitschrift für Geschichtswissenschaft

ZfG

gegründet 1953

Der Jahrgang 1992 enthielt u. a. folgende Beiträge:

Gerd Fesser: Zur „Weltpolitik“ Bernhard v. Bühlows

Jan Foitzik: Die stalinistischen „Säuberungen“ in den ostmitteleuropäischen kommunistischen Parteien. Ein vergleichender Überblick

Norbert Haase: Das Reichskriegsgericht in Torgau

Wladislaw Hedeler/Ruth Stojkowska: Wider „Trotzkismus“ und „Antitrotzkismus“. Eine bisher unbekannte Rede Leo Trockijs vom Oktober 1923

Joachim S. Hohmann: Die Rhön unterm Hakenkreuz. Ergebnisse eines Forschungsprojekts

Johannes Irmischer: Zum Nachlaß des Altertumsforschers Eduard Mayer (1855 – 1930)

Wolfgang Küttler: Gesichtsperspektiven im Umbruch. Zum Stand der Grundlagendebatte über die Geschichtswissenschaft

Wolfgang J. Mommsen: Perspektivengebundenheit und Objektivität historischer Forschung

Günter Mühlpfordt: Die Frankesche Schulstadt. Werden und Weltwirkung eines geistigen Zentrums

Dimitrios Tsakiris: Zur politischen Entwicklung Griechenlands nach dem zweiten Weltkrieg bis zur Errichtung der Militärdiktatur 1967

Walter Schmidt: Geschichte zwischen Professionalität und Politik. Zu zentralen Leitungsstrukturen und –mechanismen in der Geschichtswissenschaft der DDR

Helmut Wurm: Zu Ernährungsverhältnissen und skelett-morphologischen Merkmalen deutscher Populationen im Früh- und Hochmittelalter

Die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft ist eine Fachzeitschrift für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Museologen und Studierende. Sie veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen der deutschen Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, zu wesentlichen Fragen der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsschreibung. Dokumentationen von Archivmaterialien machen neue Quellen zugänglich. In einem umfangreichen literaturkritischen Teil bringt die Zeitschrift Rezensionen, Annotationen und Berichte über Neuerscheinungen der geschichtswissenschaftlichen Literatur. Namhafte Historiker sind ständige Autoren der Zeitschrift.

Jahresbezugs-
preis: 238,00 DM
Abonnementbestellungen
direkt beim
Verlag



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

**IM AUFTRAGE DER HISTORISCHEN KOMMISSION ZU BERLIN
HERAUSGEGEBEN VON HENRYK SKRZYPCZAK**

INHALTSVERZEICHNIS UND REGISTER

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale) Telefax: 0 30 / 81 60 01 34

Vertrieb: FSP GmbH, Schönhauser Allee 64, O-1058 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang). Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4 und Jg. 15 (1979), H. 1, 3 und 4, Jg. 16 (1980)ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Druckerei Band, Reuchlinstr. 10-11, Gewerbehof, W-1000 Berlin 21.

AUFSÄTZE UND MISZELLEN

- van den Berg, Hubert: „Frauen, besonders Frauenrechtlerinnen,
haben keinen Zutritt!“ Misogynie und Antifeminismus
bei Erich Mühsam..... 4 S. 479
- Brunner, Detlev: Das Sozialwissenschaftliche Archiv in Berlin.
Ein Beitrag zur Geschichte der „Sammlung Universität Frankfurt“..... 1 S. 62
- Eckert, Rainer: Vergangenheitsbewältigung oder überwältigt uns die
Vergangenheit? — Oder: Auf einem Sumpf ist schlecht bauen..... 2 S. 228
- Gietinger, Klaus: Nachträge, betreffend Aufklärung der Umstände,
unter denen Frau Dr. Rosa Luxemburg den Tod gefunden hat..... 3 S. 319
- Gietinger, Klaus: Nachtrag zu den Nachträgen..... 4 S. 478a
- Heimann, Siegfried: Die Vereinigung der Freunde für Religion
und Völkerfrieden (August Bleier; 1892–1958)..... 1 S. 52
- Haug, Wolfgang: Die Beziehung von Anarchismus und
Expressionismus am Beispiel Erich Mühsams..... 4 S. 511
- Machtan, Lothar: Hans Rothfels und die Anfänge der historischen
Sozialpolitikforschung in Deutschland..... 2 S. 161
- Müller, Gerhard: Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller
in Wiesbaden. Interviews mit ehemaligen Mitgliedern..... 2 S. 223
- Pohl, Karl Heinrich: Die Sozialdemokratie in München.
Zur Vorstellungswelt und sozialen Struktur der sozialdemokratischen
Arbeiterbewegung in der bayerischen Landeshauptstadt (1890–1914)..... 3 S. 293
- Rother, Bernd: Otto Grotewohl (1894–1964). Biographische Skizze
seiner Braunschweiger Jahre (1894–1933)..... 4 S. 523
- von Saldern, Adelheid: Parteizentren und Parteiprovinsen.
Zentralisierungs- und Hierarchisierungstendenzen innerhalb der
Wilhelminischen SPD..... 1 S. 1
- Strobel, Georg W.: Die Legende von der Rosa Luxemburg.
Eine politisch-historische Betrachtung..... 3 S. 373
- Ullrich, Volker: Die frühe Opposition in der Hamburger
Arbeiterbewegung 1914/15..... 2 S. 210
- Walter, Franz: Thüringen — einst Hochburg der
sozialistischen Arbeiterbewegung?..... 1 S. 21
- Wehner, Markus: Karl Radek (1885–1939).
Bibliographische Notizen..... 3 S. 395
- Wolfrum, Edgar: „In der französischen Zone ist der Teufel los“.
Die Sozialistische Partei von 1946 und ihr überkommenes Zerrbild..... 1 S. 39

FORSCHUNGSSTANDANALYSEN UND LITERATURBERICHTE

- Marbolek, Inge: Widerstand und Verfolgung unter dem NS-Regime —
zu einigen neueren Darstellungen..... 3 S. 421
- Riechers, Christian: Causa finita oder von Paris dazulernen?
Überlegungen zu einer kritischen Gesamtausgabe der „Gefängnishefte“
Antonio Gramsci..... 1 S. 77

TAGUNGSBERICHTE

- Bucholtz, Erika und Franz, Thomas: DDR-Akten und Quellenkritik.
Ein Tagungsbericht..... 4 S. 554

Franz, Thomas und Merk, Jan: Geheimdienste und Politische Polizei in der modernen Gesellschaft. Ein Tagungsbericht.....	1 S.	97
Franz, Thomas und Merk, Jan: Jugendwiderstand im National- sozialismus. Ein Tagungsbericht.....	3 S.	412
Grzywatz, Berthold: Berlin 1932 — Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik. Anmerkungen zu einer Tagung in der Akademie der Künste, Berlin-Tiergarten.....	4 S.	537
Jung, Dorothee: „Die (Be-)Gründung des deutschen Sozialstaats im 19. Jahrhundert. Hintergründe, Alternativen und Legenden“. Ein Tagungsbericht.....	2 S.	233
Konrad, Helmut: Die Linzer Konferenz der ITH diskutierte über Geschlecht und Klasse.....	4 S.	533
Ribas, Pedro: Über den Marxismus in Spanien. Bericht über ein Kolloquium im Karl-Marx-Haus, Trier, am 15. und 16. Juni 1992.....	3 S.	406
Wehner, Markus: „Weiße Flecken“ in der Geschichte des Weltkommunismus — stalinistischer Terror und „Säuberungen“ in den kommunistischen Parteien seit den dreißiger Jahren. Tagungsbericht zum Internationalen wissenschaftlichen Symposion an der Universität Mannheim vom 22. bis 25. Februar 1992.....	1 S.	92
Weinhauer, Klaus: Soziale Bewegungen und Sozialismus im 20. Jahrhundert. Eine internationale Tagung der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.....	1 S.	86

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

I. Projektverzeichnis II. Nachträge III. Bisher nicht gemeldete, unpublizierte Arbeiten

Nr.:	Heft:	Seite:	Seite:	Seite:
90 (92-001 — 92-029)	1	103	112	./.
91 (92-030 — 92-051)	2	240	246	./.
92 (92-052 — 92-079)	3	428	436	./.
93 (92-080 — 92-098)	4	560	566	./.

NEUE LITERATUR (KA = Kurzanzeige)

1890-1990. 100 Jahre Industriegewerkschaft Chemie-Papier-Keramik. Leitung und Bearbeitung: Hermann Weber, Köln 1990 (<i>Hermann-Josef Rupieper</i>) (KA).....	2 S.	286
Alternativen denken. Hrsg. vom Zentralinstitut für Philosophie, Berlin, Berlin 1991 (<i>Hans-Arthur Marsiske</i>) (KA).....	3 S.	472
Aly, Götz und Heim, Susanne: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Hamburg 1991 (<i>Avraham Barkai</i>).....	4 S.	601
Andersen, Arne und Kiupel, Uwe: IG Metall in Bremen. Die ersten 100 Jahre. Hrsg. von der IG Metall, Verwaltungsstelle Bremen, Bremen 1991 (<i>Heinz-Gerd Hofschien</i>).....	2 S.	257
Arbeiter im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Klaus Tenfelde, Stuttgart 1991 (<i>Christiane Eifert</i>).....	1 S.	132

Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Großbritannien. Forschungsstand und Perspektiven der Forschung, Bochum 1991 (<i>Helga Woggon</i>) (KA).....	4	S. 622
Aufbruch nach Amerika. Die Auswanderungswelle von 1816/17. Hrsg. von Günter Moltmann. Neuausgabe, Stuttgart 1989 (<i>Helmut Berding</i>).....	1	S. 132
Azaryahu, Maoz: Von Wilhelmplatz zu Thälmannplatz. Politische Symbole im öffentlichen Leben der DDR, Gerlingen 1991 (<i>Tanja Beer</i>).....	2	S. 268
Balling, Mads Ole: Von Reval bis Bukarest. Statistisch-Biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945, 2 Bde, Kopenhagen 1991 (<i>Jan Foitzik</i>) (KA).....	2	S. 283
Balzer, Friedrich-Martin: <i>Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus</i> . „Gegen den Strom“, Marburg a.d.L. 1990 (<i>Jochen-Christoph Kaiser</i>).....	1	S. 136
Beckert, Sven: Bis zu diesem Punkt und nicht weiter. Arbeitsalltag während des Zweiten Weltkrieges in der Industrieregion Offenbach-Frankfurt, Frankfurt a.M. 1990 (<i>Franz Neuland</i>) (KA).....	4	S. 621
Bembek, Lothar und Ulrich, Axel: Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933–1945. Eine Dokumentation, Wiesbaden 1990 (<i>Christopher Kopper</i>).....	3	S. 442
Benz, Wolfgang: Zwischen Hitler und Adenauer. Studien zur deutschen Nachkriegsgesellschaft, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Walter Mühlhausen</i>).....	3	S. 461
Bergmann, Klaus: Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter, Opladen 1991 (<i>Thomas Lindenberger</i>).....	4	S. 572
Beyer-Thoma, Hermann: Kommunisten und Sozialdemokraten in Finnland 1944–1948, Wiesbaden 1990 (<i>Ralf Kessler</i>).....	1	S. 142
Bibliographie zur Geschichte der demokratischen Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850. Hrsg. von Helmut Reinalter, Frankfurt a.M. u.a. 1990 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>).....	1	S. 119
Bibliography of the Communist International (1919–1979). First Volume. Compiled and edited by Vilém Kahan, Leiden u.a. 1990 (<i>Reiner Tosstorff</i>).....	3	S. 440
Boch, Rudolf: Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte 1814–1857, Göttingen 1991 (<i>Michael Knieriem</i>).....	4	S. 594
Bock, Nikola: Pazifismus zwischen Anpassung und „freier Ordnung“. Friedensdiskussionen in der Weimarer Republik und die Gewaltfreiheitstheorie des holländischen Pazifisten Bart de Ligt (1883–1938), Hamburg 1991 (<i>Christian Jansen</i>).....	4	S. 588
Böseler, Uwe: Katholische Jugend vor Hitlers Richtern. Der Dortmunder Prozeß von 1937, Münster und Hamburg 1990 (<i>Matthias Nick</i>)(KA).....	4	S. 621
Brüning, Elfriede: Lästige Zeugen? Tonbandgespräche mit Opfern der Stalinzeit, Leipzig 1990 (<i>Helmar Klier</i>).....	2	S. 274
Brummert, Ulrike: L'universel et le particulier dans la pensée de Jean Jaurès. Fondements théoriques et analyse politique du fait occitain, Tübingen 1990 (<i>Agnes Blänsdorf</i>).....	1	S. 122
Buiting, Henny: Richtingen- en Partijstrijd in de SDAP. Het ontstaan van de Sociaal-Democratische Partij in Nederland (SDP), Amsterdam 1989 (<i>Götz Langkau</i>).....	3	S. 466
Bullock, Allan: Hitler und Stalin. Parallele Leben, Berlin 1991 (<i>Jens Becker</i>).....	4	S. 591

Burchardt, Lothar, Schott, Dieter und Trapp, Werner: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz 1990 (<i>Berthold Grzywatz</i>)	4 S. 595
Buschfort, Wolfgang: Das Ostbüro der SPD. Von der Gründung bis zur Berlin-Krise, München 1991 (<i>Harold Hurwitz</i>)	4 S. 609
Buse, Dieter K.: Friedrich Ebert — Sein Weg zum Politiker von internationaler Bedeutung, Heidelberg 1992 (<i>Andreas Wolf</i>) (KA)	4 S. 620
Carl von Ossietzky und die politische Kultur der Weimarer Republik. Symposium zum 100. Geburtstag. Hrsg. von Gerhard Kraiker und Dirk Grathoff, Oldenburg 1991 (<i>Heidemarie Hecht</i>)	3 S. 455
Le Communisme. Catalogue de Livres et Brochures des XIXe et XXe Siècles, München u.a. 1989 (<i>Hans-Arthur Marsiske</i>) (KA)	3 S. 472
Contact or Isolation? Soviet-Western Relations in the Interwar Period. Ed. by John Hiden and Aleksander Loit, Stockholm 1991 (<i>Einhard Lorenz</i>) (KA)	4 S. 624
Damerius, Helmut: Unter falscher Anschuldigung. 18 Jahre in Taiga und Steppe, Berlin und Weimar 1990 (<i>Herbert Crüger</i>)	1 S. 123
Daum, Monika und Deppe, Hans-Ulrich: Zwangssterilisation in Frankfurt am Main 1933–1945, Frankfurt a.M. und New York 1991 (<i>Michael Schwartz</i>)	4 S. 603
Degen, Bernhard: Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918–1929), Basel und Frankfurt a.M. 1991 (<i>Karl Lang</i>)	2 S. 273
Dietrich, Werner: Sozialdemokraten und Kommunisten in den Metallgewerkschaften Nordbadens 1945–1949, Frankfurt a.M. u.a. 1990 (<i>Willy Buschak</i>)	4 S. 608
Dorowin, Hermann: Retter des Abendlandes. Kulturkritik im Vorfeld des europäischen Faschismus, Stuttgart 1991 (<i>Claudia Albert</i>) (KA)	2 S. 285
Eley, Geoff: Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland, Münster 1991 (<i>Rainer Schaefer</i>)	1 S. 121
Ellerkamp, Marlene: Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Tabakarbeiterinnen 1870–1914, Göttingen 1991 (<i>Rolf Neuhaus</i>)	4 S. 596
Eine Frauensache. Alltagsleben und Geburtenpolitik 1919–1933. Eine Ausstellungs-dokumentation. Hrsg. von Karen Hagemann, Pfaffenweiler 1991 (<i>Rolf Neuhaus</i>)	4 S. 597
Eisenbach-Stangl, Irmgard: Eine Gesellschaftsgeschichte des Alkohols. Produktion, Konsum und soziale Kontrolle alkoholischer Rausch- und Genußmittel in Österreich 1918–1984, Frankfurt a.M. und New York 1991 (<i>Ulrich Wyrwa</i>)	4 S. 614
Esenwein, George: Anarchist Ideology and the Working-Class Movement in Spain, 1868–1898, Berkeley u.a. 1989 (<i>Reiner Tosstorff</i>)	1 S. 146
Fleischhauer, Ingeborg: Der Pakt. Hitler, Stalin und die Initiative der deutschen Diplomatie 1938–1939, Berlin und Frankfurt a.M. 1990 (<i>Jan Foitzik</i>) (KA)	2 S. 287
Das Fischer-Lexikon. Geschichte. Hrsg. von Richard van Dülmen, Frankfurt a.M. 1990 (<i>Thomas Lindenberger</i>) (KA)	2 S. 282
Frauengeschichte: Gesucht — gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung. Hrsg. von Beate Fieseler und Birgit Schulze, Köln, Weimar und Wien 1991 (<i>Anna Köbberling</i>)	4 S. 573

Gefangene des Zaren. Das Tagebuch des Otto Stern 1914–1918. Hrsg. von Volker-Joachim Stern, Bremen 1991 (<i>Peter Jahn</i>)	4 S. 583
Grandjón, Jacques: Communisme/Kommunismus/Communism. Origine et développement international de la terminologie communautaire prémarchiste des utopistes aux néo-babouvistes, 1785–1842, Trier 1989 (<i>Hans-Arthur Marsiske</i>) (KA)	3 S. 472
Gross, Babette: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie, Leipzig 1991 (<i>Kurt Schilde</i>)	1 S. 130
Gumbel, Emil Julius: Auf der Suche nach Wahrheit. Ausgewählte Schriften. Versehen mit einem Essay von Annette Vogt, Berlin 1991 (<i>Hans Münch</i>)	1 S. 120
Hartung, Werner: Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität, Hannover 1991 (<i>Beatrix Herlemann</i>)	4 S. 578
Hauch, Gabriela: Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848, Wien 1990 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>)	3 S. 468
Hauptert, Bernhard und Schäfer, Josef: Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Axel Ulrich</i>)	4 S. 579
Hausleitner, Mariana: Die nationale Frage in der rumänischen Arbeiterbewegung vor 1924, Berlin 1988 (<i>Panagiotis Kouparanis</i>)	2 S. 271
Hein, Christoph M.: Der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Münster und Hamburg 1991 (<i>Gerhard Müller</i>)	3 S. 459
Die Herkunft des Friedrich Engels. Briefe aus seiner Verwandtschaft, 1791–1847. Hrsg. von Michael Knieriem, Trier 1991 (<i>William O. Henderson</i>) (KA)	3 S. 471
Herrmann, Bernhard: Arbeiterschaft, Naturheilkunde und der Verband Volks Gesundheit (1880–1918), Frankfurt a.M. u.a. 1990 (<i>Gunnar Stollberg</i>)	2 S. 262
Hitlerflüchtlinge im Norden. Asyl und politisches Exil 1933–1945. Hrsg. von Hans Uwe Petersen, Kiel 1991 (<i>Udo Vorholt</i>)	2 S. 279
Hödl, Klaus: „Vom Shtetl an die Lower East Side“. Galizische Juden in New York, Wien u.a. 1991 (<i>Werner T. Angress</i>)	4 S. 615
Hügen, Ludwig: Das Gesetz „für die Wolfsschlucht“. Bodenreformpolitik in Nordrhein-Westfalen 1945–1949, Essen 1991 (<i>Günter J. Trittel</i>)	4 S. 608
Hug, Heinz und Jungblut, Gerd W.: Erich Mühsam (1878–1934). Bibliographie, Vaduz/Liechtenstein 1991 (<i>Hubert van den Berg</i>)	4 S. 580
100 Jahre Arbeiterbewegung in Tempelhof. Hrsg. vom Verein zur Heimat- pflege [...] Tempelhofs, Berlin 1991 (<i>Klaus Dettmer</i>) (KA)	2 S. 287
In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1991 (<i>Helmar Klier</i>)	2 S. 274
Die Industriegewerkschaft Metall in der frühen Bundesrepublik 1950–1956. Bearb. von Walter Dörrich und Klaus Schönhoven, Köln 1991 (<i>Karl Lauschke</i>)	4 S. 585
Jahnke, Karl Heinz: Ein ungewöhnliches Leben: Bruno Dubber (1910–1944), Hamburg 1990 (<i>Ulrich Mählert</i>)	1 S. 124
Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1990. Hrsg. von Heinz-Jürgen Dahme u.a., Opladen 1990 (<i>Hubertus Buchstein</i>)	2 S. 250
Jansen, Christian: Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten, Heidelberg 1991 (<i>Otmar Jung</i>)	1 S. 125

Jerzewski, Roland: Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin. Zum Engagement-Begriff bei Walter Benjamin und Paul Nizan, Stuttgart 1991 (<i>Wolfgang Klein</i>).....	4 S. 589
Jules Humbert-Droz et la Suisse, Neuchâtel 1991 (<i>Tanja Beer</i>) (KA).....	4 S. 620
Karl Marx, Friedrich Engels und Italien. Hrsg. von Gerhard Kuck, T.1 und 2, Trier 1988 und 1989 (<i>Christian Riechers</i>) (KA).....	2 S. 283
Kealey, Gregory S. und Palmer, Bryan D.: Dreaming of what might be. The Knights of Labor in Ontario, 1880–1900, Toronto 1987 (<i>Helga Woggon</i>).....	4 S. 612
Kift, Dagmar: Arbeiterkultur im gesellschaftlichen Konflikt. Die englische Music Hall im 19. Jahrhundert, Essen 1990 (<i>Ulrich Wyrwa</i>).....	1 S. 144
Klein, Alfred: Georg Lukács in Berlin. Literaturtheorie und Literaturpolitik der Jahre 1930/32, Berlin und Weimar 1990 (<i>Karl Lauschke</i>).....	2 S. 254
Klonovsky, Michael und von Flocken, Jan: Stalins Lager in Deutschland 1945–1950. Dokumentation, Zeitzeugenberichte, Berlin und Frankfurt a.M. 1991 (<i>Jan Foitzik</i>).....	2 S. 252
Köpke, Horst und Wiese, Friedrich-Franz: Mein Vaterland ist die Freiheit. Das Schicksal des Studenten Arno Esch, Rostock 1990 (<i>Dieter Schütte</i>).....	4 S. 592
Kreckel, Manfred: Richard Wagner und die französischen Frühsozialisten, Frankfurt a.M. u.a. 1986 (<i>Hans-Arthur Marsiske</i>) (KA).....	3 S. 472
Krenn, Dorit-Maria: Die christliche Arbeiterbewegung in Bayern vom Ersten Weltkrieg bis 1933, Mainz 1991 (<i>Dirk H. Müller</i>).....	1 S. 139
Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien. Hrsg. von Marcel van der Linden und Gottfried Mergner, Berlin 1991 (<i>Otfried Scholz</i>).....	4 S. 576
Krivitsky, Walter G.: Ich war Stalins Agent. Neu hrsg. von Hellmut G. Haasis, Grafenau-Döffingen 1990 (<i>Beatrix Herlemann</i>).....	3 S. 444
Kuck, Gerhard: Italienische Wege zum Sozialismus. Sozialismus- und Kommunismuskonzepte im Risorgimento (1765–1857), Frankfurt a.M. 1991 (<i>Waltraud Seidel-Höppner</i>).....	3 S. 444
„Der kühnen Bahn nur folgen wir . . “. Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Arno Herzig und Günter Trautmann, 2 Bde, Hamburg 1989 (<i>Rainer Paetau</i>).....	2 S. 255
Kuhn, Hermann: Bruch mit dem Kommunismus. Über autobiographische Schriften von Ex-Kommunisten im geteilten Deutschland, Münster 1990 (<i>Claudia Albert</i>) (KA).....	2 S. 286
Landau, Karl-Heinz: Bürgerlicher und proletarischer Konsum im 19. und 20. Jahrhundert, Köln und Wien 1990 (<i>Ulrich Wyrwa</i>).....	3 S. 450
Lectures in Canadian Labour and Working Class History. Ed. by W.J.C. Cherwinski and Gregory S. Kealey, St. John's, Newfoundland 1985 (<i>Helga Woggon</i>).....	4 S. 612
Leich, Sabine Hanna und Kruse, Wolfgang: Internationalismus und nationale Interessenvertretung. Zur Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung, Köln 1991 (<i>Willy Buschak</i>).....	4 S. 616
Lukács, Georg, Becher, Johannes R., Wolf, Friedrich u.a.: Die Säuberung. Moskau 1936. Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung. Hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek bei Hamburg 1991 (<i>Herbert Crüger</i>).....	2 S. 252
Mallmann, Klaus-Michael und Paul, Gerhard: Herrschaft und Alltag. Ein Industrieviertel im Dritten Reich, Bonn 1991 (<i>Dieter Knippschild</i>).....	4 S. 600

Mandel, Ernest: Kontroversen um „Das Kapital“, Berlin 1991 (<i>Josef Kiefer</i>)	4 S. 586
Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration. Hrsg. von Bernd Jürgen Warneken, Frankfurt a.M. und Paris 1991 (<i>Manfred Gailus</i>)	4 S. 593
Martens, Renate: Das Dilemma des technischen Fortschritts. Metallarbeiter-gewerkschaften und technologisch-arbeitsorganisatorischer Wandel im Maschinenbau bis 1914, Wiesbaden 1989 (<i>Karl Lauschke</i>)	1 S. 137
Martin, Benjamin: The Agony of Modernization. Labor and Industrialization in Spain, Ithaca, N.Y. 1990 (<i>Reiner Tosstorff</i>)	1 S. 146
Maurice, Jaques: El Anarquismo Andaluz. Campesinos y sindicalistas, 1868–1936, Barcelona 1990 (<i>Reiner Tosstorff</i>)	1 S. 146
M.d.R. — Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung. Eine biographische Dokumentation. Hrsg. und eingel. von Martin Schumacher, Düsseldorf 1991 (<i>Ulrich Eumann</i>)	1 S. 119
Medaillen und Abzeichen der deutschen Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis 1946. Bearb. von Christa Guske u.a., Berlin/DDR 1989 (<i>Thomas Franz</i>) (KA)	2 S. 284
Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit. Hrsg. von Norbert Frei, München 1991 (<i>Michael Schwartz</i>)	4 S. 602
Melinz, Gerhard und Zimmermann, Susan: Über die Grenzen der Armenhilfe. Kommunale und staatliche Sozialpolitik in Wien und Budapest in der Doppelmonarchie, Wien und Zürich 1991 (<i>Christiane Eifert</i>)	4 S. 618
Messerschmidt, Rolf: „Wenn wir nur nicht lästig fallen . . .“. Aufnahme und Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen (1945–1955), Frankfurt a.M. und Leipzig 1991 (<i>Walter Mühlhausen</i>) (KA)	2 S. 284
Meyer, Gerd: Die DDR-Machtelite in der Ära Honecker, Tübingen 1991 (<i>Gerd-Rüdiger Stephan</i>)	4 S. 611
Mommsen, Wolfgang J.: Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur des deutschen Kaiserreiches, Frankfurt a.M. 1990 (<i>Jakow Drabkin und Lew Ginzberg</i>)	2 S. 259
Morgan, Austen: J. Ramsay Mac Donald, Manchester 1987 (<i>Helga Woggon</i>)	1 S. 129
Morgan, Austen: Labour and Partition: The Belfast Working Class 1905–23, London and Concord, Mass. 1991 (<i>Helga Woggon</i>)	3 S. 464
Mühsam, Erich: In meiner Posaune muß ein Sandkorn sein. Briefe 1900–1934. Hrsg. von Gerd W. Jungblut, Vaduz/Liechtenstein 1984 (<i>Hubert van den Berg</i>)	4 S. 580
Münch, Ronald A.: Von Heidelberg nach Berlin. Friedrich Ebert 1871–1905, München 1991 (<i>Andreas Wolf</i>)	4 S. 590
Perrault, Gilles: Auf den Spuren der Roten Kapelle, überarb. und erw. Neuaufl., Wien und Zürich 1990 (<i>Beatrix Herlemann</i>)	2 S. 280
Pike, David: Deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil, Frankfurt a.M. 1992 (<i>Helmar Klier</i>) (KA)	4 S. 624
Piraten, Swings und Junge Garde. Jugendwiderstand im Nationalsozialismus. Hrsg. von Wilfried Breyvogel, Bonn 1991 (<i>Kurt Schilde</i>)	3 S. 461
Politische Aspekte des Exils. Hrsg. von Thomas Koebner u.a., München 1990 (<i>Hermann Wichers</i>)	3 S. 470
Proletariat und bürgerliche Revolution (1830–1917). Hrsg. von Manfred Kossok und Editha Kross, Berlin/DDR 1990 (<i>Toni Offermann</i>)	3 S. 469

Real Wages in the 19th and 20th Century Europe. Historical and Comparative Perspectives. Ed. by Peter Scholliers, New York u.a. 1989 (<i>Sidney Pollard</i>).....	2 S. 276
Recht oder Rache? Buchenwald 1945–1950. Betroffene erinnern sich. Hrsg. von Hanno Müller, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Jan Foitzik</i>).....	2 S. 252
Reichard, Richard W.: From the Petition to the Strike. A History of Strikes in Germany, 1869–1914, New York u.a. 1991 (<i>Andrew G. Bonnell</i>).....	3 S. 454
Restauration und Revolution. Die Saarregion zwischen 1815 und 1850. Hrsg. von Johannes Schmitz, Saarbrücken 1990 (<i>Rüdiger Hachtmann</i>).....	3 S. 441
Rettet Ossietzky! Dokumente aus dem Nachlaß von Rudolf Olden. Hrsg. von Charmian Brinson und Martin Malet, Oldenburg 1990 (<i>Christoph Schottes</i>).....	3 S. 443
Reuter, Klaus: Lebensgeschichte und religiöse Sozialisation. Aspekte der Subjektivität von Arbeiterautobiographien aus der Zeit der Industrialisierung bis 1914, Frankfurt a.M. u.a. (<i>Michael Rudloff</i>).....	4 S. 575
Revolutionäres Potential in Europa am Ende des Ersten Weltkrieges. Die Rolle von Strukturen, Konjunkturen und Massenbewegungen. Hrsg. von Helmut Konrad und Karin M. Schmidlechner, Wien und Köln 1991 (<i>Ingo Materna</i>).....	2 S. 277
Riemer, Jehuda: Fritz Perez Naphtali. Sozialdemokrat und Zionist, Gerlingen 1991 (<i>Manfred Kreutzer</i>).....	3 S. 448
Ritter, Gerhard A. und Tenfelde, Klaus: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992 (<i>Andreas Wolf</i>).....	3 S. 452
Ritter, Gerhard A. und Niehuss, Merith: Wahlen in Deutschland 1946–1991, München 1991 (<i>Siegfried Schumann</i>).....	3 S. 462
De Roh, Thea und Lienhard, Ute: Zur Theorie einer sozial-elitären Demokratie, Frankfurt a.M. 1991 (<i>Daniel Küchenmeister</i>) (KA).....	4 S. 619
Rosenbaum, Monika: Frauenarbeit und Frauenalltag in der Sowjetunion, Münster 1991 (<i>Beate Fieseler</i>) (KA).....	4 S. 623
Rother, Bernd: Die Sozialdemokratie im Land Braunschweig 1918 bis 1933, Bonn 1990 (<i>Hans-Ulrich Ludewig</i>).....	3 S. 456
Ruck, Michael: Gewerkschaften, Staat, Unternehmer. Die Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933, Köln 1990 (<i>David E. Barclay</i>).....	1 S. 138
Rudloff, Michael: Weltanschauungsorganisationen innerhalb der Arbeiterbewegung der Weimarer Republik, Frankfurt a.M. u.a. 1991 (<i>Norbert Reichling</i>).....	3 S. 458
Senft, Gerhard G.: Weder Kapitalismus noch Kommunismus. Silvio Gesell und das libertäre Modell der Freiwirtschaft, Berlin 1990 (<i>Wilhelm Treue</i>).....	2 S. 253
Siebert, Josef Bernhard: Die Lage der Arbeiterschaft in der Rheinischen Braunkohlenindustrie. Nachdruck der Ausg. Bonn 1910, Reinbek b. Hamburg 1991 (<i>Karin Hartewig</i>).....	4 S. 582
Die slawische Sokolbewegung. Beiträge zur Geschichte von Sport und Nationalismus in Osteuropa. Hrsg. von Diethelm Blecking, Dortmund 1991 (<i>Věra Olivová</i>)	4 S. 617

- „... die SPD aber aufgehört hat zu existieren“. Sozialdemokraten unter sowjetischer Besatzung. Hrsg. von Beatrix W. Bouvier und Horst-Peter Schulz Bonn 1991 (*Thomas Franz*)..... 1 S. 141
- Spree, Reinhard: Lange Wellen wirtschaftlicher Entwicklung in der Neuzeit. Historische Befunde, Erklärungen und Untersuchungsmethoden, Köln 1991 (*Margrit Grabas*)..... 3 S. 439
- Schafranek, Hans: Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937–1941, Frankfurt a.M. 1990 (*Helmar Klier*)..... 2 S. 274
- Scharrer, Manfred: Organisation und Vaterland. Gewerkschaften vor dem Ersten Weltkrieg, Köln 1990 (*Jens Becker*)..... 2 S. 264
- Scheuer, Georg: Genosse Mussolini. Wurzeln und Wege des Urfaschismus, Wien 1985 (*Christian Riechers*) (KA)..... 2 S. 285
- Schmidt, Walter: Sozialistische Bestrebungen deutscher Arbeiter in St. Louis vor 1848, Berlin/DDR 1990 (*Hans-Arthur Marsiske*) (KA)..... 3 S. 472
- Schmiechen-Ackermann, Detlef: Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft. Bevölkerungswanderungen in der frühen Industrialisierung des Königreichs Hannover, Hildesheim 1990 (*Günter J. Trittel*)..... 2 S. 261
- Schmitz, Georg: Karl Renners Briefe aus Saint Germain und ihre rechtspolitischen Folgen, Wien 1991 (*Hubertus Buchstein*)..... 2 S. 250
- Schwiedrzik, Wolfgang Matthias: Träume der ersten Stunde. Die Gesellschaft Imshausen, Berlin 1991 (*Wolfgang Schroeder*)..... 4 S. 606
- Stadt und Moderne. Hannover in der Weimarer Republik. Hrsg. von Adelheid von Saldern, Hamburg 1989 (*Berthold Grzywatz*)..... 4 S. 598
- Strong, Cyril W.: My Life as a Newfoundland Union Organizer: The Memoirs of Cyril W. Strong. Ed. by Gregory S. Kealey, St. John's, Newfoundland 1987 (*Helga Woggon*)..... 4 S. 612
- Sziklai, László: Georg Lukács und seine Zeit. 1930–1945, Berlin/DDR und Weimar 1990 (*Karl Lauschke*)..... 1 S. 128
- Trevisan, Luca: Das Wohnungselend in der Basler Arbeiterbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Basel 1989 (*Karl Lang*) (KA)..... 4 S. 623
- Trotzki, Leo: Schriften 2. Über China. Bd.2.1 (1924–1928), Bd.2.2 (1928–1940). Hrsg. von Wolrad Bode u.a., Hamburg 1990 (*Thomas Zöllner*)..... 4 S. 584
- Trox, Eckhard: Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und „Militärpartei“ in Preußen zwischen 1815 und 1848/49, Stuttgart 1990 (*Rüdiger Hachtmann*)..... 3 S. 451
- Ulrich, Axel: Freiheit! Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold und der Kampf von Sozialdemokraten in Hessen gegen den Nationalsozialismus 1924–1938, Frankfurt a.M. 1988 (*Jacob Toury*)..... 3 S. 457
- Die Umwertung der sowjetischen Geschichte. Hrsg. von Dietrich Geyer, Göttingen 1991 (*Theodor Bergmann*)..... 4 S. 577
- Vaupel, Dieter: Spuren, die nicht vergehen. Eine Studie über Zwangsarbeit und Entschädigung, Kassel 1990 (*Carola Sachse*)..... 2 S. 266
- Vergangene Zukunft. Mutationen eines Feiertages. Hrsg. von Horst Dieter Braun u.a., Berlin o.J. [1991] (*Inge Marbolek*)..... 2 S. 256

Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute. Hrsg. von Thomas Brüsemeister, Berlin 1991 (Diethard Behrens).....	3 S. 447
Vogt, Helmut: Die Beueler Jutespinnerei und ihre Arbeiter, 1868–1961. Ein Beitrag zur Industriegeschichte des Bonner Raumes, Bonn 1990 (Toni Offermann).....	2 S. 260
Vorholt, Udo: Die Sowjetunion im Urteil des sozialdemokratischen Exils, Frankfurt a.M. u.a. 1991 (Jan Foitzik).....	2 S. 273
Walter Dirks. Bibliographie. Eingel. und bearb. von Ulrich Bröckling, Bonn 1991 (Wolfgang Schroeder) (KA).....	4 S. 619
Walter, Franz u.a.: Sozialistische Gesundheits- und Lebensreformverbände. Hrsg. von Peter Lösche, Bonn 1991 (Rolf Neuhaus).....	2 S. 266
Ward, Stephen R.: James Ramsay MacDonald: Low Born Among the High Brows, New York u.a. 1990 (Helga Woggon).....	1 S. 129
Weber-Felber, Ulrike: Wege aus der Krise. Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik in der Ersten Republik, Wien und Zürich 1990 (Rainer Schaefer).....	1 S. 144
Weichel, Thomas: „Wenn dann der Kaiser nicht mehr kommt . . .“. Kommunalpolitik und Arbeiterbewegung in Wiesbaden 1890–1914, Wiesbaden 1991 (Andreas Wolf).....	2 S. 263
Wessel, Harald: Münzenbergs Ende. Ein deutscher Kommunist im Widerstand gegen Hitler und Stalin. Die Jahre 1933 bis 1940, Berlin 1991 (Kurt Schilde).....	1 S. 130
Wilke, Manfred, Müller, Hans-Peter und Brabant, Marion: Die Deutsche Kommunistische Partei (DKP). Geschichte, Organisation, Politik, Köln 1990 (Ulrich Mähler).....	3 S. 463
Wilke, Manfred und Müller, Hans-Peter: SED-Politik gegen die Realitäten. Verlauf und Funktion der Diskussion über die westdeutschen Gewerkschaften in der SED und KPD/DKP 1961 bis 1972, Köln 1990 (Ulrich Mähler).....	2 S. 269
Wittrock, Christine: Die „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt am Main und ihre Absolventen, Frankfurt a.M. 1991 (Walter Mühlhausen).....	4 S. 599
Wörmann, Heinrich-Wilhelm: Widerstand in Charlottenburg, Berlin 1991 (Kurt Finker).....	4 S. 605
Wörsdörfer, Rolf: Klientel oder Klasse? Arbeiterbewegung und Sozialisten in einer städtischen Gesellschaft Süditaliens (Der Fall Messina 1900–1914), Frankfurt a.M. 1988 (Christian Riechers).....	2 S. 269
Wulf, Wolfgang und Steinbacher, Gerd: Geschichte und Praxis der Bildungsvereinigung Arbeit und Leben in Oldenburg, Oldenburg 1989 (Wolfgang Stelljes).....	1 S. 141
WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION	
Das Archiwum Lewicy Polskiej in Warschau (Feliks Tych).....	1 S. 153
Bemerkungen zu einer Rezension (Gerlinde Grahm).....	4 S. 626
Berichtigung zum Beitrag von Feliks Tych: „Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution“ (Feliks Tych).....	2 S. 289
Berliner Gesellschaft für Weltkriegs- und Faschismusforschung gegründet (Werner Röhr).....	2 S. 290

Die Bibliothek des ehemaligen Instituts für Marxismus-Leninismus in Prag (<i>Zdeněk Šolle</i>).....	1 S. 156
Für die Sicherung, Erschließung und Erforschung des Komintern-Archivs. Die Internationale Initiative Komintern-Archiv (<i>Jürgen Mothes und Bernhard H. Bayerlein</i>).....	1 S. 151
Das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung in Prag (<i>Lenka Bobíková</i>).....	1 S. 154
International Conference on the History of Mutual Societies, Paris 1–3 December 1992 (<i>International Association of Labour History Institutions</i>).....	1 S. 149
International Review of Social History Prize (<i>Marcel van der Linden</i>).....	1 S. 150
Johannes-Sassenbach-Gesellschaft gegründet (<i>Friedhelm Busse</i>).....	3 S. 474
Konferenz über die Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA ²) (<i>Jürgen Rojahn</i>).....	2 S. 288
Marx und Engels über die russische Diplomatie und den Panslawismus vor 1861 (<i>Hanno Strauß</i>).....	4 S. 625
Neues Mitteilungsblatt des „Förderkreises“ (<i>Gunter Krüschet</i>).....	1 S. 158
Die Niederlande finanzieren eine russische MEGA-Gruppe (<i>Jürgen Rojahn</i>).....	3 S. 473
Rettung der geheimen Moskauer Dokumente in Sicht (<i>Bernhard H. Bayerlein</i>).....	3 S. 473
Sozialforschung in der ehemaligen DDR erstmals der Öffentlichkeit zugänglich (<i>IZ Sozialwissenschaften</i>).....	1 S. 151
Die Vladimir Clementis Stiftung in Bratislava (<i>Svatopluk Zeman</i>).....	1 S. 154
Wenn es gestattet ist . . . Einwürfe zu Rainer Eckerts Ausführungen im Unabhängigen Historikerverband (UHV) (<i>Günter Benser</i>).....	3 S. 474
Wichtiger Erfolg bei den Bemühungen um die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) (<i>Jürgen Rojahn</i>).....	1 S. 150
Zum Bericht von Pedro Ribas über die Konferenz „Marxismus in Spanien“, in: IWK, H.3/92, S.406–411 (<i>Reiner Tosstorff</i>).....	4 S. 627
Zur in der IWK, Jg.28 (1992), H.2, S.289, enthaltenen Berichtigung zum Beitrag von Feliks Tych, (<i>Ottokar Luban</i>).....	3 S. 476
Zur Situation in Bulgarien (<i>Jivka Damianova</i>).....	1 S. 157
PROJEKTFRAGEBOGEN: H.1, S.159, H.2, S.291, H.3, S.477, H.4, S.XVII	

REGISTER DER AUTORINNEN UND AUTOREN

- | | | |
|--|---|--|
| Albert, Claudia
H.2, S.285, S.286 | Buchstein, Hubertus
H.2, S.250 | Gailus, Manfred
H.4, S.593 |
| Angress, Werner T.
H.4, S.615 | Buschak, Willy
H.4, S.608, S.616 | Gietinger, Klaus
H.3, S.319
H.4, S.478a |
| Barclay, David E.
H.1, S.138 | Busse, Friedhelm
H.3, S.474 | Ginzberg, Lew
H.2, S.259 |
| Barkai, Avraham
H.4, S.601 | Crüger, Herbert
H.1, S.123
H.2, S.252 | Grabas, Margit
H.3, S.439 |
| Bayerlein, Bernhard H.
H.1, S.151
H.3, S.473 | Damianova, Jivka
H.1, S.157 | Grahn, Gerlinde
H.4, S.626 |
| Becker, Jens
H.2, S.264
H.4, S.591 | Dettmer, Klaus
H.2, S.287 | Grzywatz, Berthold
H.4, S.537, S.595, S.598 |
| Beer, Tanja
H.2, S.268
H.4, S.620 | Drabkin, Jakow
H.2, S.259 | Hachtmann, Rüdiger
H.1, S.119
H.3, S.441, S.451, S.468 |
| Behrens, Diethard
H.3, S.447 | Eckert, Rainer
H.2, S.228 | Hartewig, Karin
H.4, S.582 |
| Benser, Günter
H.3, S.474 | Eifert, Christiane
H.1, S.132
H.4, S.618 | Haug, Wolfgang
H.4, S.511 |
| Berding, Helmut
H.1, S.132 | Eumann, Ulrich
H.1, S.119 | Hecht, Heidemarie
H.3, S.455 |
| van den Berg, Hubert
H.4, S.479, S.580 | Fieseler, Beate
H.4, S.623 | Heimann, Siegfried
H.1, S.52 |
| Bergmann, Theodor
H.4, S.577 | Finker, Kurt
H.4, S.605 | Henderson, William O.
H.3, S.471 |
| Blänsdorf, Agnes
H.1, S.122 | Foitzik, Jan
H.2, S.252, S.273, S.282, S.287 | Herlemann, Beatrix
H.2, S.280
H.3, S.444
H.4, S.578 |
| Bobíková, Lenka
H.1, S.154 | Franz, Thomas
H.1, S.97, S.141
H.2, S.284
H.3, S.412
H.4, S.554 | Hofschen, Heinz-Gerd
H.2, S.257 |
| Bonnell, Andrew G.
H.3, S.454 | Frohn, Franz Jean
H.1, S.103
H.2, S.240
H.3, S.428
H.4, S.560 | Hurwitz, Harold
H.4, S.609 |
| Brunner, Detlev
H.1, S.62 | | Jahn, Peter
H.4, S.583 |
| Bucholtz, Erika
H.4, S.554 | | Jansen, Christian
H.4, S.588 |

Jung, Dorothee H.2, S.233	Lauschke, Karl H.1, S.128, S.137 H.2, S.254 H.4, S.585	Münch, Hans H.1, S.120
Jung, Otmar H.1, S.125	Lindenberger, Thomas H.2, S.282 H.4, S.572	Neuhaus, Rolf H.2, S.266 H.4, S.596, S.597
Kaiser, Jochen-Christoph H.1, S.136	van der Linden, Marcel H.1, S.150	Neuland, Franz H.4, S.621
Kessler, Ralf H.1, S.142	Lorenz, Einhart H.4, S.624	Nick, Matthias H.4, S.621
Kiefer, Josef H.4, S.586	Luban, Ottokar H.3, S.476	Offermann, Toni H.2, S.260 H.3, S.469
Klein, Wolfgang H.4, S.589	Ludewig, Hans-Ulrich H.3, S.456	Olivová, Věra H.4, S.617
Klier, Helmar H.2, S.274 H.4, S.624	Machtan, Lothar H.2, S.161	Paetau, Rainer H.2, S.255
Knieriem, Michael H.4, S.594	Mählert, Ulrich H.1, S.124 H.2, S.269 H.3, S.463	Pohl, Karl Heinrich H.3, S.293
Knippschild, Dieter H.4, S.600	Marsiske, Hans-Arthur H.3, S.472	Pollard, Sidney H.2, S.276
Köbberling, Anna H.4, S.573	MarBolek, Inge H.2, S.256 H.3, S.421	Reichling, Norbert H.3, S.458
Konrad, Helmut H.4, S.533	Materna, Ingo H.2, S.277	Ribas, Pedro H.3, S.406
Kopper, Christopher H.3, S.442	Merk, Jan H.1, S.97 H.3, S.412	Riechers, Christian H.1, S.77 H.2, S.269, S.283, S.285
Kouparanis, Panagiotis H.2, S.271	Möhlhausen, Walter H.2, S.284 H.3, S.461 H.4, S.599	Röhr, Werner H.2, S.290
Kreutzer, Manfred H.3, S.448	Möthes, Jürgen H.1, S.151	Rojahn, Jürgen H.1, S.150 H.2, S.288 H.3, S.473
Krüschet, Gunter H.1, S.158	Müller, Gerhard H.2, S.223 H.3, S.459	Rother, Bernd H.4, S.523
Küchenmeister, Daniel H.4, S.619	Müller, Dirk H. H.1, S.139	Rudloff, Michael H.4, S.575
Lang, Karl H.2, S.273 H.4, S.623		Rupieper, Hermann-Josef H.2, S.286
Langkau, Götz H.3, S.466		

Sachse, Carola H.2, S.266	Stephan, Gerd-Rüdiger H.4, S.611	Walter, Franz H.1, S.21
von Saldern, Adelheid H.1, S.1	Stollberg, Gunnar H.2, S.262	Weinhauer, Klaus H.1, S.86
Schaefer, Rainer H.1, S.121, S.144	Strauß, Hanno H.4, S.625	Wehner, Markus H.1, S.92 H.3, S.395
Schilde, Kurt H.1, S.130 H.3, S.461	Strobel, Georg W. H.3, S.373	Wichers, Hermann H.3, S.470
Scholz, Otfried H.4, S.576	Tosstorff, Reiner H.1, S.146 H.3, S.440 H.4, S.627	Wolf, Andreas H.2, S.263 H.3, S.452 H.4, S.590, S.620
Schottes, Christoph H.3, S.443	Toury, Jacob H.3, S.457	Woggon, Helga H.1, S.129 H.3, S.464 H.4, S.612, S.622
Schroeder, Wolfgang H.4, S.606, S.619	Treue, Wilhelm H.2, S.253	Wolfrum, Edgar H.1, S.39
Schütte, Dieter H.4, S.592	Trittel, Günter J. H.2, S.261 H.4, S.608	Wyrwa, Ulrich H.1, S.144 H.3, S.450 H.4, S.614
Schumann, Siegfried H.3, S.462	Tych, Feliks H.1, S.153 H.2, S.289	Zeman, Svatopluk H.1, S.154
Schwarz, Michael H.4, S.602, S.603	Ullrich, Volker H.2, S.210	Zöller, Thomas H.4, S.584
Seidel-Höppner, Waltraut H.3, S.444	Ulrich, Axel H.4, S.579	
Šolle, Zdeněk H.1, S.156	Vorholt, Udo H.2, S.279	
Stelljes, Wolfgang H.1, S.141		



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS

Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

___ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges.....

5. **Laufzeit** von bis ungefährender Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung ...	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber** ? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
 Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
 Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
 (Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
 (Ort, Datum)

.....
 (Unterschrift)

Podium Progressiv

Theodor Bergmann/Mario Keßler
(Hrsg.)

Aufstieg und Zerfall der Komintern

Studien zur Geschichte ihrer Transformation (1919-1943)

PP 11, 264 S., DM 21.80, ISBN 3-89144-152-5

Theodor Bergmann

Aufstieg und Zerfall der Komintern

Dieter Engelmann

Komintern und USPD

Friedrich Firsov

Stalin und die Komintern

Mario Keßler/Yvonne Thron

Die Bolschewisierung der Komintern

Wladislaw Hedeler

Die »innere Zerfleischung« der Komintern

Jens Becker

Die »rechte« Opposition
und der 6. Weltkongreß

Alexander Watlin

Der »heiße Herbst« des Jahres 1928

Nicholas N. Kozlov/Eric D. Weitz

Betrachtungen über
die Ursprünge der »Dritten Periode«

Kirill Schirinja

Der Kampf in der Komintern
gegen die »rechte Abweichung«

P. Haferstroh/K. Kinner/Th. Schmidt

Zur Geschichte der
kommunistischen Kapitalismuskritik

Gert Schäfer

Der Faschismus und
die Kommunistische Internationale

Mario Keßler

Die Komintern und die jüdische Frage

Uwe Rüdiger

Die Dekolonisierungsdebatte

Mustafa Haikal

Die Komintern und die
»Antimperialistische Liga«

*Andreas Malycha/
Wladislaw Hedeler*

Die Stalinisierung der SED

PP 4, 98 S., DM 9.-, ISBN 3-89144-145-2

Ausgrenzung und Zerschlagung von Reformansätzen in der SED: Die Gründungsphase, Die beginnende Parteidebatte, Das Jahr 1948-Auftakt zur Stalinisierung, Auf dem Weg zur »Partei neuen Typs«, Der »Fall Erich W. Gniffke«, Methoden der Durchsetzung-die Parteisäuberungen, Der »Fall Rudolf Herrnstadt«, Die Zerschlagung des »modernen Revisionismus«; Von Stalin Lernen! Die Rezeption der Stalin-Werke in der DDR.

Peter Bierl

Rosa Luxemburg -

Die rote Demokratie

PP5, 110 S., DM 9.-, ISBN 3-89144-146-0

Demokratiethoretische Aspekte in den Schriften Rosa Luxemburgs: Der theoretische Bezugsrahmen, Der Revisionismusstreit, Die Massenstreikdebatte, Die Kontroverse mit Lenin, Zur Kritik der Oktoberrevolution, Sozialismus und Räteodemokratie, Philosophische Grundlagen, Konstruktion des Luxemburgschen Demokratiebegriffs.

Jens Becker

Der Widerstand der KPD-O im Faschismus

PP8, 109 S., DM 9.-, ISBN 3-89144-149-5

Die Rolle der KPD-O in der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik; Der organisierte Widerstand; Die KPD-O in den Mühlen der NS-Justiz; Politische Probleme 1933 und die Einschätzungen der KPD-O

Thomas Friedrich

»Welch eine Kraft es gab, als Stalin sprach«, Personenkult und SED

PP9, 98 S., DM 9.-, ISBN 3-89144-150-9

Bestellungen an:

Pahl-Rugenstein-Verlag

Breite Straße 47, 5300 Bonn

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Archiv

für die Geschichte des
Widerstandes und der Arbeit

Heft 12, ISBN 3-88663-412-4, 288 S., DM 26,-

Fritz Keller: Von Lenin zu Stalin.

Kontinuität und Bruch in der russischen Deutschlandpolitik

Dirk Heißerer: Einsteins Verhaftung.

Materialien zum Scheitern eines revolutionären Programms in Berlin und Bayern 1919

Marianne Kröger: Carl Einstein im Spanischen Bürgerkrieg:

Gratwanderungen zwischen Engagement und Desillusionierung.

Die Jahre 1937 und 1938 anhand von Briefen und des Interviews in "La Vanguardia" vom 24. Mai 1938

Carl Einstein erläutert den Mehrfrontenkrieg und die Kriegspläne des Nazifaschismus

Václav Tomek: Tschechischer Anarchismus um die Jahrhundertwende

Wolf Raul: Vorschein und Nachwehen -

Hugo Sonnenschein. Ein Dichter gerät in die Politik

Hugo Sonnenschein, Das närrische Büchel (1910)

Jochen Schmück: Der deutschsprachige Anarchismus und seine Presse.

Ein Forschungsbericht

Rezensionen und Hinweise

Abonnements (20 % billiger) und Bestellungen über die Redaktion:

c/o Wolfgang Braunschädel, Oskar-Hoffmann-Str. 121,

D-4630 Bochum 1,

GERMINAL-Verlag, Widumestr. 11, 4630 Bochum 1,

oder über den Buchhandel